

23 768



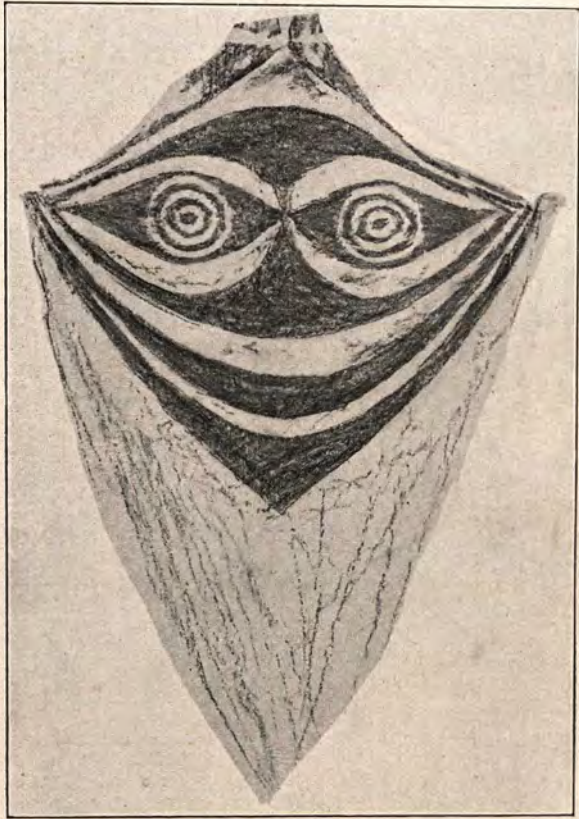
Friedrich Burger
Unter den
Kannibalen
der
Südsee







Unter den Kannibalen der Südsee



Geisterdarstellung auf einem Tanzbeil
Rüstenvolk der Gazelle-Halbinsel



Mitubild auf Nuhuroa (Klein Rei)
(Rap. IV)

1523

Unter den Kannibalen der Südsee

Studienreise
durch die Melanesische Inselwelt

von

Dr. Friedrich Burger

Mit 31 Bildtafeln, einer Landkarte und
mehreren Kartenstizzen



1 9 2 3

Verlag Deutsche Buchwerkstätten
Dresden

*lit. polsk
Oceanica*

CBGIÓŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5167730

Kol



23768

Alle Rechte, insonderheit das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright 1923 by Verlag Deutsche Buchvertriebsanstalt, Dresden

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig

IBORANCA
Kahnorzhlorde
Tchessat amomera

Inhaltsverzeichnis

	Seite
I. Kapitel. Singapore	1
II. Kapitel. Java	17
III. Kapitel. Die Molukken	37
IV. Kapitel. Die Keiz und Aruinseln	55
V. Kapitel. Neu-Guinea	74
VI. Kapitel. Rabaul	88
VII. Kapitel. Auf Toma	99
VIII. Kapitel. Die Strafexpedition	116
IX. Kapitel. In den Bainingbergen	128
X. Kapitel. Die Eingeborenen auf Matupit. Eine Rundreise durch den Archipel	151
XI. Kapitel. Auf Bougainville	173
XII. Kapitel. Die letzten Wochen in Rabaul und in Australien	200



Eschale mit Fischornamenten, Küstenbevölkerung von Neu-Guinea

Vorwort

Meine ethnologische Studienreise nach den Südsee-Inseln, die ich in den Jahren 1911/1912 im Auftrage des Linden-Museums zu Stuttgart unternahm, um mit den bis dahin beinahe völlig unbekanntem Bergvölkerstämmen jener Eilande in Verbindung zu treten, ist mir die lichteste Erinnerung in den trüben Ereignissen, die bald nach meiner Rückkehr der Weltkrieg über unser Vaterland beschwören sollte. Meine Reise war reich an großen, ja gewaltigen Eindrücken und abenteuerlichen Erlebnissen, reich an Erfolgen, aber ebenfalls an Anstrengungen und Entbehrungen. Und als ich jetzt, nachdem zehn Jahre darüber hingegangen, seit ich jene fernen Eilande betreten, meine Aufzeichnungen zu einem Buche zusammenfaßte, wurde mir die Erinnerung wieder so lebendig an meine Forschungsgebiete, die in den Gebirgsgegenden jener im unendlichen Ozean zerstreuten Inseln, inmitten des undurchdringlichen Urwaldes liegen, und die in einer unergleichlichen Schönheit, wie sie nur die Tropen bieten, weltabgeschlossen, die Heimat primitiver Völkerstämme bilden, daß ich hoffen darf, daß meine Schilderungen einen nachhaltigen Eindruck jener Erlebnisse in meinen Landsleuten auslösen.

Auf dem Wege nach Neu-Britannien hielt ich mich 4 Monate auf den südlichen Molukken auf, wo ich Gelegenheit hatte, die abgelegenen Kei-Inseln zu besuchen und ihre hochinteressanten Bewohner kennenzulernen.

Nur wenige Gebiete gibt es, wohin die weiße Rasse ihren Fuß noch nicht gesetzt hat; zu ihnen gehört auch der Urwald von Neu-Guinea und die benachbarte Inselwelt. Dort finden wir den auf der Anfangsstufe alles Seins zurückgebliebenen Menschen. Ihn in seinem Denken und Fühlen, in seinen Leiden und Freuden der Mitwelt nahe zu bringen, und das Interesse an überseeischen

Ländern und Völkern wachzurufen, möge diesem Buche vergönnt sein, von dem ich hoffe, daß es auch einen Begriff vermittelt von den landschaftlichen Schönheiten, der Flora und Fauna jener Inselwelt, die einstmals zum Teil zum kolonialen Besitz Deutschlands gehörte.

Die dem Buche beigegebenen Photographien sind zum größten Teil meine Originalaufnahmen. Meine Reiseroute ist auf den beigegebenen Karten eingezeichnet.

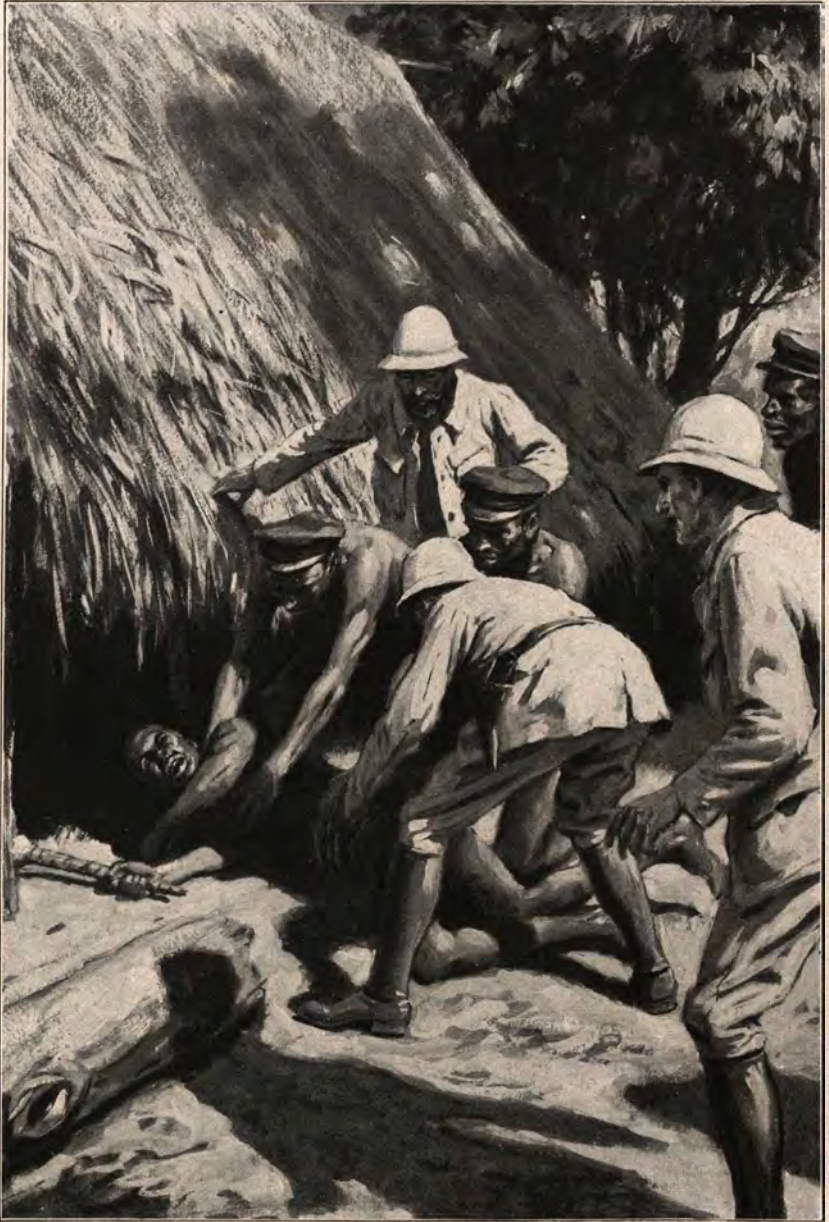
Dr. Friedrich Burger.





Singapore: Palmenlandschaft

Phot. Otto Haeckel, Berlin



Strafexpedition gegen die Swiit
(Rap. II)



Erstes Kapitel

Singapore

Bedeutung der Stadt — Geld- und Hotelwesen — Sport und Geselligkeit — Die farbige Bevölkerung — Wohnungsverhältnisse — Krankheiten — Das Opiumrauchen — Mädchenhandel — Aus dem Leben der Dravida — Europäische Bungalows — In Johore — Ein chinesisches Monte Karlo — Der botanische Garten — Das Raffles-Museum

„Sie werden nicht lange in Singapore bleiben,“ meinte mein alter Freund und Rabinengenosse M. Decker, als er sich von mir verabschiedete, um die Reise nach seiner Heimatinsel Java anzutreten. Ich aber hielt mich trotzdem noch wochenlang in Singapore auf, denn ich stand ganz unter dem Banne der fesselnden Eindrücke, die das flutende, wechselnde Treiben dieser Tropenriesenstadt auf jeden zugereisten Europäer macht.

Noch vor etwa 100 Jahren war die auf der, dem Süden der malaiischen Halbinsel vorgelagerten, gleichnamigen Insel gelegene

Stadt Singapore (Sprich: Singapur) ein elendes malaiisches Fischerpfahldorf. Sir Stamford Raffles, ein weitblickender Engländer, war es, der die hervorragend günstige Lage des Platzes und seine Bedeutung als Ausfuhr- und Durchfuhrhafen für die Produkte des malaiischen Archipels sowohl als auch Hinterindiens erkannte und seine Regierung bestimmte, Insel und Hafen für den geringen Preis von 60 000 Dollar und eine jährliche Rente von 20 000 Dollar von dem Sultan von Johore zu erwerben.

Schon bei der Besitzergreifung der Insel durch Sir Stamford Raffles im Jahre 1819 wurde Singapore zum Freihafen erklärt, und dieser Umstand ist für die weitere Entwicklung des Platzes von ausschlaggebender Bedeutung gewesen. Der zähe englische Kaufmann und der zielsichere chinesische Unternehmer haben Singapore zu dem gemacht, was es heute ist, nämlich zum ersten Zentralpunkt des indischen Transithandels, dem bedeutendsten Freihafen Indiens. Der Transithandel ist der Lebensnerv der Stadt, und dem gegenüber treten die einzelnen Industriezweige völlig in den Hintergrund. Die Industrie hat in den Tropen, unter den ungünstigen klimatischen Bedingungen, überhaupt nicht die Entwicklungsmöglichkeit, die ihr die gemäßigte Zone bietet.

Bedeutend sind in Singapore die Industriezweige zur Gewinnung und Zubereitung indischer Produkte: Die Öl-, Rotan- und Sagoindustrrie. Ferner besitzt Singapore ansehnliche Schiffswerften und Docks.

Singapore ist einer der teuersten Plätze Indiens. Einheitsmünze ist der mexikanische Dollar = 2,40 Goldmark, während auf Ceylon die Rupie = 1,40, in Niederländisch-Indien der Gulden = ca. 1,65 Goldmark dem Geldverkehr zugrunde gelegt wird.

In Batavia zahlte ich für eine Tagespension 5 Gulden, in Colombo im Galle Face-Hotel 7 Rupien, in Singapore aber mußte ich im Hotel d'Europe 9 Dollar zahlen, und in dem zwar großen, aber durchaus nicht besseren Raffles-Hotel sogar 12 Dollar. Dabei ist die Verpflegung in mancher Beziehung sogar noch schlechter wie in Batavia und Colombo.

Diese Riesenhotelunternehmungen müssen bei dem hier herrschenden starken Reiseverkehr glänzende Geschäfte machen.

Die Hotels bestehen aus imposanten Gebäudekomplexen, die, in der Nähe des Hafens gelegen, einen besonderen Stadtteil für sich ausmachen.

Einfach ist das Zimmer des Gastes, die Wände weiß getüncht, ein hartes, breites Bett, ein Tisch, ein Stuhl und ein Schrank machen die ganze Zimmereinrichtung aus. Jeder Gast hat aber neben seinem Zimmer einen Baderaum. Dort steht eine Sonne mit Wasser, daran hängt ein Eimerchen. Hat nun der Gast das Bedürfnis sich zu erfrischen, so füllt er das Eimerchen mit Wasser und läßt sich das kühlende Naß über den Körper laufen. Das Wasser fließt sofort ab.

Diese merkwürdige und höchst zweckmäßige Einrichtung haben die Europäer, wie so manches andere, von den Eingeborenen übernommen.

Im Gegensatz zu den einfachen Privaträumen stehen die komfortablen Lese-, Billard- und Rauchzimmer mit ihren obligaten Faulenzerstühlen, sowie die luxuriös ausgestatteten Gesellschaftsräume, in denen sich des Abends die Herren im Smoking und die Damen in großer Toilette zu unterhalten pflegen.

Schon in Mount Lavinia bei Colombo war es mir aufgefallen, daß ein Deutscher mit der Leitung des Hotels betraut war, hier im Hotel d'Europe war ebenfalls ein Deutscher der manager.

Mein Hotel war nur durch einen Straßendamm von der Esplanade getrennt, jenem großen Rasensportplatz, der unmittelbar am Hafen gelegen, mit seiner ringsumher laufenden Allee alter ehrwürdiger Waringenbäume zu den vornehmsten Anlagen Singapores gehört. Seitwärts von diesem Platze liegt die St. Andrews' Kathedrale.

Es ist auffallend und recht charakteristisch für den Engländer, daß er bestrebt ist, hier in den Tropen dasselbe Leben zu führen wie in England. Der Holländer in Niederländisch-Indien geht von anderen Gesichtspunkten aus. Tag für Tag konnte ich be-

obachten, wie sich die englischen Sportsfreunde trotz der größten Hitze auf dem Rasenplatz der Esplanade umhertummelten. Neben den bekannten englischen Sportspielen werden auch Pferderennen und Rudersport hier nicht vernachlässigt.

Diese Spiele, mäßig betrieben, haben entschieden ihre guten Seiten, denn sie geben dem Menschen hier die geistige und körperliche Frische, die er braucht, um nicht zu erschlaffen.

Überhaupt ist das gesellige Leben hier heiter und anregend. Man muß anerkennen, daß der Engländer sich vor dem Kriege allen anderen Nationen, auch den Deutschen gegenüber, sehr entgegenkommend verhielt. Die Zahl der Deutschen war hier nicht gering, und die angesehensten Handelshäuser waren in deutschen Händen. Die ansässigen Ausländer waren den Engländern hinsichtlich der Rechte und Pflichten vollkommen gleichberechtigt. Von dem geselligen Treiben der Weißen zeugten die imposanten Klubgebäude, von denen das außerhalb der Stadt gelegene, sehr komfortabel eingerichtete deutsche Klubhaus sich wegen seiner von der Stadt entfernten Lage leider nur eines geringen Zuspruchs erfreute.

Nach des Tages Last und Mühe pflegte ich mir wohl des Nachmittags vor Sonnenuntergang eine Jinriksha (Stuhlwagen von einem Kuli gezogen) zu mieten und mich langsam durch die Anlagen und die sich daran anschließenden, von modernen, in europäischem Stil gehaltenen Gebäuden, Banken und Geschäftshäusern eingefakten Straßen der Europäerstadt fahren zu lassen. Jetzt sind diese Straßen, welche tagsüber beinahe ausgestorben sind, voll flutenden fesselnden Lebens. Das reiche, das vornehme Singapore ist unterwegs.

In einer eleganten, von edlen Pferden gezogenen Equipage läßt sich die Gattin eines europäischen oder indischen Großkaufmanns durch die Anlagen fahren. Ein hinter ihr stehender malaiischer „Boy“ schützt mit aufgespanntem Schirm ihr zartes Gesicht vor den noch immer sengenden Strahlen der Sonne. Aber nicht nur Europäer, auch reiche Chinesen, Araber und Parsen fahren langsam durch die Straßen, sei es um frische Luft zu genießen, sei es

um mit den wertvollen Equipagen vor den Mitbürgern zu paradien. Bescheidener ist schon die japanische Kurtisane, die sich mit einer einfachen Jinriksha begnügt.

Rein Weißer oder Farbiger, der auf Ansehen Wert legt, geht hier zu Fuß, und er tut gut daran, denn der Farbige hält den Fußgänger für einen armen Schlucker und behandelt ihn danach. Der Europäer aber muß hier seine Autorität wahren, die lediglich auf seiner hervorragenden wirtschaftlichen Position, sowie auch auf der politischen und militärischen Überlegenheit seines Mutterlandes beruht.

Obwohl der Europäer an Intelligenz den Chinesen bei weitem überragt, ist er doch in anderer Hinsicht diesem wieder nicht gewachsen. Der Chineser ist der geborene Kaufmann. Mit zäher und brutaler Rücksichtslosigkeit, die sich mit Schlaueit paart, verfolgt der chinesische Großkaufmann seine weitgesteckten Ziele. Dabei kommt ihm nicht nur seine leichte klimatische Anpassungsfähigkeit, sondern vor allem auch seine den Eingeborenen vertrauten Umgangsformen zu statten. So ist denn der Chineser in Singapur ein ebenbürtiger Konkurrent des Europäers, ja, es soll hier sogar mehr chinesische wie europäische Dollar-Millionäre geben.

Allerdings ist Singapur beinahe eine reine Chinesenstadt. Unter den 250 000 Einwohnern Singapures befinden sich nicht weniger als 170 000 Chinesen. Demgegenüber spielen die autochthonen Malaien, die ursprünglichen Herren dieser Insel, mit ihren 30 000 Einwohnern nur eine untergeordnete Rolle; sie kommen nicht über den Stand eines Kleinrämers hinaus und sind in der Regel indolent und träge. Als Diener, Gehilfen und Pferdewärter werden sie auch von den Europäern bevorzugt. „Ein Chinesischer Gehilfe“, so erzählte mir ein deutscher Photograph, „würde als intelligenter Mensch seinem Chef die Kunst bald absehen und sich als Konkurrent im gleichen Fache betätigen — bei dem denkfaulen Malaien aber ist solches weniger zu befürchten.“

Die Zahl der Europäer, hauptsächlich Engländer, aber auch Deutsche, Schweizer und Franzosen, beträgt in Singapore etwa 4000. Die übrigen Einwohner setzen sich aus den verschiedenartigsten Volkstypen zusammen. Beinahe alle Nationen und Religionsbekenntnisse sind hier vertreten. Der dunkelbraune Dravida aus Vorderindien mit seinem geschmeidigen, starkbehaarten Körper und den ebenmäßig geformten und ansprechenden Gesichtszügen ist ein Hindu, Anhänger des Schivakultes. Seine Zugehörigkeit zu diesem Kult deuten die horizontalen Kreidestriche auf seiner Stirn an. Er ist in erster Linie als Erdarbeiter tätig. Der gelbe Malaie bekennt sich zum Islam, er verachtet den Chinesen als Schweinefleischesser und lebt in einem besonderen Stadtquartier als Kleinrämer und Händler. Der buddhistische Chineser ist in allen Berufen tätig. Er ist ein Mann der Arbeit, ein ebenso geschickter Handwerker wie kluger Kaufmann und zuverlässiger Beamter der englischen Verwaltung. Seine Lebensbedürfnisse sind gering. Der Reis macht den Hauptbestandteil der Nahrung des chinesischen Kulis aus, daneben bilden häufig übelaussehende gallertartige Seetiere oder das Fleisch einer gefangenen Ratte die willkommene Zuzufuhr.

Verlassen wir das elegante Europäerviertel mit seinen schmucken, im indo-europäischen Stile gehaltenen Gebäuden und wandern wir durch die schnurgeraden, von schmutzigen blauen und gelben Häusern eingefassten Straßen der Chinesenstadt, deren Seitengassen sehr häufig von dem oberen Teile der Häuser überwölbt sind, so sehen wir den fleißigen Chinesen bei der Arbeit. Jedes Handwerk hat sein bestimmtes Quartier. Alle Geschäfte werden auf offener Straße besorgt. Hier formt der Töpfer seine Tonwaren, dort fertigt der Sesselflechter die Strohsessel für Schiffspassagiere, die hier sehr preiswert zu haben sind. Der am meisten beschäftigte Mann aber ist der Barbier, der nebenbei auch die Geschäfte des Ohrenreinigers besorgt.

Die wunderlichsten Straßenbilder treten uns hier auf Schritt und Tritt entgegen. Dort sitzt ein feister Chineser mitten auf dem

Straßendamm und läßt sich von seinem Verschönerungsrat nicht nur den Schädel, sondern auch den ganzen Oberkörper rasieren. Haare duldet der Chinese eigentlich nur an seinem langen Zopfe, der übrigens seit der Vertreibung der Mandschudynastie der europäischen Haartracht hat weichen müssen. Dieser berühmte Zopf, die Zierde jedes guten Staatsbürgers, war nämlich keine ursprünglich chinesische Tracht, sie wurde erst im siebzehnten Jahrhundert von den nordischen Mandschus zwangsweise eingeführt. Als aber vor einer Reihe von Jahren die Dynastie entfernt und das Reich der Mitte zur Republik gemacht wurde, da hatte man nichts Eiligeres zu tun, als auch das Emblem des dem Südhinesen so verhaßten Mandschutums, den Zopf, zu verbieten, und viele Chinesen haben bei dieser Gelegenheit als überzeugte Republikaner ihren würdevollen Kopfschmuck verbrannt. Jedenfalls gelang es mir nicht, trotz aller Bitten, von meinen chinesischen Freunden in der Südsee, wo ich mich damals aufhielt, einen Zopf zu erhalten. Ich hätte ihn gern als kostbare Erinnerung an die gute alte Zeit einem deutschen Museum einverleibt.

Der Aufenthalt in Singapore ist den meisten dieser Leute nur Mittel zum Zweck. Alles arbeitet, schafft und erwirbt hier, um möglichst schnell zu Reichtum zu kommen. Hat der Chinese sein Schäflein im Trocknen, so verläßt er Singapore, um wieder nach China zurückzuwandern. Niemand will hier sterben, alle wollen in China begraben sein. Und doch muß mancher arme Chinese hier sein Leben lassen, denn trotz des gesunden, beinahe fieberfreien Klimas wüthen hier die schlimmsten Krankheiten des Orients. Der nie nachlassende Zustrom von Menschen aus aller Herren Ländern, die überaus ungünstigen, schmutzigen und engen Wohnungsverhältnisse und vielleicht auch die alle Lebenskraft verzehrenden Leidenschaften, denen der Chinese huldigt, haben Krankheiten aller Art im Gefolge: Lepra, Gues und andere Seuchen finden unter diesen Bedingungen einen überaus günstigen Nährboden. Zahlreiche Krüppel liegen auf der Straße, deren mit eiternden, brandigen Wunden bedeckte, zum Teil schon völlig

abgefressene Glieder uns ein ebenso schauriges wie abstoßendes Bild von den verheerenden Wirkungen der Lepra bieten. Ausgestoßen aus ihrer Behausung, müssen sich diese Unglücklichen unter dem Straßenschutt und Schmutz ihre kümmerliche Nahrung zusammenfuchen.

Auch Leichen fand ich wiederholt auf der Straße. Die Chinesen pflegen nämlich die Leichen Verstorbener vielfach auf die Straße zu legen, um sich den mit der Bestattung verbundenen Plackereien zu entziehen. Vielleicht spielen hierbei auch abergläubische Beweggründe mit. Jedenfalls ist der Chineser die verkörperte Selbstsucht und kümmert sich wenig um seine leidenden Mitmenschen. Allerdings wird kein Chineser die Leiche seines Vaters oder eines Familienangehörigen auf die Straße legen, denn das wäre ein Frevel, der den Täter niemals zur Ruhe kommen ließe. Ist doch China noch heute das Stammland des patriarchalischen Familienkultes, wie ihn der große Konfuzius schon vor mehr als 2000 Jahren gepredigt hat. In der Stadt Singapur wohnen in schmutzigen Löchern oft die verschiedensten Menschen dicht beieinander, Leute, die gar nichts miteinander zu tun haben. Stirbt nun solch ein armer Teufel, so sind die übrigen Bewohner froh, wenn sie seine Leiche aus dem Wege geschafft haben, damit der Geist des Verstorbenen das Haus nicht mehr unsicher machen kann. Es sollen hier in Singapur unter Einrechnung der Kinder wöchentlich auf 1000 Einwohner 40 Tote kommen.

Schon häufig bin ich gefragt worden, ob denn der Chineser überhaupt Nerven habe. Trotz ihrer Absurdität hat diese Frage doch im gewissen Sinne ihre Berechtigung. Betrachten wir einmal den chinesischen Kuli. Er arbeitet den ganzen Tag hindurch, ist nur einige Happen Reis mit Gallert oder Fisch, wohnt unter den ungünstigsten Bedingungen und bleibt dabei doch gesund und arbeitsfähig. Dazu kommt noch, daß der Chineser, vom Millionär bis zum Kuli, den Leidenschaften frönt, die seine Gesundheit und sein Nervensystem langsam zugrunde richten müssen: Opium, Weib und Spiel.

Das Opium wird aus der Fruchtkapsel des Gartenmohns gewonnen, und zwar wird die unreife Fruchtkapsel aufgeritzt. Der in den Kapselwänden aufgespeicherte milchige Saft quillt in Tropfen heraus, welche an der Luft erhärten. Die erhärteten Körnchen werden dann abgeschabt und zu Ballen zusammengesetzt. Die auf diese Weise gewonnene Masse ist das Opium. Uralt ist die Opiumkultur, jedoch wurde in den frühesten Zeiten das Opium lediglich zu medizinischen Zwecken verwendet. Die Sitte des Opium-Rauchens stammt aus Java und wurde von dort aus über Formosa nach China verpflanzt. Hier bürgerte sie sich im siebenzehnten Jahrhundert allgemein ein, und trotz aller Verbote und grausamen Strafen gelang es der Regierung nicht, das Laster zu unterdrücken. Nach der Eroberung Indiens durch die Engländer wurden große Mengen von Opium nach China eingeschmuggelt und der Handel blühte vortrefflich. Im Jahre 1839 konfiszierte die chinesische Regierung 1 200 000 kg Opium auf den einlaufenden Handelsschiffen und versenkte sie in das Meer. Die Folge war der bekannte Opiumkrieg. Im Frieden zu Nanking 1843 mußte China allein 30 000 000 Franken für das versenkte Opium bezahlen und wurde später, nach einem zweiten Kriege, zur Anerkennung unbeschränkter Opiumeinfuhr gezwungen. Trotzdem hat die chinesische Regierung den Kampf gegen das Opium weitergeführt, und neuerdings, wie es scheint, mit Erfolg. Hier in Singapur aber stand das Opium-Rauchen zur Zeit meines Aufenthaltes noch in voller Blüte. Die englische Verwaltung verschließt sich nicht gern eine Einnahmequelle, die jährlich Millionen einbringt. Ein chinesischer Unternehmer hatte das Opium-Monopol von der Regierung gegen eine monatliche Abgabe von 300 000 Dollar gepachtet. Aber trotz dieser erheblichen Abgabe kam der Mann noch glänzend auf seine Kosten, denn in Singapur allein wurde jährlich für 6 000 000 Dollar Opium konsumiert. Jeder Chinese will sein Opium rauchen, und der reiche Fabrikherr und Minenbesitzer außerhalb der Stadt richtet bei seinem Unternehmen Opium- und Freudenhäuser ein. Da nun weit und breit

kein Opium zu haben ist, so sieht sich der Kuli genötigt, die zum Betriebe gehörigen Stätten der Lust aufzusuchen und dem verhassten Brotherrn wieder einen Teil seines sauer verdienten Lohnes in die Tasche zu spielen.

Wiederholt habe ich eine Opiumstube aufgesucht, nicht, um mich den Rauchgelüsten hinzugeben, sondern um die Raucher bei ihrem Tun zu beobachten. Angenehm ist der Aufenthalt in diesen Stuben nicht. Gleich beim Eintritt strömte mir ein süßlicher, höchst unangenehmer Duft entgegen. Ringsumher ruhten auf einer an der Wand angebrachten Pritsche, nebeneinander gelagert, bleiche, mumienhafte Gestalten, theils schlafend, theils rauchend. Da das Opium sehr teuer ist, so raucht der ärmere Chinese die Masse, die schon ein anderer geraucht hat, noch einmal. Das Opium wird über einer brennenden Lampe gekocht, die Masse dann um eine Nadel gewickelt, nochmals gekocht und in die etwa stricknadelgroße Öffnung des Pfeifenkopfes eingelassen. Dieser Pfeifenkopf ist am mittleren Theile des überall gleichmäßig geformten Rohres angebracht. Der Raucher nimmt das Mundende des Rohres in den Mund, hält den Pfeifenkopf über die Lampe und tut einige kräftige Züge, den Rauch lange im Munde behaltend und ihn dann in dichten Wolken ausspeiend. Da die Pfeife nur 3 bis 4 Züge enthält, so tritt die betäubende Wirkung erst nach der fünften oder sechsten Pfeife ein.

Ein mäßiger Opiumgenuß ist nicht schädlich, da das Individuum hierdurch bei geringer Nahrungsaufnahme zur Ertragung harter Strapazen befähigt wird. Aber wie bei allen derartigen Genußmitteln, so ist auch hier der Mißbrauch des Opiums, der übermäßige und leidenschaftliche Genuß vom Ubel, er wirkt verheerend auf den Körper ein.

Wie alle großen Seestädte, so besitzt auch Singapore ein übel verrufenes Quartier. Fahren wir des Nachts durch gewisse Straßen des Hafenviertels, so bemerken wir eine Reihe glänzend erleuchteter Häuser, und vor diesen Häusern stehen in phantastischen Kostümen, je nach der Straße gesondert, Mädchen der ver-

chiedensten Nationen, die eifrig bestrebt sind, die Aufmerksamkeit des Passanten, besonders des Europäers, auf sich zu lenken. Mit aufdringlichem Geschrei und frechen Gebärden drängen sich die dunkeln Samulinnen an den Wagen heran. Ihre unreine Haut und die kreischenden Stimmen machen einen abstoßenden Eindruck auf den Europäer. Etwas zurückhaltender benehmen sich die Malaiinnen, während die Mädchen aus dem Reiche des Mikado auch in dieser Situation den den Töchtern dieses Landes eigenen Anstand wahren. Sogar einige Europäerinnen habe ich in der Japan-street bemerkt. Also ein Jochiwara in Singapore. Nur sitzen die kleinen Japanerinnen nicht wie in Tokio in vergitterten Käfigen. Hier hat vielmehr die ganze Einrichtung ein internationales Gepräge. Auffallend war mir das Fehlen der Chinesinnen. Diese sind überhaupt den Europäern gegenüber sehr zurückhaltend und treten dadurch in Gegensatz zu den ihnen so nahe verwandten Japanerinnen. Ich habe in fast allen Seestädten des Ostens bis zur fernen Südsee hin japanische Kurtisanenquartiere angetroffen. Es ist bezeichnend für die Stellung der Frau in Japan, daß der Mädchenhandel in keinem Lande der Welt vor dem Kriege so schwunghaft betrieben wurde wie gerade in Japan. Wie mancher selbstsüchtige Vater aus ärmeren Kreisen hat hier seine Tochter an einen Händler oder Unternehmer verschachert, um auf diese Weise ohne Arbeit zu Geld zu kommen. Die armen Wesen kehren, wenn sie nicht gänzlich zugrunde gehen, erst nach Jahren in ihre Heimat zurück und finden, da sie jetzt nicht mehr ganz ohne Mittel sind, in der Regel noch einen Mann. Jedenfalls hoffen alle diese Mädchen noch glückliche Ehefrauen zu werden. Ob sie auch, wie vielfach behauptet wird, als Spione im Dienste der japanischen Regierung tätig sind, mag dahingestellt bleiben.

Von allen den Rassen und Nationen, die diese große Hafenstadt birgt, haben die den Samulen nahe verwandten dunkelfarbenen Draviden mich immer am meisten interessiert. Sie sind als niedere Arbeiter tätig und schließen sich streng von der übrigen Gesellschaft

ab. Mit ihren edelgeschnittenen, ernstern Gesichtern und ihrem stillen und zurückhaltenden Wesen machen sie einen überaus sympathischen Eindruck.

Ihre mit Türmen und Zinnen gekrönten Tempel, deren Wände mit Skulpturen aller Art, mit Götter- und Tierornamenten überladen sind, gehören zu den merkwürdigsten Bauten der Stadt. Regelmäßig des Abends zwischen sieben und acht Uhr ertönen die Glocken des Tempels und dann strömen von allen Seiten Scharen von Hindus in den Tempelraum, wo die Gestalten Brahmas, des Schaffers, Wischnus des Erhalters und Schiwas des Zerstörers thronen. Vor dem Altare des Schiwa opfern sie Weihrauch und werfen sich betend zu Boden, mit dem Kopfe die Matten berührend. Währenddessen halten die Priester einen feierlichen Umzug durch den Tempel und blasen dabei aus langen silbernen Posaunen.

Die Hindus leben nach ganz besonderen Normen. Häufig werden sie von ihren Familien schon im jugendlichsten Alter verheiratet. Traurig ist das Loos der Ehefrau, noch trauriger das der Witwe.

Ich war einmal in Georgetown auf Penang bei einer Hindu-totenfeier zugegen. Mit einigen Reisegefährten schlenderte ich durch die Straßen, als plötzlich ein anhaltender dumpfer Trommelschlag ertönte. Indem wir der Richtung des Trommelschlages folgten, befanden wir uns bald in einer großen Halle mitten unter dunkelfarbigen Hindus. Bei unserem Eintreten verstummte der Trommelschlag. Die schönen geschmeidigen Menschen schauten uns zuerst staunend und schweigend an, nahmen uns aber bald freundlich auf und führten uns zu einer auf einer Bahre liegenden Leiche. Der Tote, ein Mann in den besten Jahren, lag in seinem schönsten Schmucke mit zugebundenem Munde auf einer Decke. Ringsumher standen mit traurigen Gesichtern seine Unverwandten. Völlig verzweifelt aber gebärdete sich die junge Witwe. Mit ihren Fingernägeln zerfleischte sie sich die Brüste, und von Zeit zu Zeit laute Schreie ausstoßend, warf sie sich ungestüm über den Leichnam, sein Antlitz mit Küssen bedeckend.

Nachdem wir Platz genommen, setzte die Trommelmusik wieder ein; dumpf und traurig. Der Trommler, mit einer riesigen Felltrommel ausgerüstet, schlug mit zwei Taktstöcken auf beiden Seiten gegen die Trommel, wobei er seinen Körper nach dem Takte der Musik rhythmisch bewegte und von einer Pose zur anderen überging. Ein anderer Mann vervollständigte die Musik, indem er taktmäßig zwei Zinnteller gegeneinanderschlug.

Die Leichen der Hindus werden in der Regel nach der Sitte ihres Landes eingäschert. Die Sitte verlangte früher, daß die Witwe ihrem Gatten auf dem Scheiterhaufen in den Tod folgte. Diese Barbarei, die übrigens auch bei anderen Völkern bestanden hat, wurde in der Mitte des vorigen Jahrhunderts unter dem Einflusse der Engländer allmählich abgeschafft. Aber auch jetzt ist das Loos der Hinduwitwe kein beneidenswertes, da sie mancherlei Beschränkungen und Demütigungen ausgesetzt ist.

Außerhalb der Stadt, inmitten parkartiger, vom dichten Laube der heiligen Waringe beschatteter Gärten, liegen die Bungalows der europäischen, mohammedanischen und chinesischen Großkaufleute. Auf den weiten, schattigen Rasenflächen huldigt am Nachmittage eine fröhliche Jugend dem Sport. Des Abends aber füllen sich die lustigen Hallen des Hauses mit Gästen. Denn gastfreundlich ist der Europäer hier, und ich erinnere mich mit Freude jener schönen Abende, die ich im Hause einiger mir bekannter deutscher Kaufleute, unter anregenden Gesprächen, beim fröhlichen Rheinwein verbringen konnte. Allerdings ist der deutsche Kaufmann in den englischen und holländischen Kolonien nur zu geneigt, unter Aufgabe seiner eigenen deutschen Individualität sich die Sitten und Gebräuche des herrschenden Kolonialvolkes in Bausch und Bogen zu eigen zu machen.

Einen hübschen Ausflug unternahm ich eines Tages nach Johore (sprich: Dschohor), dem im äußersten Süden des Malakka-Festlandes gelegenen Sultanat. Die Bahn durchquert das Innere der Insel Singapore. Wilder, undurchdringlicher Busch (Dschungel), zum Teil auch prächtiger Urwald überzieht mit seinem Dickicht die

ganze Insel, deren höchster Berg der etwa 500 Fuß hohe Bukit Timah (= Zinnberg) ist.

In diesem Dschungel haust der Tiger, der von dem gegenüberliegenden Festlande herüberschwimmt und sich im Dickicht verbirgt. Da eine regelrechte Tigerjagd im unwegsamen Busch mit Schwierigkeiten verbunden ist, so fängt man das Raubtier in tiefen Gruben, die nur locker mit Laubwerk bedeckt sind.

An der Grenzstation erwartete uns ein kleiner Dampfer, der uns über die schmale, etwa einen km messende Meeresstraße von Johore dem Festlande zuführte.

Im Johore-Hotel (Eigentum des Sultans) erhielten wir zum Lunch ein echt indisches Gericht, das ich später in Holländisch-Indien noch häufiger essen sollte, die Reistafel, d. i. sorgfältig gedämpfter Reis mit Curry und allerlei stark gewürzter Zukost. Ich habe dieses indische Nationalgericht, das vielen Europäern nicht mundet, sehr wohlschmeckend gefunden. Die Europäer aber, die längere Zeit hier gelebt haben, halten die Reistafel für das beste und bekömmlichste Tropenessen.

Das Gebiet des Sultans von Johore, eines der reichsten Fürsten der Malakka-Halbinsel, ist zum größten Teil von dichtem Urwald überzogen. Hier ist der Tiger zu Hause, der während der Nacht seinen Schlupfwinkel verläßt, um in einem der zahlreichen in der Nähe der Stadt liegenden Gehöfte unter dem Viehbestande Schaden anzurichten. Die Siedler leben hier in steter Furcht vor diesem Raubtier. Zwar greift der Tiger nur in den seltensten Fällen einen Menschen an, aber die Verheerungen, die er unter den Viehbeständen anrichtet, sind bedeutend. Eine Tigerjagd gehört zu den schönsten und aufregendsten Vergnügungen der indischen Fürsten, und auch der Sultan hat schon manchen Tiger mit sicherem Schusse zur Strecke gebracht.

Ebenso wie Singapore (Fort Canning) ist auch Johore besetzt. Der Sultan, ein malaiischer Fürst, ist, wie alle anderen indischen Herrscher, nur eine Kreatur in den Händen der Engländer. Seine Selbständigkeit ist nur eine scheinbare, und die tausend malaiischen

Soldaten, sein Stolz und seine Freude, haben natürlich keinerlei politische Bedeutung.

Inmitten weiter Parkanlagen liegt der Palast des Sultans, ein niedriges, unschönes Gebäude, das aber im Innern mit großer Pracht im europäischen Stile ausgestattet ist. Dagegen ist die in der Nähe der Strandpromenade, auf einem Hügel gelegene Moschee des Sultans, mit ihren vier charakteristischen Türmen, ein architektonisch schön gehaltener Bau von edler Einfachheit, der weithin durch die Lande leuchtet, ein Wahrzeichen von der völkererobernden Kraft des Islams. Das Innere des Bethauses ist einfach und schmucklos. Fußboden und Wände sind mit Marmor ausgelegt.

Die Stadt selbst, mit ihren breiten, geraden, von kleinen gelben oder blauen Chinesenhäusern eingefassten Straßen, macht einen reinlicheren Eindruck als Singapore. Auch hier machen die Chinesen den Hauptbestandteil der Bevölkerung aus. Dieses spiel- und wettfreudige Volk kann hier nach Herzenslust seiner Leidenschaft frönen, denn in Johore befinden sich die Spielsäle des Sultans. Ein reicher Chinese hatte zur Zeit meines Aufenthaltes das Spielhausmonopol von dem Sultan gegen eine hohe Abgabe gepachtet. Man könnte an die Spielsäle in Monte Carlo denken, aber dieses chinesische „Monte Carlo“ ist nur ein einfaches Teehaus, in dessen oberem Stockwerke sich einige schmucklose Spielräume und Opiumstuben befinden. In der Mitte eines großen Raumes standen mehrere Spieltische. Hier lagen Haufen von blanken Dollarstücken und Banknoten aufgestapelt vor einem an der Spitze des Tisches sitzenden feisten Bankhalter. Das Spiel selbst, ein einfaches Würfelspiel, bot wenig Interesse.

Jrgendwelche leidenschaftlichen Regungen konnte ich auf den Gesichtern der Spielenden nicht wahrnehmen. Der Chinese, wie überhaupt der Orientale, versteht es meisterlich, seine Gefühle in sein Inneres zu verschließen. Wohl zieht mancher, der gehofft hatte, hier Tausende zu gewinnen, mit leerer Tasche von hinnen, aber mit der seiner Rasse eigenen Fähigkeit beginnt er damit,

als kleiner Mann sich seine wirtschaftliche Existenz von neuem zu gründen, um später, wenn er etwas hinter sich gebracht hat, abermals sein Glück im Spiel zu versuchen.

Meine Nachmittage konnte ich nicht schöner verbringen, als in dem prachtvollen botanischen Garten von Singapore, der, in der Nähe der Stadt gelegen, ein beliebtes Ziel kurzer Ausflüge ist. Der Garten weist in seinen Anlagen und Baumformationen großartige Partien auf. Von besonderem Interesse aber ist der Teil des Gartens, in welchem die freie Tropennatur ungehindert zur Entfaltung kommen konnte. Hier können wir, ohne mit Messer und Beil operieren zu müssen, vom schattigen Wege aus in aller Gemütsruhe ein herrliches Stück Urwald sehen, und zwar den Urwald in seiner jungfräulichen Ursprünglichkeit mit seinem wildverschlungenen Lianengewirr, und seiner Fülle von Parasiten, Epiphyten, Moosen und Farnen. Auch fehlt es hier nicht an Affen, Eichhörnchen und anderen Urwaldbewohnern.

Ein kleiner zoologischer Garten, der früher mit dem botanischen verbunden war, scheint inzwischen eingegangen zu sein. Der Naturfreund findet aber reichlichen Ersatz im Raffles-Museum, das in seinem oberen Geschoß eine interessante Sammlung von einheimischen Tieren aller Arten birgt. Gerade die niedere Tierwelt und die Seetiere dürften bei ihrer Mannigfaltigkeit und ihrem Formenreichtum die Aufmerksamkeit der Fachgelehrten in erhöhtem Maße auf sich lenken. Aufgefallen ist mir die große Anzahl von Farbigen, die diese Sammlungen mit Interesse besichtigten, ein Beweis für den Bildungsdrang dieser Leute.





Malaiischer Fruchtverkäufer (Java)
(Kap. II)



Chinesische Tempelstraße in Singapore
(Rap. I)



Barbier und Ohrenreiniger in Singapore
(Rap. I)



Zweites Kapitel

Java

Von Singapore nach Java — Geschichtliches — Batavia —
 Hotelwesen — Leben der Holländer — Holländische Häuser —
 Buitenzorg — Im Preanger Hochland — Sitten der Ein-
 geborenen — Ihre Handfertigkeiten — Javanische Fürsten-
 und ihre Höfe — Altindische Bauten — Holländische Kolo-
 nialverwaltung — Wirtschaftliches — Ausichten für Aus-
 wanderer

Meine Abfahrt von Singapore sollte sich etwas dramatisch gestalten, denn während ich in Begleitung eines deutschen Herrn auf einem gebrechlichen Boot (sabang) umhergondelte, um die weitabliegende „Prinzessin Sophie“, ein Schiff der „R. Paketvaart Maatschappij“, aufzusuchen, öffneten sich plötzlich die Schleusen des Himmels, und unter Blitz und Donner fiel ein wolkenbruchartiger Regen vom Himmel herab. Infolge des Regens war

uns jeder Ausblick verschlossen, auch füllte sich das Boot bedenklich mit Wasser. In dieser kritischen Situation sahen wir uns genötigt, eine der zahlreichen aus dem Wasser herausragenden Signalfangen zu erklettern, derweil unser malaiischer Ruderer das Wasser ausschöpfte. Zum Glück gelang es uns noch — wenn auch in jämmerlicher Verfassung — eine chinesische Dschunke zu erreichen, wo wir uns, vor Kälte und Nässe mit den Zähnen klappernd, in der heißen chinesischen Küche umziehen konnten. Nachdem das Wetter nachgelassen und wir uns über die Lage der „Prinzessin Sophie“ orientiert hatten, kamen wir in äußerst buntschedigen chinesischen Kostümen auf das Schiff, was natürlich allgemeine Heiterkeit erregte.

Reinlichkeit und Ordnung sind Lebenselemente der Holländer. — auch hier in Indien. Das konnte ich schon recht angenehm auf der „Prinzessin Sophie“ empfinden. Die Bedienung ist auf den holländischen Schiffen malaiisch, ein Umstand, den ich als bedeutenden Vorzug betrachten muß, denn der anspruchlose Eingeborene steht dem Passagier zu jeder Zeit zur Verfügung. Des Nachts schlief er wie ein Hündchen vor meiner Kabinentür. Die Verpflegung war gut, und ich muß gestehen, daß ich nach dieser Richtung hin auf den Schiffen des „Norddeutschen Lloyd“ etwas verwöhnt worden war. Die Gesellschaft — alles Indo-Holländer — war von echt holländischer Liebenswürdigkeit und Gemütlichkeit. Schon auf dem Schiffe konnte ich merken, daß der Holländer in Indien seine eigenen indischen Gewohnheiten hat, Gewohnheiten, die auf einem englischen oder deutschen Schiffe Aufsehen erregen und kaum geduldet würden. So trägt der Holländer hier vom Morgen bis zum Abend seine bequeme „indische Hausstracht“, eine Art von Schlafanzug, bestehend aus einem langen, weiten, aus buntgemustertem Sarongstoff hergestellten Beinkleid (Sjelana), welches um die Hüften mit einer Schnur befestigt wird, und darüber eine weiße fragenlose Jacke (Kabaja). Die Frauen aber tragen nach Art der Eingeborenen statt der Sjelana den Sarong, einen bunt gebatikten, bis zu den Knöcheln reichenden Stoff, der um

die Lenden geschlagen und gleichfalls mit einer Schnur um die Hüften gebunden wird. Die nackten Füßchen stecken in zierlichen Lederschlüffen. Erst gegen Abend legt man diese zwar unschöne, aber bequeme und zweckmäßige Hausracht ab, um sie mit dem hier üblichen weißen Tropentostüm zu vertauschen.

Diese Sitte besteht in ganz Indien. Der Holländer hat als praktischer Kolonist eben die Gewohnheiten der Eingeborenen, soweit sie ihm zweckmäßig erschienen, angenommen und kümmert sich durchaus nicht um die Kritik zugereister Europäer, die ja auch im Grunde ihres Herzens selbst froh sind, wenn sie sich in Niederländisch-Indien in der hier beliebten Art kleiden können.

Wir fuhren die flache und reizlose Ostküste von Sumatra entlang, die beinahe unbewohnt ist und als Brutstätte gefährlicher Fieber zu den ungesundesten Gegenden der Welt gehört. Man sprach noch viel von den kriegerischen Atjehs, jenen stolzen Stämmen, die, im unzugänglichen Gebirge im Norden der Insel wohnend, den Holländern jahrzehntelang einen zähen Widerstand entgegengesetzt haben, der diesen Hekatomben von Opfern an Gut und Blut gekostet hat. Jetzt sind auch diese Stämme unterworfen. Im Innern dieser großen Insel bestand einst ein mächtiges Malaienreich, Menang Kabau, das die Malaien als ihr Stammland ansprachen. Von hier aus wollen sie sich über den ganzen Archipel verbreitet haben.

Der Westen von Sumatra ist von einem mit Urwaldvegetation überzogenen kraterreichen Gebirge durchsetzt und enthüllt dem Naturfreund eine Fülle von landschaftlichen Reizen, welche selbst die schönsten Szenerien von Ceylon und Java in den Schatten stellen.

Kautschuk, Raffee, und vor allem Tabak, sind die Haupterzeugnisse dieser wertvollen Insel, während sich auf den dem Osten von Sumatra vorgelagerten Inseln Banka und Billiton die ergiebigsten Zinngruben der Welt befinden.

Von Sumatra ist Java, die kleinste, aber wichtigste der vier großen Sundainseln, durch die kleine Sundastraße getrennt.

Schon dem griechischen Schriftsteller Ptolemäus war die Insel, die er Jabadin (Sanskrit: Jawa dwipa) nennt, bekannt, und von Alters her bestanden Beziehungen zwischen Java und dem vorderindischen Festlande. Infolge einer Jahrtausende zurückliegenden großen Hinduinvasion verbreitete sich der Buddhismus und der Brahmaismus über die Insel. Die Hindus haben das Land mit ihrer Kultur durchsetzt, und ihre Fürsten haben in Prambanan und Borobudur (Mitteljava) Baudenkmäler geschaffen, die uns heute noch mit Staunen erfüllen. Wir haben auch Grund, anzunehmen, daß die Hindus es gewesen sind, die den Inselanern die Sumpfreiskultur gebracht und die terrassenförmige Reisfeldanlage nach Java verpflanzt haben.

Noch im fünfzehnten Jahrhundert bestanden zwei mächtige Hindustaaten, der von Padjadjaran im Westen und der von Modjapahit im Osten. Nach Einführung des Islam, am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, stürzten diese Reiche zusammen und es entstanden aus ihnen eine kleinere Anzahl von Staaten, unter denen das Kaiserreich Mataram der mächtigste war. Aus diesem Reiche, welches nach heftigen Kämpfen mit den von Batavia aus nach dem Osten vordringenden Holländern immer mehr geschwächt wurde, sind im Jahre 1755 durch Erbteilung die beiden Sultanate Surakarta (Solo) und Djokjakurta hervorgegangen, und diese führen noch jetzt ihre Scheineristenz unter scharfer holländischer Bewachung weiter.

Dicht an der sumpfigen Küste, neben der Mündung eines kleinen Flusses, gründeten holländische Kaufleute die Stadt Batavia. Aber die Gegend war schlecht gewählt, und Tausende fielen den fieberischen Ausdünstungen zum Opfer, bis die Holländer sich in dem höher gelegenen Weltevreden (Wohlfrieden) eine Willenstadt schufen, die in ihrer Freundlichkeit und Anmut, mit ihren reinlichen Straßen und Kanälen, den zierlichen, säulengeschmückten weißen Häuschen, und den breiten, von Palmen und Waringen beschatteten Rasenplätzen eine glückliche Kombination von holländischer und indischer Landschaft darstellt. Hierhin zieht sich der

holländische Kaufmann, der tagsüber im altertümlichen Altbatavia in seinen Gewölben gearbeitet hat, des Abends zurück, und nur ungern willt er auch nur eine Nacht in Altbatavia, obwohl auch hier sich jetzt die gesundheitlichen Verhältnisse gebessert haben.

Die bedeutendsten Hotels befinden sich in Weltevreden am Molenblijt, darunter auch das Hotel des Indes, in dem ich mein Quartier aufgeschlagen hatte. Die Anlage des Hotels und der dazu gehörigen Gebäulichkeiten ist durchaus charakteristisch für die Hotels in Batavia und Java überhaupt. Sie bestehen aus mehreren Gebäuden, und zwar liegen in der Regel die nach Art von Gartenpavillonen eingerichteten Logierzimmer halbkreisförmig um das Hauptgebäude. In diesem aber befinden sich die Verwaltungs-, Lese- und Gesellschaftsräume, sowie auch der große Speisesaal.

Jeder Gast hat vor seinem zu ebener Erde liegenden, nüchternen und mit einfachen Möbeln ausgestatteten Zimmer eine kleine Veranda, auf der ein Schaukelsessel, ein Tischchen und ein Rotansessel stehen. Auch steht jedem Gast ein malaiischer Junge zur Verfügung, wie denn überhaupt mit der Dienerschaft hierzulande nicht gespart wird.

Das Hotel liegt inmitten eines Waringengartens. Der schönste dieser Bäume aber steht unmittelbar vor dem Hauptgebäude. Selten habe ich ein typischeres Exemplar dieses herrlichen Tropenbaumes wiedergesehen. Der kurze, kräftige Stamm trägt eine gewaltige Krone, von deren weitausladendem Geäst zahlreiche Luftwurzeln gewundenen Säulen gleich zur Erde fallen, um den Baum zu stützen und zu nähren. Dieser Baum bildet in seiner ganzen Ausdehnung mit seinen Hunderten von Luftwurzeln und dem gewaltigen grünen Blätterdache einen Wald für sich, und man glaubt sich angesichts dieses vielstämmigen Riesen in einem Säulendome zu befinden.

Aberhaupt ist die Waringe (*Ficus religiosa*) eine Spezialität Javas. Wie der buddhistische Chinese, so betrachtet auch der

mohammedanische Javane die Waringe mit heiliger Scheu und opfert in ihrem Stamme den Geistern. Nach altjavanischer Auffassung darf man selbst einem Affen, der in dem Gezweig eines solchen Baumes seine Zuflucht sucht, nichts zuleide tun.

Das gesellschaftliche Leben in Batavia ist einfach und vornehm. Auf den breiten gepflasterten Straßen sieht man viele elegante Fuhrwerke und Equipagen. Dagegen fehlen die Finrifchas. An die Stelle dieses Menschenfahrzeugs tritt das „Dos à dos“, ein von kleinen Pferden gezogenes Wägelchen, in dem man ganz gehörig durcheinandergerüttelt wird.

Das Leben hier ist noch steifer und zeremonieller als in den andern großen Städten Javas — Samarang und Surabaja. Dafür ist Batavia auch die Haupt- und Regierungsstadt des Landes.

Der Holländer hat in Indien seine Eigenart, die von Fremden respektiert werden muß. Der Indo-Holländer ist konservativ und hängt fest an seinen vielleicht schon Jahrhunderte alten Gewohnheiten und Formalitäten. Das wird der Fremdling sofort gewahr, wenn er die Insel betritt, denn um sich überhaupt hier aufhalten zu dürfen, muß er im alten „Raatshuis“ in Batavia zuerst die Erlaubnis des Gouvernements einholen, ein uralter Jopf, der heute wohl lediglich eine bloße Formsache ist. Jedenfalls machte mich der diensttuende Beamte bei dieser Gelegenheit gleich auf die schönsten Punkte Westjavas aufmerksam.

Überhaupt ist der Indo-Holländer, der Beamte sowohl wie auch der Ansiedler, von einer großen Freundlichkeit und Herzlichkeit. Nur muß man sich als Fremder hüten, Kritik zu üben an den diesen Leuten liebgewordenen Gewohnheiten. Auch muß man im gesellschaftlichen Verkehr gewisse Formalitäten innehalten, auf die man gerade hierzulande großen Wert legt.

Erst nach sieben Uhr des Abends pflegt man seinen Besuch zu machen, und zwar genügt es, wenn man im reinen weißen Anzug erscheint. Vor acht Uhr muß man sich aber anstandshalber wieder entfernen, denn es ist hierzulande Gewohnheit, um acht Uhr die

Hauptmahlzeit einzunehmen. Wird man aber eingeladen, so findet man in der Regel eine gemüthliche Gesellschaft zusammen. Der Holländer ist ein starker Esser und im gewissen Sinne auch ein Feinschmecker. Aber die Zusammenstellung der Gerichte ließe sich streiten. Bananen auf Edamer Käse hält jeder Indo-Holländer für einen Leckerbissen, und er bemitleidet den Fremdling, dem diese Kombination bedenklich erscheint. Der Reis wird hier hauptsächlich des Mittags in Gestalt der schon oben erwähnten Reistafel mit großem Raffinement, d. h. mit vielen delikatzen und würzigen Zutaten, gegessen, wobei jede Zutat von einem besondern Diener herbeigebracht wird. Derjenige aber, dem diese Kost nicht mundet und der nicht ganz gehörige Portionen davon vertilgen kann, erfreut sich nicht der Wertschätzung des Indo-Holländers. Für diesen ist eben die Fertigkeit, möglichst große Quantitäten Reis in sich aufnehmen zu können, eine *conditio sine qua non*.

Beim Essen läßt man sich wohl gehen und gerät auch mal mit den Regeln des Barons Knigge in Konflikt. Aber dafür sind wir hier in Indien. Kritik zu üben an den Sitten und Gebräuchen oder an der Politik des Landes, würde eine Unhöflichkeit gegen den Gastgeber sein. Die Unterhaltung ist — auch in Gegenwart von Damen — freier und ungezwungener wie in Europa.

Der Holländer hat wie kein anderes Volk der Welt die Fähigkeit, sich zu akklimatisieren und den Verhältnissen des Landes, in dem er lebt, anzupassen. Gerade hierin weicht er von dem Engländer ab, für den die Kolonien nicht Vaterland, sondern nur Mittel zum Zweck sind. Der Holländer pflanzt sich hier fort von Generation zu Generation, und ich habe viele Weiße ungemischten Blutes getroffen, die Indien ihr Geburtsland nennen.

Freilich besteht noch Mangel an weißen Frauen, aber die Sitte, sich eine braune Genossin als Ersatz zu nehmen, ist in Indien allgemein üblich, und niemand nimmt Anstoß daran. Die Kinder aus solchen Ehen werden als Weiße angesehen, und dieses scheint mir ein gesunder Zug in der Kolonialpolitik des Holländers zu sein. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, daß sich in

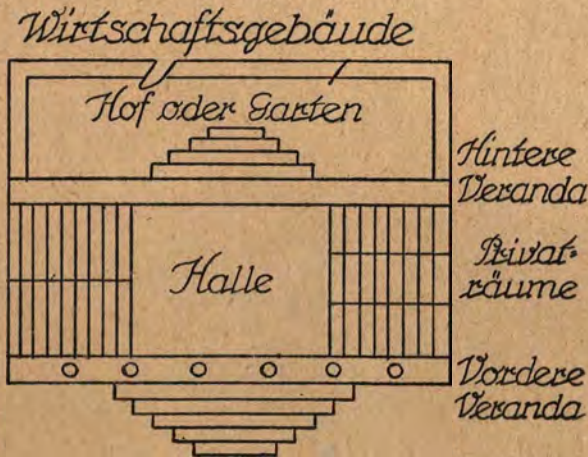
diesen Mischlingen (die Männer heißen hier „sinjo's“, die Frauen „nonja's“) die schlechten Eigenschaften beider Eltern wiederfinden — jedenfalls habe ich unter diesen Leuten, die besonders auch auf den kleineren Inseln des Archipels einen beträchtlichen Komponenten in der intelligenten Bevölkerung darstellen, ganz vorzügliche Charaktere angetroffen, Leute, die manchem reinen Europäer als Muster dienen könnten. Erheblich erscheint mir bei der Beurteilung dieser Frage der Umstand, daß diese Mischlinge, ihrer körperlichen Konstellation nach, in dem tropischen Klima widerstandsfähiger und darum auch leistungsfähiger sind wie der reinblütige Nordländer. Schließlich stellen die Mischlinge auch ein wichtiges Bindeglied zwischen dem Europäer und Eingeborenen dar. Die höchsten Beamten rekrutieren sich aus diesem Mischblut, und wenn sie selbst auch nichts davon wissen wollen, so sieht man es doch vielen ohne weiteres an, daß ihr Blut einen Stich ins Dunkle bekommen hat.

Bei dem Engländer gilt im Gegensatz hierzu der Mischling politisch und individuell als Farbiger. Auch die Deutschen hatten sich in ihren Kolonien aus rassenpolitischen und ethischen Gründen dieses englische Prinzip zu eigen gemacht.

Die Häuser der Europäer werden in ganz Niederländisch-Indien — von Sumatra bis zu den Aru-Inseln — nach einem gewissen Schema gebaut. Sie haben kein Stockwerk und stehen meistens auf kurzen steinernen Pfeilern. Sie sind von Stein gebaut und mit einem hohen, weitausladenden Dache versehen, das auch die luftige säulenverzierte Veranda schützt. Der Fußboden besteht aus Zement, in reichen Häusern aber aus Marmor. Von der vorderen Freitreppe aus kommt man zunächst auf die vorhin erwähnte vordere Veranda, die in der Regel als Besuchsraum dient. Von hier aus gelangt man in die große, das ganze mittlere Haus einnehmende Empfangshalle, um die herum seitlich die Privaträume liegen. Nach dem Garten zu liegt die zweite Veranda, der Lieblingsaufenthalt der Familie. Der hinter dem Hause liegende, meistens rechtwinklige Hofraum wird durch Küche und Wirtschafts-

räume eingefast, die durch überdachte Gänge mit dem Hauptgebäude in Verbindung stehen.

Diese Häuser sind Urbilder von Gemütlichkeit und Reinlichkeit; sie sind in der Regel von einem zahlreichen eingeborenen Dienstpersonal belebt, das geräuschlos hin und her huscht oder untätig in den Ecken herumlungert, um den Herrschaften immer zur Verfügung zu stehen. Demütig auf dem Boden hockend, nimmt der Eingeborene die Befehle des Herrn entgegen.



In jedem, wenn auch noch so kleinen Orte befindet sich auch eine Sozietät (Klub), wo man ein vorzügliches Glas Bier bekommt und meistens gute Gesellschaft antrifft.

Einsamer ist das Leben des Pflanzers in den Bergen. Hier ist der Europäer vielfach nur auf seine schwarze Genossin angewiesen, die ihm nicht nur oberste Verwalterin des Hauses, sondern auch Geliebte ist. Arbeitsreich ist das Leben des Pflanzers. Das Feld seiner Tätigkeit ist Fabrik und Plantage. Ihm sind die eingeborenen Aufseher unterstellt, die nach einheimischer Landessitte unterwürfig am Boden hockend seine Befehle entgegennehmen, um sie dann den Arbeitern weiterzuvermitteln, die in derselben

Weise vor dem Aufseher am Boden hocken, wenn er mit ihnen spricht.

Auf mancher einsamen Seepflanzung in den Bergen muß der Pflanzungsbeamte meilenweit reiten, um die nächste Siedelung der Weißen zu erreichen, und dennoch ist dieses Leben voll mannigfacher Reize. Bietet ihm doch die reine jungfräuliche Tropennatur reichlichen Ersatz für Entbehrungen gesellschaftlicher Art.

Ja, droben in den Bergen Westjavas gibt es noch Gegenden, über welche die Mutter Natur ihr Füllhorn voll Schönheit und Anmut ausgegossen hat. Inmitten einer üppigen Tropennatur liegen die smaragdgrünen Savahs (Reisrieselfelder) der Eingeborenen, umgeben von hohen, von dichter Urwaldvegetation überzogenen Gebirgsketten, deren kegelförmige Erhebungen auf 2- bis 3000 m ansteigen. Während unsere nordische Gebirgslandschaft mit ihren schroff zerklüfteten Felsenpartien einen ernsten, oft sogar finsternen Eindruck bei dem Beschauer hervorruft, schmeichelt sich die tropische Gebirgslandschaft mit ihren warmen, grünen Tönen und weichen Formen dem Auge ein, denn die jähren, zerklüfteten Felsen sind von der Vegetation verdeckt, die Gipfel aber mit ihrem nackten Lavagestein und den schroffen Spitzen liegen fast immer in Wolken und Nebel.

Einer der schönsten Punkte im Hochlande von Westjava ist das Städtchen Garut. Um dorthin zu gelangen, benutzt man die Bahn, die uns von Batavia aus über das von hohen Vulkanen umgebene und durch seinen botanischen Garten weltberühmt gewordene Buitenzorg (Residenz des Generalgouverneurs), und dann weiter über die kühler gelegenen Luftkurorte Sukabumi und Bandung in etwa 10 Stunden zum Ziele führt. Die Fahrt durch das an Vulkanen reiche Gebirgsland mit seinen engen Schluchten und weiten, grünen, von hohen Gebirgen eingefassten Tälern, ist ebenso reizvoll wie abwechslungsreich.

Garut ist als schöner und gesunder Gebirgsplatz bekannt und wird seinen beiden Rivalen Bandung und Sukabumi als Höhenluftkurort noch vorgezogen, nicht nur wegen seiner gesünderen

Lage, sondern vor allem auch wegen seiner Umgebung. Die Stadt ist der Sitz eines eingeborenen Fürsten (mit dem Titel „Regent“) und liegt inmitten smaragdgrüner Reisfelder, rings eingeschlossen von den schönsten und höchsten Kraterfegeln Westjabas. Dieser etwa 900 m hoch gelegene Platz ist völlig fieberfrei bei gleichmäßig mildem Klima. Das wissen auch die Holländer zu würdigen, denn Garut ist ein beliebter klimatischer Kurort für solche Europäer, die, ohne nach Europa reisen zu können, hier im Gebirge die Luftveränderung suchen, die der andauernde Aufenthalt in dem feuchten und fieberischen Batavia dringend erforderlich macht. Die Witwe eines deutschen Arztes war es, bei der ich Unterkunft fand, und selten habe ich mich irgendwo so wohl gefühlt, wie in diesem gastlichen Hause. Die Dame, die inzwischen verstorben ist, hat manchen deutschen Reisenden mit Rat und Tat unterstützt und sich auf diese Weise in der Erinnerung Vieler ein dauerndes Denkmal gesetzt.

Die kleinen freundlichen Landhäuser der Europäer liegen inmitten lauschiger Frucht- und Blumengärten. Daran schließt sich im Osten das Chinesenviertel, während im Norden javanische oder sundanesishe Händler in ihren kleinen, mit roten Ziegeldächern versehenen offenen Läden alle möglichen Waren feilhalten.

Das Kostbarste unter diesen Waren sind wohl die echten gebatikten Sarongstoffe. Mann und Frau, vornehm und gering kleidet sich in schön gebatikte Sarongs. Die Herstellung echter Batikstoffe ist ebenso schwierig wie mühevoll. Ein Stück gebleichten Baumwollstoffes wird beiderseits mit einer dünnen Schicht von flüssigem Wachs überzogen und sodann mit spitzem Bambusstäbchen auf beiden Seiten gleichmäßig ein Muster eingezeichnet, so daß die in dieser Weise gekennzeichnete Stelle von der Wachsschicht entblößt wird. Hierauf wird der Stoff in eine Farblösung gebracht, mit der Wirkung, daß die von der Wachsschicht entblößten Stellen sich färben. Sodann wird das Tuch getrocknet, abermals gewaschen, und andere Figuren werden eingeätzt. Die Prozedur wird so oft wiederholt, als Farben erzielt werden sollen. Beliebte

Farben: rot, gelb, schwarz, braun und blau. Die Wahl der Muster, unter denen Tier- und Pflanzenornamente bevorzugt werden, ist verschieden.

Stücke, die in dieser Art hergestellt sind, erfreuen sich großer Beliebtheit auch bei Europäern und werden in Batavia teuer bezahlt. Dagegen sind die Stücke, deren Muster mit Hilfe eines Klischeedruckverfahrens erzielt werden, nicht selten und werden wegen ihrer Billigkeit von den Eingeborenen geschätzt. Oft sind die gedruckten Stücke von den gewachsenen kaum zu unterscheiden. Darum tut man gut daran, beim Kaufe einen Eingeborenen oder einen sachkundigen Europäer zu Rate zu ziehen.

In anderen Geschäften liegen eigenartige Sandalen aus. Die Eingeborenen tragen nämlich an ihren nackten Füßen Holzsandalen mit hohen Absätzen und Sohlen zum Schutze gegen Feuchtigkeit und Schmutz. Das Charakteristische dabei ist, daß diese Sandale durch einen zwischen die erste und zweite Zehe geklemmten Knopf an dem Fuße gehalten wird. Vornehme Eingeborene tragen äußerst kunstvoll gearbeitete Sonketpantoffeln mit chinesischer Goldstickerei.

Auch selbstgewebte Stoffe aus Pflanzenfaser, geflammte Dolche (Kris) und Buschmesser (Klevang), wie sie jeder Javane im Gürtel zu tragen pflegt, waren hier preiswert zu haben.

In den Fruchtläden bemerkte ich neben Ananas, Papaja, Mangi und Mangostin vorzugsweise Bananen, die hier in den verschiedensten Arten vorkommen und neben dem Reis die Hauptnahrung der Eingeborenen ausmachen.

Im Norden der Stadt führt eine überwölbte Brücke über den breiten Tjimajifluß, dessen klare Wasser vom dunkeln Grün riesiger Bambusstauden beschattet werden. Des Morgens herrscht an den Ufern dieses Flusses ein reges Treiben. Es werden holländische Milchkühe in das Wasser getrieben, und die Eingeborenen besorgen in dem kühlenden Naß ihre Morgentoilette.

In der Mitte der Stadt liegt ein großer, von alten Waringen beschatteter Rasenplatz. Hier befindet sich der Palast des einge-

borenen Fürsten mit der großen Versammlungshalle. In der Nähe wohnt auch der holländische Beamte, der den Fürsten zu bewachen hat.

Verließ ich die Stadt, um auf schön gebahnten Wegen durch die Fluren zu wandern, so begegneten mir immer zahlreiche Bauern und Feldarbeiter. Näherte ich mich ihnen, so nahmen sie ehrfurchtsvoll ihre großen, teller- oder tutenartig geformten, geflochtenen Hüte ab. Weiter von der Stadt entfernt ließen sie es damit nicht genug sein, sondern sie hockten an der Seite des Weges an den Boden nieder, wobei sie mir den Rücken zuwandten, unwürdig, dem Europäer ins Auge zu sehen.

Es ist ein hoher Grad von Unterwürfigkeit diesem Volke eigen, ein Charakterzug, der noch aus den Zeiten der alten Fürstentherrschaft stammt. In den Städten, zumal in den Hauptstädten sind diese Sitten längst geschwunden. In dem täglichen Verkehr mit dem Europäer lernt der Eingeborene auch dessen Schwächen kennen, und er verliert die Achtung und wird dreister.

Fast jeder Eingeborene trägt irgendeine Last mit sich herum und bedient sich dabei als Transportmittel einer elastischen Bambusstange, die auf dem Nacken ruht. An den beiden Enden der Stange werden dann die Lasten befestigt. Diese überaus einfache und praktische Beförderungsart habe ich im ganzen indonesischen Inselgebiet angetroffen, und mancher Eingeborene besitzt in der weiten Welt nichts, außer seiner Bambusstange, mit deren Hilfe er sein Leben fristet.

Die Residentschaft Penanger ist dicht bevölkert, und zahlreiche Rampongs (Weiler) liegen an der Landstraße. Die Gehöfte befinden sich in gutem Zustande und zeugen von einem gewissen Wohlstande ihrer Insassen. Die auf einem soliden Unterbau von kurzen, starken Pfählen errichteten Bambushütten tragen meistens ein starkes, von den Blättern der Sago- oder der Nipapalme hergestelltes Dach. Die Hütten haben in der Regel eine Veranda. Das Innere besteht aus zwei oder mehreren Kammern, von denen eine für den Hausherrn reserviert ist.

Die meisten Javanen können sich nur eine Frau leisten, die noch dazu in oft recht jugendlichem Alter (10—12 Jahre) geheiratet wird, und zwar sind es immer die beiderseitigen Sippen, welche die jungen Eheleute zusammenbringen. Diese selbst werden wohl kaum dabei nach ihrer Meinung gefragt.

Die Hütten liegen meistens so versteckt zwischen Bambus- und Fruchtbaumhainen, daß von weitem nichts von ihnen zu sehen ist.

Die Kokospalme ist hier im Gebirge selten. An ihre Stelle tritt häufig die Zucker- und Urekapalme. Letztere liefert die Betel Frucht, welche von den Eingeborenen mit pulverisiertem Kalk, oft auch mit Gambir und feingeschnittenem Tabak fest in ein Sirihblatt eingewickelt und dann gekaut wird. Die einzelnen zum Betelkauen gehörigen Ingredienzien werden in Betelbestecken aufbewahrt.

Der Gewohnheit, Betel zu kauen, die ich nicht nur in Indonesien, sondern auch in der Südsee angetroffen habe, sind Männer und Frauen, arme und reiche Leute mit Leidenschaft zugetan. Der Saft färbt Speichel, Zähne und Lippen blutrot und läßt den Mund unnatürlich groß erscheinen, was besonders bei den Frauen einen abstoßenden Eindruck macht. Da das Betelkauen eine reichliche Speichelbildung fördert, so ist der Kauende genötigt, viel auszuspuken und den Boden mit Speichelflecken zu färben, die wie Blut aussehen.

Dieses Stimulans, das mit unserem Tabakkauen zu vergleichen ist, hat keinerlei schädigende Wirkung auf den inneren Organismus, dahingegen benimmt es den Eingeborenen den üblen Atem und fördert die Verdauung.

Vor jedem Gehöfte bemerkte ich eine Anzahl Hühner, auch Kampfhühner werden gehalten, da der Hahnenkampf, ähnlich wie der Stierkampf in Spanien, zu den beliebtesten Volksvergnügungen gehört. Sehr geschätzt sind auch Tauben, die in großen Käfigen sitzen und dem Besitzer Glück bringen sollen. An sonstigem gezähmten Getier fielen mir hauptsächlich buntgefiederte Papageien und vereinzelt auch Affen auf.

Das bei weitem wichtigste Haustier des Javanen aber ist der Karbau, ein plump gebauter Wasserbüffel von gedrungenem Körperbau, mit mächtigem Gehörn und dicker grauer Haut, die von spärlichen Borsten besetzt ist. Das starke Tier läßt sich von dem kleinsten Javanenknaben willig leiten, kann aber Europäern gefährlich werden. Der Karbau wird bei der Anlage der Reisfelder verwendet.

Der Reis bildet auch hier wie in ganz Südasiens die Hauptnahrung der Eingeborenen, und von dem Ausfall der Reisernte hängt das Wohl und Wehe der Bevölkerung ab. Man muß unterscheiden zwischen Trockenreiskultur (huma) und Sumpfreiskultur (sawah). Die erstere, die auf Raubbau hinausläuft, wird nicht mehr geduldet. Bei der Sawahkultur wird ein Feld unter Wasser gesetzt und der verschlammte Boden mit Hilfe eines primitiven, von einem Karbau gezogenen Pfluges gefurcht und dann geeget. Hierauf werden die jungen Setzlinge, die schon vorher auf ein anderes Feld gesät worden waren, auf die unter Wasser gesetzte Sawah ausgepflanzt, eine außerordentlich mühevolle Arbeit, bei der die Leute bis an die Knie im Wasser stehen. Ungefähr 5 Monate hindurch muß das Feld regelmäßig bewässert werden, um dann, wenn die Zeit der Reife herannaht, trocken gelegt zu werden. Jetzt schreitet der Erntearbeiter mit dem Sichelmesser hinaus, schneidet die Halme büschelweise ab und bringt sie zum Trocknen in die Senne.

Im Gebirge werden die Sawahs an den Abhängen der Berge in tafelförmig übereinanderliegenden Terrassen angelegt und durch eine Bambusrohrleitung bewässert.

Kurz nur ist die Dämmerung in den Sagen, und dann kommt die dunkle Nacht mit ihrem wunderbaren Sternenhimmel. Tausende von Leuchtthieren schweben über den Reissümpfen, Irrlichtern gleich, bald auftauchend, bald wieder verschwindend. Aus dem Wasser aber ertönen, gleich dem Gebrüll großer Raubtiere, die Lockrufe der Frösche, die hier in riesigen Arten vertreten sind.

Lautlos und gespensterhaft flattert der fliegende Hund durch die

Abendluft, ein unheimlicher Geselle, denn sein gefräßiger Zahn richtet großen Schaden in den Obstbeständen an, die zu menschlicher Nahrung bestimmt sind.

Die Eingeborenen aber verlassen ihre Rampongs nicht, denn jetzt gehen die Geister der Verstorbenen umher, um nach Menschen zu fahnden, denen sie feindlich gesinnt sind.

Von fern her klingen die lieblichen Töne des Anglongs¹⁾ und die Glocken des Gamelang²⁾ werden geschlagen, und es freut sich das Volk, wenn der Dalang kommt und mit seinem Wajang³⁾-Puppenspiel Geschehnisse wachruft aus längst vergangener Zeit.

Von meinen größeren Ausflügen in die Umgebung von Garut waren besonders lohnend die Besteigungen des Schwefelkraters Papandajan und des Schlammkraters Kawa Manuk.

Der 2600 m hohe Papandajan bildet einen Doppelfegel, aus dessen sattelförmiger Vertiefung fortwährend Schwefeldünste aufsteigen. Diese Vertiefung ist die Folgeerscheinung einer gewaltigen Explosion, durch welche am 12. August 1772 ungefähr 40 Dörfer zerstört und 3000 Menschen getötet wurden. Die Explosion war so stark, daß der ganze Gipfel des Vulkankegels fortgesprengt wurde, dergestalt, daß nur der heute noch sichtbare Kegelstumpf übrig geblieben ist.

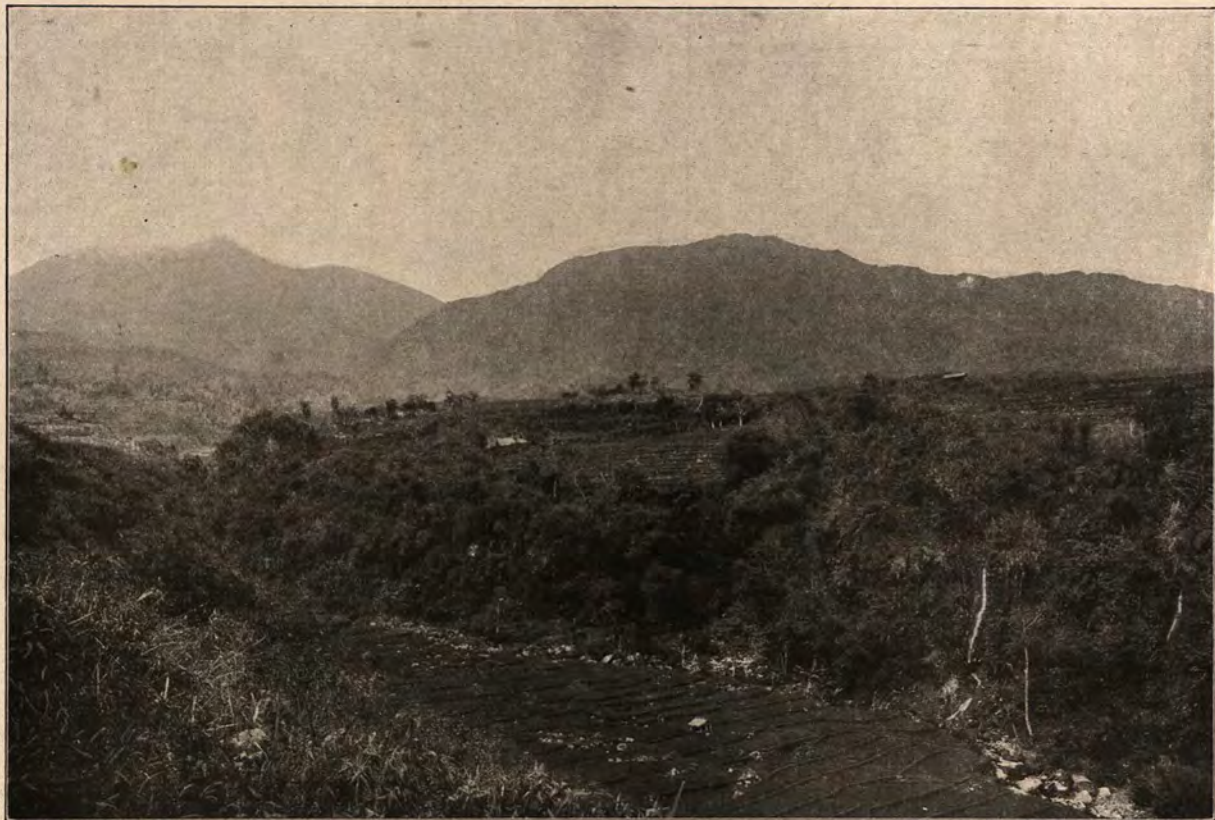
Zur Besteigung dieses Berges mietete ich mir im Dorfe Tjisarupan ein Reitpferd und zwei Leute, die mir als Führer und Träger dienen sollten. Nachdem wir zuerst auf gut gebahntem Pfade eine Kaffee- und eine Chininpflanzung passiert hatten, nahm uns ein prachtvoller Urwald auf.

Es waren Bäume der verschiedensten Art, in deren Geäst und verwitterter Rinde sich hunderte von Nestsarnen, Moosen und anderen Epiphyten festgesetzt hatten, umschlungen von einem unentwirrbaren Gerank von Lianen, die oft Armesstärke erreichten,

¹⁾ Musikinstrument aus Bambus. Die Töne werden durch Schütteln erzeugt.

²⁾ Beliebtes Musikinstrument. Hierbei werden verschieden abgetönte Bronzeplatten oder Glocken geschlagen.

³⁾ Leder- oder Holzfiguren mit beweglichen Armen.



Landschaft bei Garut mit Reisfeldern
(Sep. II)



Malaiisches Fischer-Pfahldorf bei Singapore
(Rap. I)



Straße in Weltevreden (Java)
(Rap. II)

dazu dichtes, buschartiges Unterholz, das jedes Vordringen ohne Beil und Säge unmöglich machte, — ein typisches Bild des tropischen Urwaldes, der in der ungeheuren Fülle seiner Triebkraft erdrückend und beängstigend wirkt. Man hört die Geister des Waldes reden, man fühlt sich im Banne unheimlicher Mächte.

In allen Arten sind die Farne hier oben vertreten, vom zartesten Schleierfarn bis zum gewaltigen Baumfarn, der die Gestalt einer Palme hat und nur im Gebirge vorkommt.

Als sich schließlich der Wald lichtete, ließ ich am Ufer eines von dem Krater abfließenden Schwefelwässers Halt machen und die Frühstücksrationen verteilen. Unter allerlei unartikulierten, grunzenden und schmerzhaften Lauten verzehrten meine Begleiter ihr Frühstück. Je geräuschvoller sie dabei verfahren, um so besser schmeckt es ihnen.

Ich kletterte nun mit dem Führer zu Fuße weiter, während der Junge bei dem Pferde zurückblieb. Hier oben ist kaum noch Vegetation vorhanden. Weiße Sublimate und gelbe Schwefelkristalle bedecken die Hänge des Kraters. Heiß war der Boden, auf dem wir standen, und erstickende Schwefeldämpfe drangen unter Zischen und Brausen aus dem Loche heraus mit solcher Heftigkeit, daß starke Steine, welche wir hineinwerfen wollten, wie Federn emporgehoben und fortgeschleudert wurden. Ringsumher hatte sich ein Meer von gelben Schwefelablagerungen gebildet, bald schroff ansteigenden Felsen, bald abenteuerlichen Figuren ähnlich.

Gerade war ich im Begriffe, einen schweren Stein in den tobenden Feuer- und Schwefelrachen eines Kraterloches hineinzuwerfen, als mich plötzlich mein sundanesischer Führer heftig nach hinten zog, indem er mich mit allen Anzeichen des Entsetzens auf einen Spalt in der Schwefelkruste, auf der ich soeben gestanden hatte, aufmerksam machte. Hätte ich noch einen Augenblick an dieser gefährlichen Stelle gewilt, so wäre ich in der kochenden, zischenden und brodelnden Masse versunken, den Geistern zum Opfer, die ich verspottet hatte.

Von nun an blieb ich auf dem Wege, der in vielen Windungen bald steigend, bald fallend über dampfende, heiße Schwefelbäche hinwegführt. Das furchtbare unterirdische Donnern und Pfeifen, der unheimliche Anblick und vor allem die heißen, schwefeligen Dämpfe lassen einen längeren Aufenthalt hier nicht zu.

Im Gegensatz zu dem Papandajan ist der 1800 m hohe Kawa Manuk ein Schlammvulkan. Wir befanden uns am Eingange einer kesselförmigen Vertiefung. Ungezählte Schlammtrichter, aus denen laut brodelnd ein in allen Farben schillernder Schwefelschlamm hervorquoll, boten eine eigenartige und merkwürdige Erscheinung dar. Der Schwefelschlamm steigt kochend, und unter lautem Glucksen Blasen bildend, aus dem Boden heraus. Die Luft war auch hier mit Schwefeldünsten dergestalt durchschwängert, daß mir das Atmen schwer wurde. Der heiße, zum Teil feuchte Boden prangte in gelblichen und rötlichen Farben. Die Schwefelmasse befand sich theils in zähem, breiartigen, theils in leichterem, flüssigen Zustande. Allерwegen flossen größere und kleinere Schwefelbäche dahin, und ich mußte vorsichtig weiterschreiten, um nicht in das kochende Wasser zu geraten.

Der Sundanese führte mich zu einem kochenden See, der zwar nicht sehr groß, aber von jener blauschwarzen Färbung war, die auf eine unergründliche Tiefe schließen läßt. An drei Stellen brodelte das Wasser empor. Starke Dämpfe machten den See von Zeit zu Zeit unsichtbar. Es war nicht gut möglich, in seine unmittelbare Nähe zu gelangen, weil ich sonst in die ihn umlagernde, kochende Schwefel- und Lavamasse eingesunken wäre. Man sagt, kein Vogel könne über diesen See hinwegfliegen.

Garut ist die Residenz eines eingeborenen Fürsten. Die javanischen Fürsten waren früher allmächtig und konnten über Leben und Habe ihrer Untertanen frei verfügen. Auch heute noch ist der Einfluß der Fürsten auf die Eingeborenen groß. Diesen Einfluß nützt der kluge Holländer politisch aus, indem er die Fürsten zu Beamten macht, und ihnen hohen Rang und Titel verleiht. Trotzdem sind sie in ihrer Bewegungsfreiheit auf das äußerste einge-

schränkt, denn es steht ihnen ein Beamter zur Seite, der die Aufgabe hat, den Fürsten zu beobachten und im Sinne der Regierung zu beeinflussen, damit nichts geschehe, wodurch die Interessen der Holländer verletzt werden. Handelt der Fürst nicht im Sinne der Holländer, so verliert er Amt und Rang.

Diese eingeborenen Fürsten sind vielfach gebildete Leute, die gute Manieren haben und an ihren kleinen Höfen streng auf Etikette halten. Dabei haben sie einen besonderen Familien- und Adelsstolz und verachten den Holländer innerlich als Emporkömmling.

Der Holländer befolgt als Kolonifator ein vorzügliches Prinzip, nämlich, die Eingeborenen vor Unterdrückung und Ausbeutung zu schützen. Er hat sie nicht nur von der erdrückenden Gewalt der inländischen despotischen Fürsten befreit, sondern er schützt sie auch vor der Ausnutzung durch die ihnen wirtschaftlich und intellektuell überlegenen Chinesen und Araber. Er versteht es, den Eingeborenen politisch und wirtschaftlich dergestalt an sich zu binden, daß dieser in dem Holländer immer mehr seinen Vormund und Pfleger sieht, der seine Religion und seine alten angestammten Gewohnheitsrechte unangetastet läßt und seine wirtschaftlichen Interessen fördert. So schwindet denn allmählich immer mehr der alte aufgespeicherte und von fanatischen Hadjis' geschürte Haß gegen den weißen Eindringling, und von Jahr zu Jahr nehmen die Eingeborenen an Zahl und Wohlstand zu. Allein in dem letzten Jahrhundert ist die Bevölkerung von 4 Millionen Seelen auf 26 Millionen angewachsen, und diese Zahlen sind wohl der beste Gradmesser für den Wohlstand der Kolonie.

Java wird mit Recht die „Perle von Insulinde“ genannt, denn diese Insel ist von der größten Fruchtbarkeit. Fast alle tropischen Erzeugnisse werden hier kultiviert. Da wäre in erster Linie der Reis, das wichtigste Korn der Erde. Auch Zuckerrohr, Kaffee, Rautschuf, Tee und Chinin werden hier mit gutem Erfolg gebaut. Im östlichen Teile der Insel ist beinahe jedes Fleckchen Erde zum Anbau von Zuckerrohr und Kaffee verwendet worden, dagegen

haben wir im südwestlichen Teile Javas noch große Strecken wilden und undurchdringlichen Urwaldes. Aber von Jahr zu Jahr ringt der Mensch der Natur mehr Boden ab, und mit dem Walde zugleich schwindet der Wildstand.

Rhino und Tiger, die hier früher häufiger vorkamen, gehören jetzt schon zu den größten Seltenheiten. Panther, Wildschweine und Büffel aber haben sich in das tiefste Dickicht der Wälder von Südjava zurückgezogen. Auch die Affen fliehen den Menschen. Sie leben im Innern des Waldes, dort, wo der Mensch seinen Fuß nicht hinsetzt, aber ihr lautes und leidenschaftliches Geschrei konnte ich zeitweise in Garut vernehmen.

Der Eingeborene ist kein Weidmann. Er fängt die Raubkätzchen in Fallen und Gruben und tötet sie mit Schrotschüssen, um das Fell zu erhalten. Er stellt auch den Affen nach, deren Fleisch er als Leckerbissen schätzt.

Ich halte die Jagd auf kleine Affen, auch wenn sie von Europäern betrieben wird, für ein zweifelhaftes und rohes Vergnügen. Mir will da eine Geschichte nicht aus dem Kopfe, die ich einst von einem jungen Maler auf Ceylon hörte: „Auf Affenjagd,“ so erzählte er mir, „streifte ich durch den Busch, bis es mir gelang, ein kleines Tier anzuschließen. Das Tierchen wimmerte wie ein Kind und sah mich groß und staunend an. Dann legte es seine Hand in die Wunde, hob sie empor und zeigte mir seine blutigen Fingerchen. Schließlich fiel es vom Ast und war tot.“

So der junge Künstler, nun haben die Herren Tierpsychologen das Wort. —

Ich bin häufig gefragt worden, ob Java und überhaupt der indonesische Archipel als Auswanderungsgebiet für Deutsche in Frage komme. Pflanzungsbeamte, die auf einer deutschen Pflanzerschule ausgebildet sind, Ingenieure, Techniker und Ärzte, welche sich allerdings noch einem holländischen Examen unterwerfen müssen, sind immer noch gesucht. Dagegen ist es niemandem zu raten, ohne feste Beziehungen auf gut Glück einzuwandern; er würde eine Enttäuschung erleben.



Drittes Kapitel

Auf den Molukken

Pulu Laut — Die Kopffäger — Makassar — Ambon —
Mädchenhandel — Die Banda-Inseln — Geschichte der
Inseln — Im Hause des Mijnheer Brandts — Ratjun —
Neira und seine Bewohner — Die Rutika — Der gefasste
Dieb — Fischerei — Die Tierwelt — Die Muskatwaldung
— Auf der Suche nach den heiligen Steinen

Ich hatte meine Weiterfahrt auf dem „Sandakan“ angetreten, einem Schiffe des Norddeutschen Lloyd, das den Verkehr zwischen Singapore und Neu-Guinea vermittelte. Mein Ziel sollten die Banda-Inseln sein. Hier wollte ich die Gelegenheit abwarten, um nach den noch wenig bekannten, südlich von Neu-Guinea gelegenen Kei- und Uru-Inseln zu gelangen, wo wissenschaftliche und sammlerische Arbeiten meiner harrten.

Wir gingen zunächst vor Stagen auf Pulu Laut vor Anker, um dort Kohlen aufzunehmen. Pulu Laut ist eine gebirgige Insel im Südosten von Borneo. Etwa 5 km vom Hafen entfernt liegt ein holländisches Steinkohlenbergwerk, das viele chinesische und malaiische Arbeiter beschäftigt und damals hauptsächlich von deutschen Ingenieuren geleitet wurde.

Vom Strande bis nahe an das Gebirge heran zieht sich auf sumpfigem Gelände eine Mangrovenwaldung von seltener Schönheit und gutem Holzbestande. Der glattblättrige Baum mit den hohen Stelzwurzeln ist für den Minenbetrieb von hohem Werte, denn es gibt nur wenig Holzarten, welche an Dauerhaftigkeit und Härte der Mangrove gleichkommen. Die Rinde dieses Baumes ist gerbstoffhaltig.

Durch diese Mangrovenwaldung führt eine Kleinbahn vom Hafen zum Bergwerk. Hier steht alles im Zeichen der Industrie. Lange auf Pfählen errichtete Holzhäuser geben vielen Arbeiterfamilien Wohnung. Aberaus reinlich waren diese Häuser gehalten, und alle Zimmer waren in der gleichen Weise ausgestattet. In keinem Raum fehlte die Schlafmatte und die Öllampe und überall bemerkte ich Hirschgeweihe an den Wänden.

Unter dem Hause, zu ebener Erde, wurde gekocht und gebraten, auch waren hier Verschläge für das Vieh angebracht.

Hoch oben aber, auf bewaldeter Bergeskuppe, lagen die weißen Häuser der europäischen Bergwerksbeamten und das geräumige Kasino.

Während ich nun in der Siedelung umherschlenderte und dem Fußball=¹⁾ und Drachenspiel der Jugend zuschaute, sah ich plötzlich einige schön gewachsene Krieger in stolzer Haltung, mit langen, schwertartigen Messern (Parrang) und schön ornamentierten Schilden bewaffnet, an mir vorüberziehen. Die Leute waren nur mit einem lose um die Lenden geschlagenen Schamschurz bekleidet und

¹⁾ Fußball und Drachensteigenlassen sind im indonesischen Archipel uralte Spiele. Man benutzt aus Rotan geflochtene Bälle.

machten mit ihren langen, aus Muschelringen bestehenden Ohrgehänge einen durchaus fremdartigen Eindruck.

Aus der Eigenart ihrer Bewaffnung konnte ich den Schluß ziehen, daß diese Männer zu den das Innere der Insel bewohnenden Dajakstämmen gehörten, jenen berüchtigten Kopffägern, die der Sitte huldigen, Leuten, die nicht ihres Stammes sind, gleichviel ob Freund oder Feind, ob Mann oder Weib, den Kopf abzuschneiden und als Trophäe mit in ihr heimatliches Dorf zu nehmen, weil sie glauben, daß die Seelen der Menschen, deren Kopf sie besitzen, sie im Leben beschützen und ihnen im Jenseits untertan sein müßten. Je mehr Köpfe der Krieger erbeutet, um so größer auch sein Ruhm. Der Jüngling aber, der sich mit Heiratsgedanken trägt, muß seinem Schwiegervater zuerst als Zeichen seiner Würdigkeit und Mannhaftigkeit einen Kopf präsentieren. Auch bei anderen Gelegenheiten, z. B. bei dem Bau eines Gemeindehauses oder bei dem Tode eines Häuptlings, müssen von den jungen Leuten des Stammes Köpfe herbeigeschafft werden.

Übrigens ist die Sitte der Kopffägerei weithin über den Archipel verbreitet. Wir finden sie besonders bei den Bergvölkern auf Ceram, den Philippinen, der Insel Formosa und auf der großen Insel Borneo. Sie ist ein typischer Auswuchs finsternen religiösen Irrwahns. Jedenfalls sind die „Köpfsneller“, wie sie hier heißen, von den anderen Eingeborenen sehr gefürchtet.

Mit Hilfe eines Badschisch gelang es mir, die merkwürdige Gesellschaft vor meinen photographischen Apparat zu bringen. Es schienen übrigens harmlose und gutmütige Burschen zu sein.

Für die Hin- und Rückreise mit Kohlen versehen, verließ der „Sandakan“ Stagen. Das nächste Ziel war Makassar auf Celebes. Auch hier sind Chinesen und Araber die ersten Handelsleute, während die Eingeborenen kaum hervortreten. In den Toko's (offene Läden) erhält man alles, was man hier in den Tropen nötig hat. Ich kaufte mir für wenig Geld einen malaiischen Spapierschirm, der mir noch gute Dienste tun sollte.

Die Straßen sind reinlich gehalten und gut chauffiert. Außerhalb der Stadt liegen auch hier an schönen, weiten Rasenanlagen die weißen Villen der Europäer und die Hotels.

Zwei Tage später liefen wir in den malerischen Hafen von Amboina ein. Amboina, die Heimat der Gewürznelke, ist der wichtigste Platz auf dem Molukkenarchipel und Sitz eines holländischen Residenten.

Als wir nun im Begriffe waren, an Land zu gehen, kam unser Schiffszarzt mit der Kognakflasche zu uns und gab allen, die das Schiff verlassen wollten, den ärztlichen Rat, sich vorher einige Gläschen zu genehmigen, da in Ambon die Cholera herrsche und ein Schnäpßchen ein erprobtes Mittel gegen die Cholera sei.

Die Cholera und ähnliche Seuchen sind auf diesen Inseln ständige Gäste. Sie treten dafür aber auch nicht annähernd so verheerend auf wie in Europa.

Ich hatte hier auf dem Sekretariat zu tun, um die Reiseerlaubnis nach den Rei- und Uru-Inseln zu erwirken. Der Beamte, ein wohlgenährter Sinjo, hatte sich mit etlichen Karbolflaschen umgeben und sprengte hinter jedem Chinesen, der seine Obliegenheiten bei ihm erledigt hatte, eine Flasche Karbol aus. Im übrigen habe ich von der Cholera nicht viel gemerkt.

Sehr lohnend ist eine Bootfahrt in dem inneren Hafen von Ambon. Hier fahren wir bei völlig klarem Wasser über einen prachtvollen Korallengarten hinweg. Die Korallentiere, mit ihren zahlreichen, merkwürdig gefärbten und geformten Fangarmen am Munde, haben in der That eine solche Ähnlichkeit mit Blumen, daß wir das Wort „Garten“ mit Fug und Recht hier anwenden dürfen.

Die Insel ist gebirgig und bewaldet. Häufig ist hier die Sago-
palme, deren Mark für die Molukkenbewohner den Hauptbestand-
teil der Nahrung bildet. Die Palme, die am liebsten in feuchtem
Gelände wächst, wird von den Eingeborenen gefällt, ihrer Krone
beraubt und dann gespalten. Das stärkemehlhaltige Mark wird
dann herausgehauen, zerhackt und von seinen holzigen und faserigen

Bestandteilen befreit, und zwar geschieht das durch mehrmaliges Schlemmen in fließendem Wasser, mittels langer, in absteigender Folge aneinandergelegter Holztröge. Nach vollständiger Reinigung wird das Sagomehl getrocknet. Das Mehl wird entweder in breiigem oder in gebadenem Zustande genossen. Drei solcher Palmen reichen hin, um eine Person ein Jahr lang zu ernähren, und zwar bei einer geringfügigen Arbeit, die vielleicht 4 Tage in Anspruch nehmen würde.

So legt die Natur den Primitiven die Schätze in den Schoß, um die in Europa so heftig gestritten und gerungen wird.

Die Amboinesen sind schon von den alten Portugiesen, den Entdeckern und ersten Besitzern der Insel, dem Christentum zugeführt worden. Jetzt, unter holländischer Herrschaft, gehören sie insgesammt der reformierten Kirche an. Aber die alten, von portugiesischen Jesuiten eingeübten Sitten sind auch bis heute noch beibehalten worden. In schwarzer Gewandung mit weißen Strümpfen gehen die Frauen des Sonntags langsam und feierlich zur Kirche. Die Füße stecken in langen Schnabelschuhen, die noch aus portugiesischen Zeiten stammen und Sjanéla (portugiesisch) genannt werden.

Bei aller ihrer Intelligenz ist den Amboinesen doch eine gute Dosis Eitelkeit und Dünkel mit in die Wiege gelegt worden. Da sie schon seit Jahrhunderten mit Europäern in Berührung gestanden haben, so halten sie sich auch für vollkommen gleichberechtigt mit diesen. Das Christentum ist bei ihnen nur angelernte Außerlichkeit, nicht Sache des Herzens. Dafür ist wohl der beste Beweis der schwunghafte Mädchenhandel, den die einzelnen Sippenvorstände mit ihren Töchtern treiben. Schon auf dem Schiffe hieß es, daß man hier auf Amboina günstig eine braune Frau kaufen könne. Nun war gerade einer unserer Passagiere, der Pflanzer N., auf der Suche nach einer braunen Freundin, und es gelang ihm auch nach langem Feilschen und Handeln, von einer christlichen Amboinesensippe ein feschcs Töchterlein für den Preis von 150 Gulden zu erwerben. Er wollte die Kleine mitnehmen nach

Bougainville auf seine einsame Pflanzung, und damit sie ihm nicht entweichen könnte, schloß er sie ein. Später teilte er mir mit, daß sie ihm dennoch entlaufen und die Gattin eines hiederer amboinesischen Postbeamten in Rabaul geworden sei. Er wollte seinen Rechtsbeistand fragen, ob er die Rauffumme von der Sippe oder von dem Postbeamten herausverlangen könnte. Ich glaube, er wartet heute noch darauf.

Der Aufenthalt auf Ambon sollte für mich noch eine lästige Folge haben, denn als wir im Hafen von Banda-Neira einliefen, lag unser Schiff als choleraverdächtig unter Quarantäne. Da ich hier aber vorläufig bleiben wollte, so mußte ich mich gegen Hinterlegung von 150 Gulden verpflichten, drei Tage lang dem Bezirksarzt Dr. B. zwecks ärztlicher Untersuchung meinen Besuch zu machen.

Die Banda-Inseln bestehen aus neun zum größten Teil recht kleinen Inseln, die, schroff und unvermittelt aus dem Meere aufsteigend, mit ihrem höchsten Bergkegel, dem ca. 700 m hohen Vulkan Gunong Api (Feuerberg) weit über das Meer hin sichtbar sind.

Die größten dieser Eilande sind die nur durch sehr schmale Meeresengen voneinander getrennten Inseln: Banda Lonthor, Gunong api und Banda Neira. Es hat den Anschein, daß diese Inseln ehemals ein zusammenhängendes Festland gebildet haben, aber später durch vulkanische Eruptionen wieder auseinandergerissen worden sind.

Die zwar kleinste, aber trotzdem bedeutendste unter den drei großen Banda-Inseln ist Banda Neira, denn auf ihr liegt Neira, die Hauptstadt der Inselgruppe.

Auch in Neira ist in der Handels- und Geschäftswelt das chinesische und arabische Element vorherrschend, während die Europäer nur durch Mischlinge, die hier „Indo-Europäaner“ genannt werden, vertreten sind. Diese Stadt ist mit ihren beiden Hotels, die fast immer leer stehen, mit ihren Banken, die jetzt geschlossen sind, mit ihren alten Steinhäusern, die zum Teil un-

bewohnt und schon im Verfall begriffen sind, und mit den beiden überragenden Forts Nassau und Belgika, die nur noch eine historische Bedeutung haben, ein Prototyp der traurigen Geschichte dieser Inseln, die einst zu den wichtigsten Plätzen des indonesischen Archipels gehörten.

Die Banda-Inseln wurden im Jahre 1511 von den Portugiesen entdeckt, die hier Handelsstationen errichteten. Im Jahre 1599 gingen die Inseln auf die Holländer über. Als diese nun den Handel mit der Muskatnuß für die Ostindische Kompagnie monopolisierten, kam es zu einem Aufstande unter den Eingeborenen, bei dem ein holländischer Admiral nebst vielen Holländern ihr Leben ließen. Nunmehr wurden die Eingeborenen von den Holländern völlig ausgerottet, teils getötet, teils des Landes verwiesen.

Die ursprünglichen Bewohner dieser Inseln gehörten zu den Alfuren. Sie standen kulturell und politisch den Bewohnern der benachbarten Insel Ceram nahe. Diese Alfuren mit ihrem dunklen Kolorit und gekräuseltem Haar bilden ein interessantes Bindeglied zwischen den eigentlichen Malaien Indonesiens und den dunkeln kraushaarigen Bewohnern von Neu-Guinea, und es liegt die Vermutung nahe, daß sie aus einer Mischung beider Rassen entstanden sind.

Die also entvölkerten Inseln wurden dann von neuem besiedelt mit Eingeborenen von den verschiedensten Inselgruppen des Archipels: Javanen, Makassaren, Timoresen (auf Lonthor) und anderen. Da sich nun alle diese Stämme miteinander vermischt haben, so stellen sie heute nach Körperbeschaffenheit und Kultur keine einheitliche Gesellschaft dar.

Die Glanzzeit Bandas ging zu Ende, als im Jahre 1864 das Monopol für die Gewinnung und den Verkauf der Muskatnuß aufgehoben wurde. Aber noch im Jahre 1873 erhielt der Pflanze für ein Picul (120 Pfund) etwa 250 Gulden, später fiel das Picul auf 130 Gulden und im Jahre 1911 stand es auf 15 bis 17 Gulden.

Durch diesen traurigen Niedergang sind die Nachkommen der

Holländer, die schon erwähnten Indo-Europäern, völlig verarmt. Gedrückt und mit sorgenvollen Mienen gehen sie umher, die Nachfahren jener herrischen Pflanzungsbesitzer, die das Geld in Scheffeln ausgaben, weil sie es hatten und nicht für den morgigen Tag zu sorgen brauchten.

Der Typ eines solchen Mannes war mein ehrenwerter Hauswirt, der Hotelbesitzer und Muskatpflanze Mijnheer B. Aus den angesehensten und begütertsten Familien des Landes stammend, war Mijnheer B. durch Ungunst der Verhältnisse verarmt, aber er war mit der Gemeinde verwachsen und genoß infolge seiner redlichen Gesinnung das Vertrauen aller Inselbewohner.

Mijnheer B. sowohl wie auch seiner Frau und Tochter bin ich zu großem Danke verpflichtet, nicht nur für die vortreffliche, billige Verpflegung, sondern vor allem auch für manche wissenschaftliche Anregung, und nicht zum letzten dafür, daß sie mir den mohamedanischen Diener ihres Hauses mit Namen „Katzjun“ voll und ganz zur Verfügung stellten. Katzjun war mir mehr als Diener, er war mein Gefährte, mein Kamerad. Katzjun war 35 Jahre alt und erklärte mir mit Stolz, daß er es schon zum Großvater gebracht habe. Dieser tüchtige Katzjun wich tagsüber nicht von meiner Seite, nur des Abends ging er nach Hause. Mit ihm machte ich meine schönen Bootfahrten auf den Meerengen, er lehrte mich nach Eingeborenenart fischen, er begleitete mich in die Muskatwälder, er verschaffte mir manche seltene Ethnologika, er war traurig, wenn ich betrübt war und freute sich, wenn es mir gut ging.

So war ich denn im Hause des Mijnheer B. gut untergebracht und unternahm in Begleitung der Tochter meines Hauswirts und Katzjuns zahlreiche Wanderungen durch Stadt und Umgebung.

Neira ist Sitz eines holländischen Kontrolleurs. Die schmalen, mit hohen massiven Mauern eingefassten Straßen erinnern an die Städte südromanischer Völker, aber die weißen Europäerhäuser, mit ihren säulengezierten Veranden und blumengeschmückten Hallen, sind typisch für Niederländisch-Indien.

Die Eingeborenen wohnen in verschiedenen Distrikten (Rampong), deren Einteilung und Bezeichnung noch von den vertriebenen Altbandanesen herrührt. In alten Zeiten bildeten die einzelnen Distrikte selbständige Fürstentümer, an deren Spitze mächtige Radjas standen. Zu jedem Distrikt gehört auch eine Moschee, die immer bewacht wird und von einem Europäer nicht betreten werden darf.

Die Hütten der Eingeborenen sind zu ebener Erde erbaut und liegen in kleinen Gärten versteckt zwischen hohen Bambusen, Bananen und Papaja. In den Tokos der Eingeborenen erhielt ich manches schöne Fischnetz, das ich später auf meinen Bootfahrten mit Ratjun selbst erprobt habe, ehe ich es meiner Sammlung einverleibte. Bald schloß ich Freundschaft mit angesehenen Eingeborenen, und sie luden mich nicht nur zu ihren Festen und Hochzeiten ein, sondern sie zeigten mir auch ihren Gemeindefchat. Uralte Waffen waren es, wie sie früher von den Altbandanesen bei den afurischen Nationaltänzen (Tjakale) benutzt worden waren.

Da sah ich vorzügliche, mit Webereien und Stickereien verzierte und mit den Federn des Paradiesvogels geschmückte metallene Helme, Abwehrrschilde mit Muschleinlage, Speere mit Behang von Haaren aus gefärbten Pflanzenfasern, Kanumodelle, Schwerter und kostbare Parrangs. Mein Sammlerherz erfreute sich an allen diesen Relikten früherer Herrlichkeit. Jetzt werden die alten Tänze und Kriegsspiele nur noch selten geübt, denn die Bevölkerung ist viel zu indolent, um sich noch mit diesen Spielen zu befassen.

Natürlich wollte ich einige von den hier zur Schau gestellten Kostbarkeiten erwerben, aber die Ältesten erklärten mir, die Sachen seien Gemeindegut und unverkäuflich.

Erfolgreicher war ich bei dem Erwerb einer alten „Rutika“. Der Malaie ist sehr abergläubisch und tut nichts, ohne vorher seinen Glückskalender (Rutika) zu befragen. Aus den geheimnisvollen Zeichen dieses Buches zieht er seinen Schluß, ob er ein geplantes Unternehmen zu einer gewissen Zeit, an einem gewissen

Orte ausführen darf oder nicht. Über alle wichtigen Fragen des Lebens gibt ihm die Kutika Auskunft. So ist denn die Kutika ein heiliges Buch, des Eingeborenen höchster Schatz, der sich von Generation zu Generation in der Familie forterbt.

Ich hatte nun in Erfahrung gebracht, daß der Iman (Priester) eines Kampongs eine kostbare, Jahrhunderte alte und in arabischer Schrift geschriebene Kutika besaß, die zwar ihm persönlich gehörte, die er aber als heiliges Kultgerät ohne den Willen der Gemeinde nicht veräußern durfte. Niemals hätte die Gemeinde dem Iman die Erlaubnis gegeben, mir, einem Ungläubigen, das heilige Buch zu geben, denn nirgends tritt der Islam fanatischer und fremdenfeindlicher auf wie auf dem Molukkenarchipel.

Der Einfluß des fremdrassigen, intellektuell und wirtschaftlich höher stehenden Arabertums auf die einfässige Bevölkerung ist bedeutend. Wenn die arabischen Edeln, die sich hier „Sajids“ nennen und als Nachkommen des Propheten gelten, durch die Straßen gehen, so geht auch niemand vorüber, ohne dem Sajid demütig die Hand zu küssen. Täglich kann man sehen, wie alte Männer mit eisgrauen Bärten Jünglingen, die kaum dem Knabenalter entwachsen sind, ehrfurchtsvoll die Hand küssen.

Nicht zu verwechseln mit diesen Sajids sind die Hadjis. Diese sind keine Araber, sondern Eingeborene, die auf Kosten der Gemeinde die mühevoll und weite Reise nach Mekka zum Grabe des Propheten gemacht haben. Sie haben das Recht, weiße Gewänder zu tragen, und die Gemeinde ist stolz auf ihre Mekkapilger, die ebenfalls einen bedeutenden Einfluß auf ihre Dorfgenossen haben.

Dagegen erfreut sich der Iman, der islamitische Gemeindekultusbeamte, nur eines geringen Ansehens; er muß tun, was die anderen wollen.

Meinem festen Willen, die Kutika zu erwerben, wurde also von seiten der Gemeinde Widerstand entgegengesetzt. Der Zufall wollte es, daß ich Mijnheer S., den Vogt der Gemeinde, kennenlernte, und mit seiner Hilfe kam ich zum Ziel. Ihm konnte der

Jman, der ihm schon mehr als sein Leben verdankte, nichts abschlagen. Ein guter Badschisch in Gestalt von 20 Gulden tat das übrige.

Kurz, der Jman kam eines Abends, als Mijnheer S. gerade bei mir weilte, ganz geheimnißvoll in meine Stube und brachte aus den Falten seines Sarongs das heilige Buch hervor. Nachdem Mijnheer S. und ich ihm feierlich erklärt hatten, niemandem etwas von dem Handel zu verraten, überreichte er es mir und war auch bereit, über den Inhalt des Buches Erklärungen abzugeben. Jeden Abend in der Dämmerstunde kam er ein Stündchen zu uns, setzte sich zu den Füßen des Mijnheer S. und erklärte das heilige Buch, das auch Aufschlüsse gab über die älteste Besiedelung der Banda-Inseln. Aber nachdem er mich fünfmal besucht hatte, blieb er aus und erschien nicht mehr. Seine geheimnißvollen Gänge waren aufgefallen, das Verschwinden der Rutifa war verraten worden — armer Jman!

Indessen sollte diese Sache auch für mich noch ein Nachspiel haben.

Im Drange der Geschäfte hatte ich es ganz vergessen, daß ich noch choleraverdächtig war und die Verpflichtung übernommen hatte, mich täglich dem Herrn Dr. B. zwecks ärztlicher Untersuchung zu stellen. Herr Dr. B. war inzwischen persönlich bei mir gewesen und hatte mich an meine Pflicht gemahnt. Die 150 Gulden, so meinte er, seien schon fällig. Ich holte das Versäumte sofort nach und wurde bald auch ohne Untersuchung für unverdächtig erklärt. Entlassen aber war ich damit noch nicht, denn Dr. B. und seine Gattin freuten sich, einmal einen Europäer in ihrem Hause zu sehen, und unter ernstern und heiteren Gesprächen leerten wir auf der geräumigen Veranda des Arztes manches Gläschen edlen Weins. Der freundlichen Einladung des alten Arztes und seiner liebenswürdigen Gattin Folge leistend, ging ich nun häufiger in dieses gastliche Haus und kam oft erst spät zurück in meine friedliche Klause, die zu einem reinen Museum umgestaltet war.

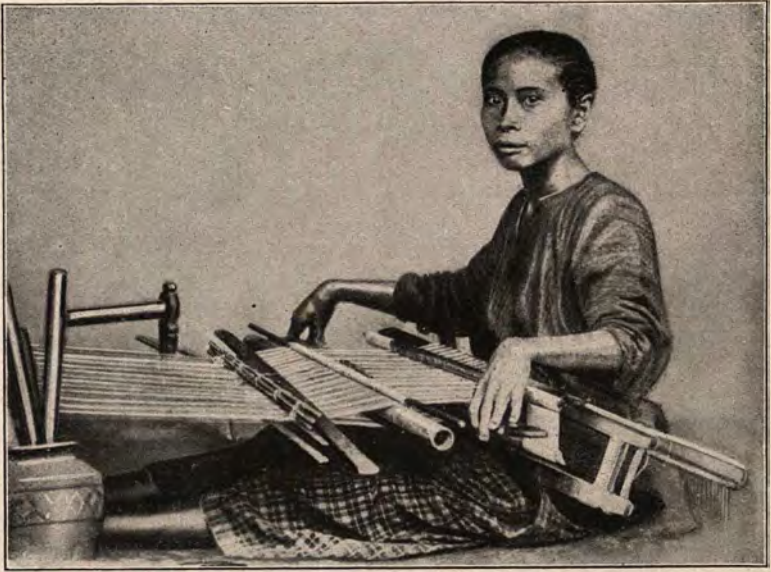
Eines Abends konnte ich den Schlaf nicht finden. Sei es nun, daß der reichlich genossene starke Kaffee und das viele Reden meine Nerven in Alteration versetzt hatten, sei es, daß die Hitze mich plagte, schlaflos und unruhig wälzte ich mich auf meinem breiten Lager unter dem Moskitoneße hin und her, indem ich meine Kapokrolle bald unter die Knie, bald unter den Rücken legte. Ich pflegte der kühleren Luft wegen bei offener Thür zu schlafen. Laut schallte das Gebell der Hunde durch die stille Nacht, und mein Blick richtete sich starr auf die Thür.

Sehe ich recht oder täuschen mich meine Sinne, soeben mußte eine Gestalt von der Straße aus in mein Zimmer geschlüpft sein. Wer aber sollte Interesse daran haben, unaufgefordert zu mitternächtlicher Stunde mein Zimmer aufzusuchen. Katjun war bei seiner Familie. Mein Hauswirt aber war schon lange zu Bett gegangen. Trotzdem ich kein Geräusch hörte, war ich doch der festen Überzeugung, daß sich noch eine Person in meinem Raume aufhielt. Ich tastete nach meinem über dem Bette hängenden Parrang und mit lautem Rufe stürzte ich auf meine Kiste zu, die meinen kostbarsten Schatz, die Kutika, barg. Schon hatte ich den Burschen am Kragen, der, vor Schrecken gelähmt, keine Worte finden konnte und wie Espenlaub zitterte.

Von dem Lärm war auch mein Hauswirt erwacht. Ich aber überlieferte ihm den Dieb, denn wie sich später herausstellte, hatte der Malaie Absichten auf meine Kutika gehabt. Ein feiger Bursche war er doch gewesen, sonst hätte er sich mit seinem scharf geschliffenen Parrang, den er in der Angst zur Erde geworfen hatte, wohl verteidigen können. Jedenfalls waren mir bei dem Auftritt einige kostbare chinesische Porzellanteller, die hier in der Erde gefunden werden und den Eingeborenen wertvoller sind wie Gold und Edelstein, in tausend Scherben zerbrochen. Das war mir eine Warnung. Am folgenden Tage ging die Kiste mit allen Kostbarkeiten und der Kutika auf ein nach Singapore fahrendes Schiff. Jetzt liegt das heilige Buch im Linden-Museum zu Stuttgart, wo ein jeder sich seinen Inhalt zunutze machen kann.



Zuckerrohr-Plantage auf Java
(Kap. II)



Weberin, Java
(Rap. II)



Batikarbeiterinnen, Java
(Rap. II)

Die Eingeborenen sind hier auf den Kleinen, von fischreichen Meeresstraßen umgebenen Inseln fast alle Fischer. Das Fischnetz ist der Reichtum des Insulaners, und wenn jemand dazu noch ein Auslegekanu oder gar eine Frau sein eigen nennt, so gilt er nach Eingeborenenbegriffen schon als Nabob.

In der Meeresstraße zwischen Neira und Lonthor ist ein großer schöner Raubfisch mit spitzem Maul sehr häufig, den die Eingeborenen „Man serui“ nennen. Sein Fleisch ist von seltenem Wohlgeschmack. Oft hatte ich die Eingeborenen bei dem Fange dieses Fisches beobachtet, und nun wollte ich selbst einmal mein schönes Netz erproben und mein Glück als Fischer versuchen. Ich hatte mir ein Boot gemietet und Ratjun hatte außer dem Netz auch zwei Damaraharzkerzen mitgenommen.

So ruderten wir bei stiller Nacht und prachtvollem Sternenhimmel in die tiefe See hinaus. Es gibt nichts Schöneres als eine Kanufahrt auf den Banda-Gewässern in mondstillter Nacht. Nun nahm Ratjun einen Ständer aus leichtem Sagoholz und stellte darauf eine brennende Damarakerze. Wir befestigten dann das Netz an dem Ständer und spannten es in der Weise aus, daß der eine mit leichten Holzblöckchen versehene Rand des Netzes auf der Wasseroberfläche ruhte, während der schwere Seil des Netzes herunterfiel. Weiter ruderd, spannten wir das etwa 100 m lange Netz immer länger aus, so daß die Seite mit den Holzblöckchen wie eine große Schlange auf dem Wasser lag. Nachdem wir das Netz ganz aufgespannt hatten, befestigten wir das andere Ende desselben in der gleichen Weise an einem Sagoständer und stellten auch auf diesen eine Kerze. Der Serui, angelockt durch das Licht, kommt heran und verwickelt sich in dem Netz. Unruhig wie er ist, will er sich befreien, aber er erreicht nur das Gegenteil, denn der unten freibleibende Seil des Netzes wickelt sich um ihn. Wir fingen in jener glücklichen Nacht acht Serui.

Eines Tages brachte mir Ratjun einen Drachen, der aus dem Blatte des Dunribaumes hergestellt worden war. Der Drache konnte mittels beweglicher Stäbchen nach der Windrichtung ein-



gestellt werden. An seinem starken Bindfadenschwefel war das zusammengelegte Netz einer großen Spinne befestigt. Mit diesem Drachen fuhren wir hinaus. Ich ließ, am Steuerruder sitzend, den Drachen fliegen, so daß der lange mit dem Spinnennetz beschwerte Schwefel in das Wasser fiel. Nach einiger Zeit hatte ein großer Serui in das Netz gebissen und versuchte vergeblich sich zu befreien.

So konnte ich denn Medrouw B. wieder einmal einen schönen Braten für die Küche abliefern.

Es würde zu weit führen, alle jene raffinierten Fischfangarten der Eingeborenen zu schildern. Auch die Reusensfischerei wird hier eifrig betrieben. Netzwerkerei und Reusensflecherei sind denn auch die Hauptindustriezweige unter den Eingeborenen dieser Inseln.

Im Gegensatz zu den drei großen Sundainseln sind die Molukken arm an Tieren. Die großen Raubthiere, Affen, Büffel und Hirsche, die jene Inseln bevölkern, fehlen auf den Molukken vollständig. Allerdings kommt auf der Insel Ceram eine Hirschart vor, aber es liegt die Vermutung nahe, daß der Ceramhirsch dort eingeführt worden ist.

Im allgemeinen nähert sich die Tierwelt hier schon mehr der von Neu-Guinea und Australien, wo ja, von einigen durch Europäer eingeführten Säugetierarten abgesehen, nur Beutel- und Kloakentiere vorkommen. Das Opossum, welches sonst auf den Molukken wohl angetroffen wird, fehlt auf den Banda-Inseln. Es gibt auf diesen Inseln überhaupt keine bodenständigen Säugetiere mit Ausnahme einer Beutelratte. Auch an Reptilien und Amphibien sind die Inseln arm. Ich habe nur den Leguan hier angetroffen, eine große bissige Eidechse, die in die Hühnerställe einbricht, um die Eier zu stehlen. Ebenso sind die Vögel nur in wenigen Arten vertreten. Reich ist diese Inselwelt aber an niederen Tieren, vor allem an Spinnentieren, die hier in riesigen Arten auftreten, ebenso Tausendfüßer und Skolopender.

Stechmücken sind hier zur Tagesplage geworden und martern den Menschen bis aufs Blut, aber die Anopheles, die Trägerin

der Malariaamöbe, eine kleine schwarze Nachtmücke, habe ich hier nicht angetroffen. Diese Inseln sind fieberfrei und gesund.

Die Hitze ist groß, und so empfindet man es gar nicht unangenehm, wenn täglich einige Stunden hindurch ein andauernder, wolkenbruchartiger Regen vom Himmel herniederprasselt.

Dann saß ich wohl des Abends beim Lampenlicht auf der Veranda und trank ein Glas Whisky-Soda. Aber wehe, wenn ich mein Glas nicht sorgfältig zugedeckt hatte. Dann lagen bald ein Duzend Mücken- und Käferleichen in dem edlen Trunk. Erst im Laufe der Zeit gewöhnt sich der Fremdling in den Tropen daran, Ameisenbutter und Käfersuppe zu essen. Das alles will gelernt werden, und erst wenn man sich einige Zeit in Wald und Busch herumbewegt hat, dann hat man bald alle Empfindlichkeit nach dieser Richtung hin verloren.

Zahlreiche Ameisen erscheinen auf meiner Tischplatte. Sie schleppen zu Hunderten die großen Käfer fort, die vom Licht betäubt hier herumliegen, und besorgen auf diese Weise die Geschäfte des Totengräbers.

An der glatten Kalkwand des Hauses taucht behende ein kleines, grünes Eidechselein auf, „Geco“ genannt. Von Zeit zu Zeit einen durchdringenden Schrei ausstoßend, macht es auf Mücken und Käfer Jagd. Das nützliche, von den Eingeborenen als Haustier angesehene Tierchen hält sich, mit Hilfe seiner an den Füßen befindlichen Saugballen, selbst an glatten Wänden, und ist außerordentlich flink in seinen Bewegungen. Soeben hat es eine Mücke erblickt und schickt sich zum Sprunge an, da naht das Verhängnis: Mit der Schnelligkeit und Kraft einer Pantherkatze stürzt eine schwarze Riesenspinne auf das Eidechselein zu und trägt das vor Schrecken betäubte Tierchen in ihre finstere Höhle. Das alles geht so schnell, daß ich zur Rettung des kleinen Geco nichts mehr tun kann.

Ja, alles ist Kampf in der Natur, und der Starke saugt aus der Vernichtung des Schwächeren seine Kraft, bis auch er seinen Meister findet.

Trotz des vielen Regens bilden sich keine Sümpel und Wasserlachen. Der durchweg sandige Boden hat die Eigenschaft, wie ein Schwamm das Wasser aufzusaugen, so daß man überall trockenen Fußes hingelangen, und die Insel nach allen Richtungen hin durchstreifen kann.

Banda Neira läßt sich in vier Stunden umschreiten. Allerdings stellen die knorrigen, in die See hineinragenden Baumäste, die gewaltigen Lavamassen und die oft unmittelbar an der Küste jäh aufsteigenden Felsblöcke dem Wanderer schwere Hindernisse entgegen.

Scharen von kleinen Einsiedlerkrebseu beleben den Strand. Alle tragen an ihrem empfindlichen Hinterleib das Gehäuse einer Seeschnecke mit sich herum. Nimmt man nun so ein Tierchen aus seinem Haus heraus und setzt es in den Sand, so sucht es sich mit bewunderungswürdiger Findigkeit sofort eine neue Wohnung.

Das ganze Innere der hügeligen Insel ist von Muskatwaldungen überzogen, die im Eigentume einzelner Pflanzer stehen. Eine Wanderung durch diese kühlen und schattigen Waldungen ist überaus lohnend und abwechslungsreich. Unbedenklich kann der Wanderer vom Pfade abweichen, denn keine dornigen Lianen, kein dichtes Unterholz hemmen seinen Schritt. Dagegen überziehen die verschiedenartigsten Moose und Farne den humusreichen Waldboden — eine ergiebige Fundgrube für Botaniker.

Die schlanken Bäume mit ihren großen dunkelgrünen Blättern lassen keinen Sonnenstrahl durchkommen. Der Muskatbaum erreicht die Fülle seiner Fruchtbarkeit zwischen dem zehnten und zwanzigsten Jahre. Später läßt seine Ergiebigkeit nach. Daher nimmt man in der Pflanzung nur ganz vereinzelt alte Bäume wahr. Diese Bäume mit ihren gewaltigen mannhohen Brettwurzeln sind dann auch wahre Prachtstücke, wie wir sie sonst nur in Urwäldern wiederfinden. Sie dienen dem Nachwuchs zum Schutze.

Die Frucht hängt am elastischen Stiele vom Zweige; sie hat die Größe eines Pflirsichs und ist von einer harten grünen Schote

umgeben, die bei der Reife in der Mitte aufspringt und ein rötliches Ei sehen läßt. Dieses Ei ist aber noch nicht der eigentliche Kern, sondern bildet nur dessen fleischige Umhüllung.

Von Zeit zu Zeit begegnet mir ein Eingeborener, ausgerüstet mit einer langen Bambusstange, an deren Spitze sich ein mit zwei Widerhaken versehenes Körbchen befindet. Mit Hilfe der Widerhaken löst er die reife Frucht vom Stengel, so daß diese in das Körbchen fällt. Nach Ablösung der fleischigen Hülle werden die Kerne in Kalk gelegt, getrocknet und als Muskatnüsse verpackt nach Singapore verhandelt.

Sehr stimmungsvoll wirken die im Waldebsdickicht vereinzelt liegenden Grabstätten hervorragender Familien, die sich hier in den guten und glücklichen Zeiten unter großem Kostenaufwande Marmordenkmäler errichtet hatten. Wo sind sie geblieben, diese Familien, deren Namen im ewig grünen Walde auf kalten Stein gemeißelt sind? — Die Geschlechter sind dahingegangen, ihre Paläste stehen leer und sind teilweise schon zerfallen — traurige Ruinen, zerborstene Säulen, von Unkraut überwucherte Hallen und Treppen — zerstört und zermalmt wie die Menschen, die sie bewohnt haben.

Auch chinesische Handelsherren ließen sich im Walde zur Ruhe betten. Einfache mit Inschriften verzierte Grabsteine decken ihre Gebeine. Hier, abseits vom geräuschvollen Treiben der Welt, haben sie die wunschlose Ruhe gefunden — das „Nirvana“.

Die wichtigste Holzart auf diesen Inseln ist für die Eingeborenen das Bambusrohr, denn aus Bambus baut der Eingeborene seine Hütte, aus Bambus schnitzt er sich seine Angelgeräte und elastischen Tragestangen.

Ähnlich wie noch heute bei den Alfuren auf Ceram, zu denen die Altbandanesen so viele Beziehungen hatten, ist auch hier die Kopffjägerei in alten Zeiten geübt worden. Die abgeschnittenen Köpfe wurden im Rampong auf heilige Steine gelegt und später begraben. Noch heute sollen auf Banda Lonthor heilige Steine liegen, bei denen die alten Fürsten die Köpfe Erschlagener be-

graben ließen. Bis in die neueste Zeit hinein sind diesen Steinen Opfer dargebracht worden, ja, es war sogar die Pflicht eines guten Bandanesen, den Steinen zu opfern. Auch mein würdiger Hauswirt, der mit einer eingeborenen Familie verschwägert war, wurde hierzu aufgefordert. Als guter reformierter Christ aber lehnte er das Unsinns ab, was wiederum böses Blut machte.

Natürlich wollte ich die Steine photographieren. So setzte ich denn eines Tages mit Mijneer S. und Katjun nach Lonthor über. Der Iman des Ortes sollte uns führen. Er führte uns tief in den Busch und verschwand plötzlich. Lange irrten wir umher, bis wir schließlich mit zerschundenen Händen und zerrissenen Kleidern unverrichteter Sache den Heimweg antraten. Der Iman hatte uns einen Poffen gespielt. —





Viertes Kapitel

Die Rai- und Uru-Inseln

Allgemeines — Die katholische Mission — Unterkunft —
Tâmpat Sirih — Langgur — Harta und Frauenkauf —
Ackerbau und Grundbesitz — Die Tierwelt — Die Jagd —
Urengpalmtwein — Ein Ausflug — Religiöse Anschauungen
Pomali — Der Frauenraub — Auf Dulah — Ein Miß-
geschick — Die Uru-Inseln — Dobo

„Auf Wiedersehen in drei Monaten,“ rief mir Dr. B. zu, als ich mich an Bord des Riemssdyk verabschiedete. Der Riemssdyk, ein Dampfer der Koninklijken Paketvaart Maatschappij, vermittelt den Verkehr zwischen Batavia und Merauke (Holländisch-Neu-Guinea) und läuft auf diesem Wege auch die Rai- und Uru-Inseln an.

Eine buntgemischte Gesellschaft bevölkerte das Deck des kleinen Dampfers. Es waren Eingeborene aus allen möglichen Theilen des Archipels, in farbige Tücher gehüllt und mit schön gemusterten und mit Muscheln verzierten Schachteln aus Sagopalmbblatt ausgerüstet, die auf Ceram gefertigt und von hier aus über den

ganzen Molukkenarchipel verhandelt werden. Die Frauen stillten ihre Kinder, schliefen, aßen und kochten — die Männer aber machten ein Spielchen, kauten Sirih und suchten sich gegenseitig das Ungeziefer ab.

Das Meer ist hier reich an Korallenriffen, die schon manchem Schiffe verhängnisvoll geworden sind.

Die Rei-Inseln liegen südlich von Neu-Guinea und westlich von der Aru-Gruppe zwischen 5° und 6° südl. Breite und 133° östl. Länge. Sie bestehen aus 15 zum Teil recht winzigen Eilanden, deren größte Nuhjut (Großkei), Dulah und Nuhuroa (Kleinkei) sind. Die größte und schönste dieser Inseln ist Nuhjut, ein langgestrecktes, von hohen, bewaldeten Kratern durchzogenes Eiland.

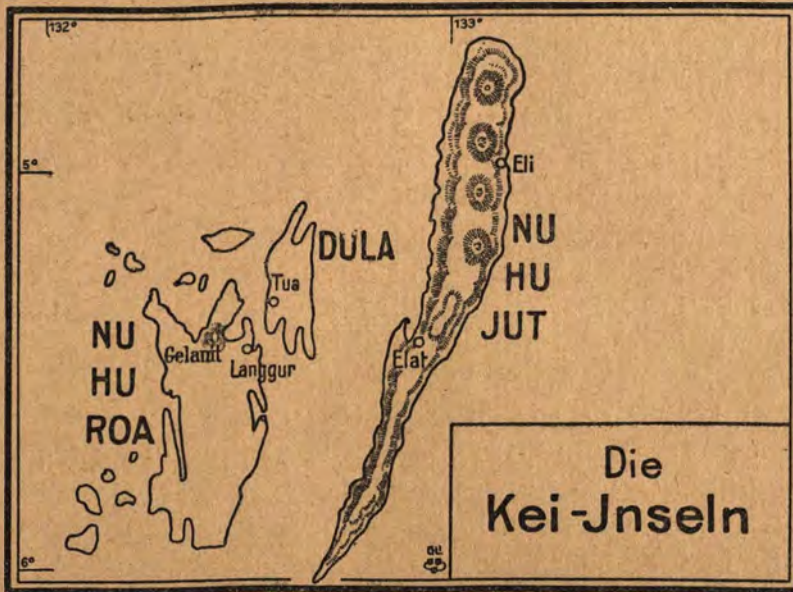
Im Gegensatz zu den übrigen Inseln dieser Gruppe, die einer unterirdischen Korallenbank aufliegen, weist Nuhjut ältere Formationen auf. Die ziemlich steil aus dem Meere aufsteigenden Berge erreichen eine Höhe von 700 bis 800 m.

Westlich von Nuhjut liegen Dulah mit dem Hafenplatz Sual und die wasserarme und unfruchtbare Insel Nuhuroa.

Schon seit Jahrzehnten sind katholische Missionare auf diesen Inseln ansässig. Auch der Islam, dessen Sendboten seit altersher die Rei-Inseln aufgesucht haben, hat hier zahlreiche Anhänger. Schnell schwindet das alte Heidentum dahin und mit ihm die letzten Reste bodenständigen Volkstums.

Der Hauptplatz Sual liegt auf Dulah. Sual, Hafenstadt und Sitz eines holländischen Kontrolleurs, macht keinen üblen Eindruck. Die von zweistöckigen Häusern eingefassten, verhältnismäßig reinlichen Straßen werden auch hier von Arabern und Chinesen bewohnt, die im unteren Teile der Häuser ihre Tokos, im oberen ihre Wohnungen haben. Sual ist der Stützpunkt des Islam, welcher mit der katholischen Mission im scharfen Kampfe steht. Der Islam fanatisiert seine Anhänger. Dort, wo er sich festgesetzt hat, kann das Christentum kaum an Boden gewinnen.

Da außer dem Kontrolleur und den Missionaren (vom hl. Herzen) keine Europäer auf den Inseln wohnten, so blieb mir die



Wahl, entweder bei einem Araber in Tual zu bleiben oder nach Langgur, einem großen Stranddorf auf Nuhuroa, überzusiedeln, wo die Missionare ihren Sitz hatten.

Ich fragte zunächst einmal bei den Missionaren an. Zuerst verhielt sich der Vorsteher, Pater Br., ablehnend, aber er wünschte auch nicht, daß ich als Europäer zu einem Araber ging, und so wies er mir schließlich mit sauersüßer Miene ein Häuschen in Langgur an, wo ich mein Quartier aufschlug.

Ich war mit dem Quartier zufrieden, hatte sogar ein Bett und einen Tisch, unerwartete Luxusartikel. Allerdings machten die alten Bewohner meines Zimmers, die Ratten, nicht Miene, ihren angestammten Wohnplatz dem Eindringling zu räumen. Mit dem blanken Parrang mußte ich sie in ihre Schlupfwinkel zurücktreiben.

Von allen Seiten wurde meine Anwesenheit in dem Dorfe besprochen, und die Leute zerbrachen sich den Kopf über Zweck und Ziel meines Aufenthaltes auf der Insel. Einige meinten, ich sei

ein neuer Missionar, andere wollten gehört haben, daß ich hier ein Sägewerk errichten solle. Als aber die Missionsbrüder die Leute über den Zweck meiner Reise aufgeklärt hatten, da glaubten die guten Langgurer, ich sei nicht recht im Kopfe, aber sie brachten mir dennoch, was sie an altem Hausrat hatten, und manch prachtvolles Stück, das ohne mein Dazwischenkommen dem Untergange geweiht worden wäre, wurde noch der deutschen Wissenschaft erhalten. Da ich den „alten Plünder“ mit gutem Tabak bezahlte, so war ich bald eine populäre Persönlichkeit geworden. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend war meine kleine Klause von jungen und alten, männlichen und weiblichen Eingeborenen belagert, die alle mit mir ein Geschäftchen machen wollten.

Mein Junge, den Pater Br. mir zur persönlichen Bedienung zugeteilt hatte, war ein „Papua“ mit dunkler Haut und krausem Haar. Als früherer Sklave war er seinem Herrn entlaufen und hatte in der Mission ein Unterkommen gefunden. Die Leute nannten ihn „Tämpat Sirih“ (Sirihkörbchen), weil er sein Sirihkörbchen mit einer gewissen selbstbewußten Würde unter dem Arm zu tragen pflegte. Der Mann war ein Original. Er ordnete mein Zimmer nicht, putzte meine Schuhe nicht und machte auch mein Bett nicht. Dagegen war er sehr für meines Leibes Wohlfahrt besorgt. Da er selbst nach der Sitte seines Volkes mit Vorliebe Würmer, Spinnen und Käferlarven verzehrte, so glaubte er, daß auch mir diese Dinge wohl munden müßten und bot mir von Zeit zu Zeit eine fette weiße Made, oder einen schönen Käfer als Zukost zum Mittagessen an.

Als er aber eines Tages eine große tote Spinne auf mein Mittagessen gelegt hatte und mit freundlichem Grinsen meinte, daß sei etwas besonders Gutes, da packte mich die Wut, und ich warf den Tämpat Sirih mit seinem Mittagessen zur Tür hinaus.

Ubrigens kam sich der Bursche, seitdem er mein Leibjunge geworden war, sehr wichtig vor, und er trug den Kopf jetzt noch höher wie früher. Allmählich lernte ich meine Leute besser kennen, und ich suchte mir einen christlichen Langgurer mit Namen Stanis-

laus Dumatubun zum Freunde und Begleiter aus. Diesem sowohl wie auch seinem Vater verdanke ich meine Wissenschaft über Sitten und Gebräuche des Volkes der Keiesen. Dumatubun war Edelmann; er war sehr stolz auf seinen Adel und kannte seine Ahnen bis ins siebente und achte Glied. In der Tat haben die Keiesen Bezeichnungen für ihre männlichen Vorfahren bis ins siebente Glied, ein Beweis dafür, welcher hohen Wert diese Leute der Sippengemeinschaft beimessen.

Die Keiesen zerfallen in Adel — Melmel —, Mittelstand — Rinrin — und Sklaven — Hiri. Letztere sind dunkelfarbene, völlig kraushaarige Leute, die früher von Neu-Guinea aus nach hier verhandelt worden sind. Zwangsflaverei dulden die Holländer nicht mehr, jedoch besteht in vielen Familien eine Art von freiwilliger Slaverei noch fort.

Hier an der Küste sind eigentlich nur Melmel ansässig. Aus ihnen rekrutieren sich die Großen des Volkes, die Radjas (Distrikt-Chefs) und die Orang Raia (wörtlich: reicher Mann) und Tuan negri (Ortsvorsteher). Aber diese Beamten, die zugleich der holländischen Regierung verantwortlich sind, können keine Beschlüsse fassen ohne Hinzuziehung der Kapala Soa (des Rates der Ältesten). Die Beamten werden vom Volke gewählt.

Wir haben es hier mit afurischen Einrichtungen zu tun, die wir auch auf Ceram vorfinden. Möglicherweise haben auf den Inseln ursprünglich schwarze, kraushaarige Menschen gewohnt, die aber später von den vom Westen vordringenden malaiischen Völkern unterworfen und aufgefressen worden sind. Die letzten Eroberer sind die an der Küste sitzenden Melmel gewesen, die ihrerseits wiederum die früheren Einwanderer, die Rinrin, in das Innere der Inseln zurückgedrängt haben. Das Dorf Langgur hat etwa 500 Einwohner und besitzt eine breite Dorfstraße, die von den Obstgärten und Häusern der Eingeborenen eingefasst ist. Diese Häuser sind etwa $\frac{1}{2}$ m über dem Boden auf Pfählen errichtet. Der Unterbau besteht in der Regel aus Eisenholz, während zum Hausbau selbst in erster Linie Bambus verwendet wird.

Die Wände sind nach molukkischer Art aus den Blattstengeln der Sagopalme gebildet, das Dach aber ist mit Ulap gedeckt. Jedes Haus hat eine breite, durch das überhängende Dach geschützte Veranda. Die Häuser liegen in mäßigem Abstände voneinander inmitten kleiner Fruchtgärten, in denen Papaja, Sirih- und Brotfruchtbäume die wichtigsten Fruchtpflanzen sind. Als Haustiere findet man überall Hühner — aber auch Schweine, Ziegen und Hunde.

Das Innere des Hauses zerfällt in mehrere Gemächer, die von den verschiedenen Hausgenossen bewohnt werden. In den meisten Häusern liegen Matten umher, die zum Schlafen dienen. In besseren Häusern sind die Leute aber schon etwas mehr von der europäischen Kultur belehrt, dort sieht man nicht selten eine Bettstelle und sogar ein Sofa, doch setzt man dieses kostbare Möbelstück aus Eitelkeit meistens auf die Veranda. Ein Raum ist in der Regel für die Frau und Kinder bestimmt, er dient zugleich als Küche. Hier also schaltet und waltet zwischen Porzellantellern, kostbar geschnitzten Kuchenhebern, Löffeln, Körben und schöngemusterten Tonkrügen die rüstige Hausfrau. Ihr Kind hat sie in die Ecke gelegt, den Kopf fest in ein Rissen gedrückt, so daß es, auf dem Rücken liegend, den Kopf nicht seitwärts drehen kann. Jede Drehung des Kopfes wird durch den hochgepolsterten Saum des Risses verhindert. So formt sich denn der weiche knorpelige Schädel des Kindes nach feiesischen Schönheitsbegriffen, denn durch die fortwährend gleichmäßige Lage flacht sich der Kopf hinten ab, und es entsteht auf diese Weise ein künstlicher Kurzkopf. Wo bleiben da unsere Herren Anthropologen mit ihren Messungen und Rassenbestimmungen? —

Schon lange war mir ein viereckiges Brett an der Wand des Zimmers aufgefallen, denn ich hatte allerhand merkwürdige Zeichen darauf entdeckt, die meine Neugierde erregten. Das Brett, das in der Küche zu sehr profanen Zwecken, nämlich als Hackbrett benutzt wurde, war bald mein Eigentum.

Zu Hause aber stellte ich mit Dumatubun fest, daß dieses „Hack-

brett“ eigentlich eine Hartatafel war, eine Quittungstafel, die in früheren Zeiten beim Frauenkauf eine Rolle spielte. Auch jetzt werden diese Tafeln noch verwendet.

Will ein Hausvorstand ein Mädchen seiner Sippe an eine andere Sippe zwecks Heirat verkaufen, so verlangt er in der Regel — besonders dann, wenn das Mädchen einer vornehmen Sippe angehört, dafür einen sehr hohen Preis (Harta). Jahre, vielleicht sogar Jahrzehnte kann es dauern, bis der Preis von der anderen Sippe voll und ganz entrichtet ist, denn die Reiesen sind arm und in fortwährenden Geldnöten. Damit nun nicht in Vergessenheit gerät, was schon gezahlt worden ist, und was nicht, pflegt jede Partei die schon gezahlten Gegenstände, seien es Ziegen, Fische, Ohrringe, Schmuck, Gongs oder Elfenbein, figürlich aus dem Holz der Tafel herauszuschneiden. Jede Partei erhält eine



Hartatafel.

solche Quittungstafel, so daß der Gläubiger zu jeder Zeit dem Schuldner seine Schuld nachweisen kann. Um nun allzu hohen Zahlungen aus dem Wege zu gehen, werden Kinder in ganz jungem Alter schon für einander bestimmt und bezahlt, bleiben aber im Hause der Eltern, bis sie in die mannbaren Jahre kommen.

Natürlich wird das Mädchen nicht nach seiner Meinung gefragt, und wenn sie den von ihren Eltern bestimmten Gatten nicht mag, so wird sie kurzer Hand gezwungen. Früher hatte man ein einfaches Mittel: Man band das Mädchen mit Stricken an einem Kanu fest und ruderte es in die hohe See hinaus. Gab sie auch jetzt noch nicht nach, so schnitt man die Stricke durch, und das Mädchen ertrank.

Diese barbarischen Gebräuche haben die Holländer abgeschafft. Aber auch heute noch zwingt der Hausvater seiner Tochter seinen Willen auf. Davon sollte mich bald eine Begebenheit überzeugen, die sich während meines Aufenthalts auf den Inseln zugetragen hatte. Doch davon später.

Ich habe im Laufe der Zeit eine große Anzahl von Hartatafeln gesammelt, da diese jetzt nur noch wenig benützt werden. Die holländische Regierung hat nämlich, um die vielen Prozesse zu unterbinden, den Preis für die Frau in Gulden festgesetzt. Eine vornehme Frau kostet 250 Gulden.

Diesem Frauenkauf, den wir bei den meisten Naturvölkern antreffen, liegt ein ganz vernünftiger Gedanke zugrunde. Die Frau stellt nämlich eine Arbeitskraft dar, die durch eine entsprechende Gegenvaluta ausgelöst werden muß.

Die Frau ist hier in der That ein rechtes Arbeitstier. Auf ihren Schultern ruht neben dem Haushalt und der Kinderpflege auch noch der größte Teil der Feldarbeit.

Der Reiese ist in erster Linie Knollenzüchter. Er pflanzt Tapioka (Maniok), Yam, Süßkartoffel, seltener Yaro. Um die Pflanzung errichtet der Mann eine hohe Mauer von Korallensteinen zum Schutze gegen die Schweine. Eigentum an Grund und Boden gibt es nicht, denn alles Land, auch der ungerodete Busch, gehört der Gemeinde. Der Mann darf den wilden Busch nur roden und eine Pflanzung anlegen, wenn ihm ein Beamter, der Suan tan (Herr der Erde), den Platz angewiesen hat.

Dieser Suan tan, dessen Würde sich von Vater auf Sohn forterbt, ist jedenfalls in früheren Zeiten ein mächtiger Häuptling

gewesen. Auch bei den Alfuren auf Ceram finden wir die Bezeichnung wieder.

Aberhaupt müssen die Reiesen von alterzher mit den Ceram-Alfuren in Verbindung gestanden haben. So bestehen hier noch bis auf den heutigen Tag die beiden Geheimbünde uri lima (Fünfhausen) und uri siva (Neunhausen), die den Holländern zur Zeit der Ostindischen Kompagnie so viel zu schaffen gemacht haben. Gegenwärtig haben diese Bruderschaften hier und auf den Banda-Inseln nur noch eine historische Bedeutung, während sie bei den Alfuren auf Ceram, wo sie noch besonders ausgebaut worden sind, auch heute noch ihren politischen Charakter nicht verloren haben.

Auch die alten alfurischen Tänze (Sjakalele) kennen die Reiesen, aber diese Tänze schwinden mit den alten Sitten, wie auch die alte Kunstfertigkeit dahinschwindet. Immerhin habe ich es mit Freuden begrüßt, daß man hier noch keine schlechten Werke zum Export herstellt. Diese äußerst abgelegenen Inseln sind bis jetzt von Fremden nur ganz selten besucht worden, und auch weniger von Ethnographen als von Schmetterlings- und Tiefseeforschern.

Die Rei-Inseln sind reich an prachtvollen Schmetterlingen, und es sollen hier seltene Arten vorkommen, Arten, die sonst auf der Welt nicht mehr angetroffen werden. Auch Spinnen und Tausendfüßer sind hier in Formen und Arten vertreten, wie ich sie sonst nur noch auf Neu-Guinea und Neu-Britannien (Neu-Pommern) vorgefunden habe. Besonders häufig ist hier ein Tausendfuß von etwa 10 bis 15 cm Länge, der bei der Berührung einen terpentinartigen Stoff absondert.

Die Vogelwelt erinnert schon an die von Neu-Guinea. Da wäre vor allem der Raufau, eine Ruckuckart, der schon des Morgens in aller Frühe sein lautes und leidenschaftliches Geschrei ertönen läßt, ein typischer Neu-Guinea-Vogel. Auch an Tauben sind diese Inseln reich, und zwar kommen hier Arten vor, die ich auch auf den Banda-Inseln gesehen habe.

Die Säugetierwelt hat auf den Rei-Inseln ihre endemischen

Vertreter nur unter den Flatter- und Beuteltieren. Besonders den Kuskus (Dpossum) habe ich häufig angetroffen.

Die übrigen dort lebenden Säugetiere sind nicht einheimisch, sondern von Malaien oder Europäern eingeführt worden. Dazu gehören Ratten und Mäuse, aber vor allem auch Schweine, die nicht nur im gezähmten, sondern auch im verwilderten Zustande im Busch leben, und, des Nachts aus dem Busch hervorbrechend, durch Aufwühlen der Knollen ungeheuren Schaden in den Pflanzungen anrichten. Zum Schutze gegen die Schweine werden die Pflanzungen mit hohen Korallenmauern umgeben. Auch stellt der Keiese dem Schwein eifrig mit Speer und Hund nach, denn ein guter Schweinebraten ist auch in der an sich vegetarischen Keiesenfüche immer eine erwünschte Zugabe.

Reich ist das Meer an Fischen, die mit Angel und Fischspeer — mit Keuse und Wurfnetz gefangen werden. Dagegen sind die Riesenschildkröten schon seltener. Meine Jungen hatten einmal das Glück, ein großes Schildkrötenweibchen am Strande zu fangen. Das Fleisch dieses Tieres und die äußerst wohlschmeckenden Eier bildeten eine willkommene Abwechslung auf meinem einförmigen Speisezettel, der tagein tagaus lediglich auf Reis und Fisch oder Fisch und Reis hinauslief.

Da es hier gar nicht regnen wollte, und die trockene Hitze meinen Gaumen vollständig ausgedörzt hatte, so ließ ich Herrn Pater Br. um eine Flasche Wein bitten. Ich wußte ja, daß diese Herren immer Wein im Hause haben. Pater Br. lehnte aber ab — er habe keinen Wein, so meinte er.

Aber das Geschick war mir gnädig. Bald kam ein Mann zu mir mit einem großen Bambusrohr, das einige Liter köstlichen Arengpalmweins barg. Das ist der Wein der Eingeborenen, der aus der Arengpalme gewonnen wird und berauschend wirkt. Für drei Paketchen Tabak erhielt ich Rohr nebst Inhalt und dazu noch einen Bambusbecher. Der Inhalt ist verschwunden, das Rohr aber und den Becher habe ich meiner Sammlung einverleibt.

In Begleitung kundiger Jungen durchwanderte ich auf den



Der Prambana, hinduistische Tempelruine auf Mitteljava
(Kap. II)



Dajaks (Kopffäger) auf Pulu Laut
(Kap. III)



Chinesengrabmal im Muskatwalde Banda Neira
(Kap. III)

schöngebahnten Wegen, die die einzelnen Dörfer miteinander verbinden, den größten Teil der Insel. Leicht war das nicht, denn der harte Korallenboden kam überall unter der dünnen Humusschicht hervor, und mehr wie ein paar Schuhsohlen haben mich diese Wanderungen gekostet.

Die Missionare benutzen, wenn sie über Land gehen, die kleinen aber ausdauernden Makassarperde.

Infolge ihrer korallinischen Beschaffenheit ist die Insel Nuhuroa im Gegensatz zu den beiden anderen Inseln wenig fruchtbar. Nur ganz vereinzelt sieht man Eisenholz, Kanari- oder Brotfruchtbäume aus dem dichten, wilden Busch, der die ganze Insel durchsetzt, herausragen. Die Insel ist durchaus flach, nur im Nordosten liegt ein 120 m hoher Hügel, den die Eingeborenen „Gelanit“ (=Himmel) nennen. Auf diesem Hügel steht ein altes und von den Heiden hochverehrtes „Götzenbild“, das auch auf mich seine Anziehungskraft ausübte. Auf dem Wege dorthin durchwanderte ich einige Dörfer. Im Dorfe Gelanit, am Fuße des gleichnamigen Hügels, wohnte ein alter Priester, dem die Aufsicht über den „Mitu“, das ist der Name des Götzen, übertragen war.

Das Standbild, eine grob aus Holz in rundplastischer Form verarbeitete Frauenfigur mit dem Gesichtsausdruck eines Reiesen, war wohl schon 100 Jahre alt. Unten in dem Opferkasten befanden sich auf einem Teller Speiseüberreste — Opfergaben frommer Pilger, die der Mitu, d. h. sein Priester, noch nicht verzehrt hatte. Früher hatte der Priester des Mitu bessere Zeiten; da opferte das fromme Volk Ziegen und Hühner, sogar Gold und Geschmeide. Jetzt ist man schon sparsamer geworden.

Neben dem großen Mitu stand eine kleinere Figur, die Tochter des großen Götzen.

Offenbar haben wir es hier mit einem Stamm- und Ahnengotte zu tun. Der Name „Mitu“ erinnert übrigens an den „Mitu“ der Ceramesen, den „Anito“ der Philippiner und, wenn wir noch weiter gehen, sogar an den „Anuto“ der Sami-Inulaner, den „Mitu“ der Samoaner.

Auf diese Weise können wir ganz merkwürdige Erscheinungen feststellen, die auf uralte Völkerzusammenhänge und Wanderungen schließen lassen. Darum ist auch die vergleichende Sprachwissenschaft bei den Naturvölkern von so hohem Werte für die Völkerkunde.

Die Reiesen haben übrigens ihre eigene Sprache, die von der Sprache der Malaien im wesentlichen abweicht.

Nachdem ich das Standbild photographiert hatte, begab ich mich in das Dorf und suchte den Priester auf, um ihn zu bestimmen, mir den Mitu käuflich zu überlassen. Der Mann meinte aber, solange er noch lebe, müsse der Gott dort bleiben, denn wenn er verschwinde, würde das Dorf aussterben und alles zugrunde gehen. Dagegen konnte ich nichts einwenden, und so marschierte ich denn wieder nach Hause, um ein wertvolles und seltenes Bild bereichert.

Ich erhielt aber im Laufe der Zeit als Ersatz für den großen noch mehrere kleine Hausmitus. Zu den Besitzern solcher Hausmitus pilgern die Kranken und Hilfesuchenden und opfern dem Gott ihre Gaben — ein Verfahren, bei dem der Besitzer des Standbildes auf seine Kosten kommt. Merkwürdig ist nur, daß auch solche Leute noch ihrem Mitu opfern, die schon zum Christentume übergetreten sind. Überhaupt ist der altheidnische Geist auch in Christen und Mohammedanern noch rege, und es kann Jahrhunderte dauern, bis die altüberlieferten Bräuche völlig der Vergessenheit anheimgefallen sind.

Der Reiese steht noch ganz im Banne altheidnischer Vorstellungen. Niemand geht des Nachts ohne Lampe durch den Busch, weil hier die Geister der Toten umhergehen und den Lebenden Böses antun. Die Seelen der Toten gehen in eine Grotte, „Luwat“ genannt. Hier gehen sie derselben Tätigkeit nach wie zu Lebzeiten; sie feiern Feste, tanzen und trommeln, sie fahren in ihren Festkanus, gehen auf Jagd und Fischfang. Aber auch Jammer und Leid gibt es im Reiche der Toten. Wenn der Wind um Klippen und Felsen heult, so ist das die klagende Stimme verstorbener kleiner Kinder, die nach Vater und Mutter weinen. Dann ersaft

tiefes Mitleid den Reiesen und er opfert dem Mitu und den heiligen Steinen, an denen diese Inseln so reich sind.

Oft bemerkte ich in der Nähe wertvoller Fruchtbäume oder Palmen merkwürdige Zeichen: Steine, geschnitzte Mäuse oder Leguane, auch Zeichnungen obszöner Art. Das waren Pomalizeichen. Wehe dem, der solch ein Zeichen überschreitet: Die Maus würde ihm in den Leib fahren — der Stein würde ihm den Kopf einschlagen — er würde immer ein unglücklich Liebender sein.

Auf diese Weise schützt der Eigentümer mit bestem Erfolg seine Fruchtbäume gegen Diebstahl, denn niemand wagt es, die Rache des Geistes, der sich in diesen Gegenständen verkörpert, auf sich zu ziehen.

Die altafurische Sitte ist übrigens bis nach dem äußersten Osten der polynesischen Inselwelt verbreitet, ein weiterer Beweis für uralte Zusammenhänge zwischen Polynesiern und Afuren.

Man scheint aber auch hierzulande, trotz aller Findigkeit, noch kein Mittel gefunden zu haben, die Frauen gegen Diebstahl und Raub zu schützen, denn eines Tages kam Dumatubun ganz aufgeregt zu mir mit der Mitteilung, in einer ihm befreundeten Familie eines anderen Dorfes sei ein Mädchen kurz vor der Hochzeit geraubt worden. Das ganze Dorf war in Erregung, und böse Leute meinten, es sei alles mit Einwilligung des Mädchens geschehen, das den Bräutigam nicht möchte. Der Vater schäumte vor Wut. Man wußte aber, wer der Räuber war, ein alter Liebhaber des Mädchens aus einem mohammedanischen Dorf. Natürlich mußte man des Mädchens, für welches die Sippe des Bräutigams schon erhebliche Harta gezahlt hatte, wieder habhaft werden. Im Kriegsrat drang die stürmische Jugend mit dem Plane, das Dorf des Räubers mit Krieg zu überziehen, nicht durch. Das bedächtige Alter siegte. Man fürchtete den holländischen Kontrolleur und lehnte den Kampf ab. Durch List wollte man das Mädchen wieder an sich bringen, man wollte es wieder rauben.

Zwei Tage später schlichen sich im Gänsemarsche sechs mit

Speeren und Schilden bewaffnete rüstige Krieger bei dem ersten Schrei des Kaufau in die Nähe des feindlichen Dorfes. Auch ich hatte mich als Schlachtenbummler den Kriegern angeschlossen. Das Haus des Räubers lag etwas abseits von den übrigen Häusern in der Nähe eines wilden Busches. Hier warteten die Krieger laut- und regungslos, bis das Mädchen herauskommen würde, um seine Toilette zu besorgen. Inzwischen hatte ich hinter dem dicken Stamme eines schattigen Kanaribaumes meinen Beobachtungsposten eingenommen und wartete der Dinge, die nun kommen sollten. Aber meine Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Das Haus des Räubers lag in stummer Ruhe. Erst nach langer Zeit, die mir wie eine Ewigkeit erschien, öffnete sich die Bambustür, und ein Mann trat auf die Veranda. Vorsichtig spähte er in die Gegend, als ob er den verborgenen Feind schon witterte. Dann trat er wieder in sein Haus zurück. Bald erschien denn auch ein junges, nur dürftig bekleidetes Mädchen.

Der Mann, gefolgt von dem Mädchen, ging die Treppe seines Hauses hinunter und verschwand im nahen Busch. Der weitere Vorgang entzog sich meinen Blicken, da der dichte Busch dazwischen lag. Aber es dauerte nicht lange, da hörte ich einen unterdrückten Aufschrei, und dann war alles still.

Lautlos hatten sich die Verfolger auf den Räuber gestürzt, und ehe er noch die Nachbarn zu Hilfe rufen konnte, lag er geknebelt und gefesselt am Boden. Währenddessen hatten zwei Krieger das flüchtige Mädchen, das vor Schreck gelähmt war, ebenfalls geknebelt, und im Triumphe ging es, ohne daß es auch nur zu einem Speerwurf gekommen war, nach Lvan, dem heimatlichen Dorfe.

Abgesehen hätte diese Geschichte beinahe noch ein unangenehmes Nachspiel gehabt. Erst am anderen Tage fand man den Mädchenräuber geknebelt im Busch — mehr tot als lebendig. Seine Familie war so empört darüber, daß sie dem holländischen Kontrolleur Anzeige erstatten wollte. Man nahm aber davon Abstand, weil der Geschädigte schon manches auf dem Korbholz hatte, das durch eine behördliche Untersuchung aufgedeckt worden wäre.

Die Familie des Mädchens zwang dieses unter Drohungen und Freiheitsberaubung, den ungeliebten Bräutigam zu heiraten.

Frauenraub war früher auf diesen Inseln an der Tagesordnung, aber er hatte in alten Zeiten lange und oft auch blutige Fehden zur Folge. Jetzt aber, unter holländischer Herrschaft, kommen Kriege und Fehden nur noch sehr selten vor.

Der Keiese ist hitzigen Sinnes und kriegerisch. Als Waffe benutzt er den Speer mit selbstgeschmiedeter Eisenspitze, früher auch Pfeil und Bogen. Als Abwehrmittel hat er einen kleinen hübsch ornamentierten Schild. Alle diese Dinge, auch alte Patronentaschen aus Ziegenleder, wurden mir in den verschiedenen Dörfern gegen Tabak zum Kauf angeboten.

Der Keiese liebt den Tabak und ist dabei auch noch leidenschaftlicher Betelkauer. Leichtsin, Genußsucht und Faulheit sind charakteristische Eigenschaften des Keiesen. Am liebsten tut er gar nichts und überläßt die Arbeit und Sorge für das tägliche Leben seiner lieben Frau, die er sich ja teuer genug gekauft hat. Bei seiner Leichtlebigkeit ist er nur zu geneigt, sein Hab und Gut im Spiel oder bei fröhlichen Festen auszugeben. Dabei ist er nicht unintelligent und äußerst geschickt als Bootbauer, Schnitzer und Flechter. Die Keiesischen Plankenkanus sind im ganzen Molukkenarchipel bekannt und verbreitet. Schließlich versteht er es auch, aus Baumbast starke Seile zu drehen, die ein Haupthandelsartikel der Kei-Inseln bilden.

Im Gegenfaze zu Nuhuroa weist Dulah schöne Waldpartien auf. Vor allem kommen hier größere Bestände an Sagopalmen, Bambusen und Kokospalmen vor. Das Eisenholz, welches zum Bau der Häuser verwandt wird, eignet sich weniger für den Schiffsbau, weil es dem Bohrwurm nicht genug Widerstand entgegensetzt.

Auf Dulah wohnte der Kontrolleur, ein gemüthlicher alter Leutnant, dem ich meinen Besuch machte. Der Herr schien sich hier, im abgelegensten Teile der Welt, recht wohl zu fühlen. Ich habe häufiger gefunden, daß Leute, die den größten Teil ihres Lebens in Indien gewesen sind, ein Grauen vor Europa haben.

Wilder noch, schöner und romantischer wie die anderen Inseln ist Nuhujut. Die Hauptplätze dieser Insel Elat und Eli sind Zufluchtsstätten vertriebener Altbandanesen, die die Töpferei hierhin verpflanzt haben. Die von ihnen gefertigten Tontöpfe, selten schöne Stücke, werden in allen Haushaltungen zur Aufbewahrung von Mehl und Flüssigkeiten verwendet und auch nach anderen Inseln verhandelt. Die Frauen formen sie aus feuchten Lehmklumpen mit Hilfe eines Steins und eines Brettchens ohne Töpferscheibe. Die Töpfe werden, bevor sie gebrannt werden, mit schönen Mustern versehen und gefärbt.

Mein Plan, diese für mich besonders interessante Insel aufzusuchen, sollte infolge eines Mißgeschickes zu Wasser werden. Als ich eines Morgens mein gewohntes Bad im Meere nahm, verspürte ich einen brennenden Schmerz im linken Fuß, der mich bald zwang, das Wasser zu verlassen. Der Fuß schwoll an, und nur mühsam und unter großen Schmerzen konnte ich mich nach Hause schleppen. Ich setzte den Missionsbruder D. in Kenntniß, und dieser erklärte sofort, ich sei von einem giftigen Fisch gestochen worden. Der Fuß mußte gekühlt werden. Später stellten sich Eiterungen ein.

Es gingen einige Tage damit hin, ehe ich mein Schmerzenslager verlassen und wieder kleinere Gänge durch das Dorf machen konnte. Inzwischen war der Riemsdhyl zurückgekommen, um von neuem über die Rei- und Aruinseln nach Merauke zu fahren. Da ich wenigstens die Aru-Inseln noch besuchen wollte, so mußte ich das mir liebgewordene Langgur verlassen. Ich war zufrieden mit der Arbeit, die ich in den sechs Wochen hier geleistet hatte, und gab dieser Zufriedenheit dem Pater Br. gegenüber in klingender Münze Ausdruck.

Die Herren schienen das nicht von mir erwartet zu haben, vielleicht wollten sie sich auch ein gutes Andenken sichern, kurz, ich erhielt eine Einladung zum fröhlichen Trunk. Also war doch Wein da. — Erst spät trennte ich mich von den liebenswürdigen Herren Patres. Dieser Abend bildete den würdigen Abschluß einer schön verlebten Zeit.

Die Aru-Inseln (7° u. 8° s. L. 134° u. 135° öst. Br.), die östlichsten der sog. Südostereilande, bestehen aus einer Hauptinsel, die aber durch schmale, kanalartige Meeresstreifen (Sungi) in mehrere Teile gespalten wird, und den östlich und westlich der Hauptinsel gelegenen Inselgruppen. Die bedeutendsten Inseln der westlichen Inselgruppe sind Wasir, Udjir und Wammer. Auf Wammer liegt der Hauptort Dobo, wo auch die Schiffe vor Anker gehen. Hier in Dobo wollte ich bleiben, um die Rückkehr des Riemsdyk abzuwarten. Der Aufenthalt war also nur von kurzer Dauer.

Ich hatte durch Herrn N., den Geschäftsführer eines reichen arabischen Perlenfischers, in einer Holzbaracke eine Schlafstelle bekommen, in der ich meine Hängematte ausspannte.

Dobo ist gewissermaßen eine internationale Stadt. Europäer, Araber, Chinesen, Buginesen (von Süd-Celebes) und Makassaren wohnen hier in bestimmten Quartieren. Demgegenüber treten die eigentlichen Arunesen hier völlig in den Hintergrund. Haupt-handelsartikel in Dobo sind die Erzeugnisse der Aru-Inseln: Perlen, Perlmutter, Trepang, Kopro und Paradiesvogelbälge, auch eßbare Vogelnester.

Die wirtschaftliche Bedeutung der Aru-Inseln beruht in der Hauptsache auf den im Osten der Inseln liegenden Perlausterbänken. Die Saucherei blüht hauptsächlich in der Zeit vom Oktober bis Mai, weil zur Zeit des Südostmonsuns die Stürme die Wellen aufspeitschen und das Wasser trüben. Die Perlenfischerei, die früher von den Arunesen betrieben wurde, ruht jetzt in den Händen arabischer und australischer Großfischer, die die Fischerei von der holländischen Regierung gepachtet haben, und ihre eigenen Flottillen besitzen.

Die großen Perlenfischerfirmen haben in Dobo zweistöckige Wohnhäuser, Baracken und Lagerhäuser errichtet und viel fremdes Volk, vor allem auch Japaner hierhergezogen. Der Abscham aller Rassen des Orients findet sich in Dobo zusammen und Schlägereien und Stechereien sind an der Tagesordnung.

An einem freien Platze hinter der eigentlichen Geschäftsstadt

wohnt der Kontrolleur, der hier einen schwierigen Posten hat. Dicht bei seiner Wohnung liegt ein massiv gebautes Haus, das immer gut bewohnt ist — das Gefängnis.

Ich hatte in meiner Baracke, obwohl ich in der Hängematte schlief, viel unter Mücken und anderem Ungeziefer zu leiden. Nur die Ratten nahmen von meiner Anwesenheit keine Notiz.

Die Arunesen haben an der Westseite der Insel zwei Dörfer, deren Häuser auf Pfählen erbaut sind. Ich fand in diesen Häusern dieselben schönen Schnitzarbeiten, Tontöpfe und Körbe wie auf den Kei-Inseln. Dagegen habe ich keine Hartatafeln hier entdecken können. Kulturell stehen die Arunesen den Keiesen sehr nahe, wenn sie auch körperlich mehr zur Papuarasse auf Neu-Guinea hinneigen. Ihre Hautfarbe ist ein dunkles Braun, ihr Haar, das sie lang tragen, ist ganz kraus, und die schnauzenartig vorspringende Mundpartie, im Verein mit den vorstehenden Augenbrauenbogen, geben dem Gesicht einen abstoßenden Ausdruck.

Die Vorsteher der einzelnen Distrikte heißen „Patti“. Sie haben, ähnlich wie die Radjas der Keiesen, die niedrige Gerichtsbarkeit in der Hand.

Ich konnte natürlich nicht daran denken, die Hauptinsel der Aru-Gruppe zu besuchen, weil hierzu weitgehende Vorbereitungen, viel Zeit und ein völlig gesunder Fuß erforderlich gewesen wären.

Das Innere der Hauptinsel ist von Urwald und Allang Allang (hohes, scharfes Gras) durchsetzt. Hier hausen in den tiefsten Wäldern noch nomadische Stämme, die lediglich von der Jagd und vom Fischfang leben und noch nicht zur Bodenbestellung übergegangen sind. Da sie nomadisierend den Gau durchwandern, so bauen sie sich auch keine festen Wohnungen, sondern suchen in Höhlen und unter Winddächern Schutz vor der Witterung.

Die Dörfer liegen meistens an der Küste. Im Osten beschäftigt sich auch der Arunese mit der Perltaucherei, während er im Innern auf Paradiesvögel Jagd macht. Wüßten unsere Damen, daß der herrliche Paradiesvogel durch unsere unseligen Moden immer mehr

dem Aussterben entgegengeführt wird, so würden sie wohl keine Feder dieses Vogels mehr an ihrem Hute tragen.

Der Paradiesvogel ist eigentlich nur auf Neu-Guinea und den Aru-Inseln anzutreffen, und zwar haben wir auf den Aru-Inseln eine sehr seltene Art — den schwarzen Paradiesvogel. Der Aru-nese beschleicht den Vogel, der ruhig im Gipfel eines Urwaldbaumes sitzt, und schießt ihn, um seinen wertvollen Balg zu retten, mit einem stumpfen Pfeil herunter. Die Paradiesvogelbälge gehören zu den bedeutendsten Handelsartikeln in Dobo.

Auf den Kei-Inseln fehlt der Paradiesvogel, wie ja überhaupt die Fauna der Aru-Inseln auch hinsichtlich der Papageiarten und Beuteltiere mehr nach Neu-Guinea hinneigt.

Mir verging die Zeit in Dobo ziemlich schnell, aber ich war doch froh, als nach einigen Tagen der Riemsdyk zurückkam und mich diesem heißen und geräuschvollen Orte entführte. Jetzt ging es zurück nach den Banda-Inseln. Ich kam mir vor wie ein Reisender, der nach langen Irrfahrten sich wieder heimatlichem Boden nähert.





Fünftes Kapitel

Auf Gunong Api — Von den Banda- Inseln über Neu-Guinea nach Rabaul

Bei Mr. S. — Die Butonesenkolonie — Die Besteigung
des Kraters — Die Pflanzung — Schlechtes Wetter auf See
— Neu-Guinea — Geschichte — Pflanzen- und Tierwelt —
Küstenbevölkerung — Kulturpflanzen

Nun war ich wieder in Neira in den alten vertrauten Verhältnissen. Alles war geblieben wie früher — nur die Cholera, so hieß es, sei inzwischen auch bis zu dieser Inselwelt vorgedrungen. Also hatte dem alten Arzte alle seine Wachsamkeit nichts genützt, die Banda-Inseln waren verseucht, und zwar war es gerade Gunong Api, wo angeblich eine Frau an Cholera erkrankt war. Dr. B. war in großer Aufregung. Er war eine ängstliche Natur

und dabei nicht ohne Ehrgeiz. Als ich ihm erklärte, daß ich unbedingt nach Gunong Api übersehen müsse, riet er mir auf das Entschiedenste ab und drohte mit der strengsten Untersuchung nach der Rückkunft. Ich aber ließ mich hierdurch nicht irre machen, da keine Suppe so heiß gegessen, wie sie gekocht wird. Ich beschwichtigte den alten Herrn und fuhr am folgenden Tage mit Mr. S. in dessen Prau über die Meeresstraße nach seiner auf der Nordseite der Insel Gunong Api gelegenen Pflanzung.

Wir legten die Fahrt, die bei schlechtem Wetter einige Stunden dauern kann, in kaum einer halben Stunde zurück. Die Nordseite der Insel steigt steil und schroff aus dem Meere auf und ist mit einer Lavakruste überzogen. In die schroffen Felsen hatte die Flut tiefe Höhlen und Grotten hineingewaschen, die menschlichen Wohnungen glichen.

In einer stillen Bucht landeten wir, und nun befanden wir uns im Bereiche des Mr. S., dem der ganze nördliche Teil der Insel und dazu noch ein Teil des etwa 700 m hohen Kraters zu eigen gehörte. Scherzweise nannte ich ihn unter Anspielung auf sein kleines Königreich den „Radja von Gunong Api“, ein Titel, den er mit vergnügtem Lächeln akzeptierte. In der Tat, ein herrlicher Besitz, diese einsame Pflanzung am Fuße des Kraters. Von der Veranda seines Hauses hatte Mr. S. einen prachtvollen Ausblick auf die Bucht und die seltsam zerrissenen Felspartien am Ufer. Aber einsam — sehr einsam war es hier, und die Gattin des Pflanzers war gemütsleidend geworden vor Sehnsucht nach der Welt. Jetzt lebte sie in Batavia. Aber der Pflanze war aus anderem Holze geschnitten. Er fühlte sich hier glücklich, weil er es verstand, in und mit der Natur zu leben, und in ihr sein Genüge zu finden.

Ein Mensch, der in der Natur und Einsamkeit groß geworden ist, empfindet anders wie der fade Genußmensch unserer modernen Großstädte.

Bei aller Einfachheit und Genügsamkeit besaß der Pflanze aber doch das stolze Kraftgefühl und Selbstbewußtsein, welches

hier ein Europäer inmitten farbiger Sklavennaturen bekommt und haben muß. Das Haus des Mr. S. wies nur zwei Räume auf, und war dürftig möbliert. Ein Feldbett, ein Tisch, ein Schrank und einige Stühle machten die ganze Einrichtung aus. Die Frau seines bandanesischen Manduren (Pflanzungsaufsehers) aber führte ihm den Haushalt. Trefflich verstand es diese Frau, den „Klapareis“ zu bereiten, das ist gedämpfter Reis mit Kokosmilch, ein zwar einfaches, aber doch nahrhaftes und überaus wohl-schmeckendes Gericht.

Die Klapapflanzung des Mr. S. war die einzige größere Kokospflanzung auf dieser Inselwelt, wo ja mit Ausnahme von Gunong Api überall nur Muskatnuß gepflanzt wird. Eine Kokospflanzung (Kokos wird hier „Klapa“ genannt) macht verhältnismäßig wenig Arbeit und wirft nach 5 bis 7 Jahren, wenn die Palmen Früchte tragen, ihren sicheren Gewinn ab. Ich habe noch nie von einem Koproapflanzler gehört, der zugrunde gegangen ist, wohl aber von solchen, die unter den denkbar bescheidensten Verhältnissen angefangen haben, und deren Vermögen jetzt nach Millionen zählt.

In der Nähe der S.'schen Pflanzung, hart am Fuße des Berges, befand sich eine Butonesensiedelung. Die Butonesen stammen von der gebirgigen Insel Buton und haben hier auf Gunong Api eine Kolonie gegründet. Im Gegensatz zu den übrigen hergezogenen Völkern und Stämmen auf den Banda-Inseln, haben sich die Butonesen ihre alten Sagen und Gewohnheitsrechte (adat) unverfälscht erhalten, und das war es, was mich an diesem Völkchen interessierte und auch bestimmte, sie in ihren Häusern aufzusuchen.

Die Häuser der Butonesen sind auf Pfählen errichtet und weisen in der Regel drei Abteilungen auf. In der einen Abteilung schläft der Hausvater, in der zweiten die Töchter und der dritte Raum ist das Reich der Hausfrau und zugleich die Küche. An der Feuerstelle bemerkte ich zwischen Tontöpfen und Eßgeschirr etliche kleine Katzen, die hier als Haustiere beliebt sind.

Im Raume der Haustochter lag schlafend auf einer schön ge-

musterten Pandanusmatte ein reizendes, braunes Mägdelein mit merkwürdigem, röhrenförmigen Silberohrschmuck. Das Mägdelein war des Vaters Lieblingstochter, der Stolz und die Freude seiner alten Tage. Er wußte wohl, daß sich aus diesem schön gewachsenen und kräftigen Geschöpf noch eine gute „Harta“ erzielen ließ. Ob das junge Weib nicht im geheimen schon einen Freier hatte — danach fragt man hier nicht. Die Eltern bestimmen das Schicksal der Tochter.

Ähnlich wie die Keiesen, haben auch die Butonesen drei Stände: Adel, Mittelstand und Hörige. Der Adel hat das Vorrecht, ein aus Rotan geflochtenes Käppchen zu tragen. Auch hier darf ein junger Mann vom Adel (La odde) nur ein Mädchen vom Adel heiraten und umgekehrt. Eine Frau aus vornehmerm Hause wird gut bezahlt.

Die Butonesen sind Mohammedaner, stehen aber noch ganz unter dem Banne des alten heidnischen Geisterglaubens.

Der Vater des schönen Mädchens begleitete mich nach oben bis zu dem Kraterloch. Weit hinauf steigen die Tapiokapflanzungen der Butonesen. Ich sah, wie ein Mann mit dem Grabstock Löcher in die Erde bohrte zum Einsetzen der Knolle. Die Butonesen essen statt des Reises Tapiokakuchen mit Fisch. Diese Kuchen werden in der Weise hergestellt, daß die Knolle zu Brei zerstampft, in ein aus Pandanus geflochtenes Körbchen gefüllt und dann in einem Kochtopf gekocht wird. Ein Kuchen wiegt etwa 2 Pfund, und ich habe gesehen, wie ein Mann drei von diesen stärkemehlhaltigen Tapiokakuchen zu einer einzigen Mahlzeit verzehrte.

Der Aufstieg über Fels- und Steingeröll war sehr steil. Mit dem Parrang mußten wir uns durch die zähen, manns hohen Farne einen Weg bahnen. Kein Wald bot Schatten, aber die kühle Brise und der würzige Odem, den die kräftigen Bergpflanzen ausströmen, wirkten erfrischend und stärkend. Vor mir lag in malerischer Schönheit die liebliche bandanesische Inselwelt, Banda Neira mit seinem Papenberge und die anderen bewaldeten Inseln und Inselchen, die wie Blumensträuße auf dem Wasser lagen. Hier oben bemerkte

ich zwischen merkwürdigen Bergmoosen auch blühende Orchideen mit langen lanzettförmigen Blättern.

Eine interessante Spinnenart habe ich hier angetroffen, ein Tier von seltener Größe, deren ungemein starkes Netz von den Eingeborenen beim Fischfange in der früher geschilderten Weise benutzt wird. Ich habe diese etwa 15 cm spannende Riesenspinne, die sogar von den Eingeborenen als Giftspinne gefürchtet wird, nur hier auf Gunong Api bemerkt. Ihr Netz ist so zäh und elastisch, daß man es kaum mit dem Stocke durchschlagen kann.

Nachdem wir noch durch ein Feld von Steinen und Schwefelklumpen gestiegen waren, hatten wir endlich das Kraterloch erreicht. Es war ein gewaltiger Trichter, aus dessen Wänden dunkle Rauchwolken und Schwefeldünste aufstiegen.

Dem Butonesen schlotterten vor Angst die Glieder. Dieser schwefelspeiende Schlund war ja der Sitz böser Geister und finsterner Dämonen. Ich konnte den Mann nicht dazu bringen, dem Trichter näher zu kommen. Als wir bald darauf hier oben ein Frühstück einnahmen, wirkte die Aufregung noch derartig in ihm fort, daß er sich beim Öffnen einer Betelnuß den scharf geschliffenen Parrang tief in den Finger hineinschlug. Mit meinem Taschentuch verband ich die stark blutende Wunde, und dann ging es im Eiltempo den Berg hinunter. Das schöne Töchterlein meines Führers war inzwischen erwacht und erschrak, als sie den verletzten Finger ihres Vaters sah. Jedenfalls hatte ich alle Sympathien bei der Kleinen verscherzt, denn sie wollte mir nicht einmal ihren auffallenden Ohrschmuck zeigen. Sie lachte mich aus und huschte von dannen.

Ich aber nahm den Alten mit zu Mr. S., der ihm dann einen kunstgerechten Verband anlegte.

Am Nachmittage ruderten Mr. S. und ich zu der Pflanzung meines Hauswirts, die am entgegengesetzten Ende der Insel lag. Mr. Br. pflanzte Kaneel, Muskat und Kokos. Wir hatten das Glück, in den Spalten einer auf der B.'schen Pflanzung gelegenen Felsenhöhle Salpeter zu entdecken, aber Mr. B. war nicht der Mann dazu, diese Entdeckung auszunutzen. Bei aller Herzensgüte

und Ehrlichkeit fehlte ihm das, was der Mensch haben muß, der sein Glück machen will: Energie und Wagemut.

Von der Cholera habe ich hier auf Gunong Api nichts gemerkt, und wurde auch bei meiner Rückkehr nach Neira von jeder ärztlichen Untersuchung verschont.

Die Banda-Inseln sind, ebenso wie die Kei-Inseln, gesund und fieberfrei. Die hier epidemisch auftretenden Hautkrankheiten und die üblen Fußwunden aber haben die Eingeborenen sich selbst zuzuschreiben — gehen sie doch mit eiternden Wunden durch Sand und Meerwasser. Da ist es kein Wunder, wenn die Wunden einen komplizierten Charakter annehmen und einzelne Glieder, ja sogar den ganzen Fuß wegfressen.

Die Beriberi, die im ganzen indonesischen Archipel endemisch ist, habe ich auch hier wahrgenommen. Diese Krankheit ist eine Art Auszehrung, verbunden mit Mattigkeit, Lähmung und Atembeschwerden. Die Beriberi führt zum Tode, wenn nicht Nahrungs- und Luftveränderung vorgenommen wird. Nach den neueren Forschungen ist diese Krankheit auf den andauernden Genuß von ungeschältem Reis zurückzuführen. Ich fühlte mich so wohl und glücklich auf diesen meerumschlungenen Eilanden, daß ich am liebsten für immer hier geblieben wäre, aber der Tag des Abschieds kam. Ich wußte, daß jetzt Ruhe und Behaglichkeit dahin seien.

Lange noch sah ich vom Deck des Lloydampfers „Manila“ aus die traulichen grünen Berge der Inselgruppe, bis schließlich ein dunkel aufsteigendes Gewölk sie meinen Blicken entzog. Das war Sturm, und haushoch türmten sich die schaumgekrönten Wellen. Gibt es wohl einen grandioseren Anblick wie die sturmgepeitschte See? Hier steht der Mensch allein inmitten der entfesselten Natur. Hier, umtobt von feindlichen Dämonen, erkennt er auch das Dasein höherer Gewalten.

Sturm und Unwetter ließen erst nach, als uns die bewaldeten Höhenzüge von Neu-Guinea zu Gesicht kamen, der größten Insel der Welt. Welchem Naturfreund wird nicht das Herz höher schlagen, wenn er diese geheimnisvolle Insel zum ersten Male

sichtet. = Denn geheimnisvoll ist diese Insel in des Wortes eigenster Bedeutung. Die gewaltigen, bis zu 4000 m hohen Berge, die undurchdringlichen Wälder, die reizenden Wasser und die wilde Bevölkerung haben bis jetzt dem weiteren Vordringen der Weißen unüberwindliche Hindernisse entgegengesetzt. Und doch ist diese 785362 qkm umfassende Insel den Seefahrern schon seit Jahrhunderten bekannt.

Zuerst war es der Portugiese George de Maneses, der im Jahre 1526 an die Nordküste der Insel verschlagen wurde. Der Spanier Ortiz de Rete aber hat der Insel ihren Namen gegeben, weil es ihm so schien, als ob die Bewohner Ähnlichkeit mit den Negern von Guinea hätten. Später haben dann holländische, französische und englische Seefahrer die Insel besucht, ohne aber weiter in das Innere vordringen zu können.

Im Jahre 1884 ist Neu-Guinea zwischen Holland, England und dem Deutschen Reich in der Weise verteilt worden, daß Holland den größeren, westlichen, nach Indonesien zu liegenden Teil der Insel, England den südöstlichen und das Deutsche Reich den nördlichen Teil erhielt, und zwar war es die Neu-Guinea-Kompagnie, die in der ältesten Zeit hier die deutschen Hoheitsrechte ausübte. Während des großen Weltkrieges aber ging die Insel auf Australien über.

Während nun die Holländer, deren Interessen sich auf die indonesische Inselwelt konzentrierten, Neu-Guinea wenig Aufmerksamkeit schenkten, haben die Engländer und Deutschen schon viel für die Erforschung des Innern der Insel getan. Männer wie Sir William, Mr. Gregor und Chalmers auf Seiten der Engländer — Hunstein, Lauterbeck, Tappenbach u. a. auf deutscher Seite haben sich für immer in der Geschichte der Erforschung dieser Insel Denkmale gesetzt. Mancher kühne Forscher hat allerdings seinen Wagemut auch mit dem Leben bezahlen müssen.

Wir fuhren die Nordküste der Insel entlang. Die Berge, in finstere Wolken und Nebel gehüllt, machten einen melancholischen Eindruck. Noch immer schlugen die Wellen klatschend gegen den



Bienenkorb in der Blanche-Bai, rechts am Strande Hütten der Eingeborenen

Phot. Otto Haeckel, Berlin



Neu-Guinea: Dorfstraße

Phot. Otto Haeckel, Berlin

Schiffsrumpf. Scharen von fliegenden Fischen konnte ich beobachten, die sich für kurze Zeit aus dem Wasser emporhoben, um größeren Raubfischen zu entgehen.

Dichter undurchdringlicher Urwald, nur selten von Mlang-Mlang-Flächen (Mlang-Mlang = hohes, hartes Gras) unterbrochen, überzieht diese Berge und Täler. Ungemein reich soll dieser Wald sein an Nutzhölzern und Pflanzenarten, die bis jetzt noch gar nicht bekannt sind. Die Flora der Insel soll sich an die von Indonesien anlehnen, doch weist sie auch die verschiedensten Arten auf, die nur auf Neu-Guinea vorkommen.

Die Tierwelt von Neu-Guinea weist auf Australien hin. Hochwild, Büffel, Raubkätzchen und Affen würde man hier vergeblich suchen. Dagegen sind Flattertiere und Beutler in vielen Arten vertreten. Neben dem Opossum, dessen Fleisch den Eingeborenen ein Leckerbissen ist, finden wir auch Beuteleichhörnchen, Beutelmarder und Beutelratten. Seltener ist schon der Ameisenigel, ein Kloakentier, bei dem ebenso wie bei dem australischen Schnabeltier Geschlechts- und Harnorgane in den Enddarm einmünden. Die Milchdrüsen bestehen aus feinen Poren, die am Bauche sitzen. Bei dem trächtigen Weibchen bildet sich um diese herum ein Beutel, in dem die Jungen, die von einer pergamentartigen Eihaut umgeben zur Welt kommen, aufbewahrt werden. Dort nähren sie sich von dem auf die Eischale träufelnden Sekret der Milchdrüsen, das durch die Haut zu dem Embryo hindurchdringt. Der Ameisenigel hat eine lange, röhrenförmige Schnauze, die an den Schnabel der Vögel erinnert. Er hält seine lange klebrige Zunge in Ameisenhaufen und zieht sie mit den daran haftenden Ameisen zurück. Dieses merkwürdige, auf Neu-Guinea in drei Arten vorkommende Tier bildet gewissermaßen den Übergang vom Säugetier zum Vogel.

An Vögeln ist Neu-Guinea sehr artenreich. Da haust vor allem im tiefsten Busch ein großer Laufvogel, der Kasuar, den ich auch auf Neu-Britannien (Neu-Pommern) angetroffen habe. Die Eingeborenen stellen ihm mit Speer und Hund nach, sie schätzen auch seine grünesprenkelten, wie lackiert aussehenden Eier als Lecker-

bissen. Groß ist auch die Zahl der Taubenarten, darunter die nur hier vorkommende Kronentaube. Auch der Paradiesvogel, der in verschiedenen Abarten vorkommt, ist außer auf Neu-Guinea nur noch auf den schon früher erwähnten Aru-Inseln heimisch. Diesem Tier aber ist sein prachtvoller Feder Schmuck zum Verhängnis geworden. Nicht nur die Eingeborenen, sondern auch die weißen Paradiesvogeljäger stellen ihm nach, erstere um schönen Tanzschmuck zu besitzen, letztere aber um seinen Federbalg nach Europa zu verkaufen, wo er die Hüte schöner und reicher Damen schmückt. Infolge dieses planmäßigen Hinmordens wird der Paradiesvogel hier immer seltener und es wird die Zeit kommen, wo dieser herrliche Vogel völlig dem Aussterben entgegengeführt ist.

Ein Paradiesvogelbalg kostete hier im Jahre 1911 etwa fünf Mark. In Singapore aber wurden schon 20 bis 40 Mark für ein vollwertiges Exemplar bezahlt.

Die Paradiesvogeljäger, die das Leben eines kanadischen Trappers führen, stehen in fortwährender Fühlung mit den Eingeborenen, die die Lebensweise des Vogels und seine Gewohnheiten genau kennen.

Ich habe die Eingeborenen an der Küste von Deutsch-Neu-Guinea auf den Stationen Citape (Berlinhafen), Potsdamhafen, Alexishafen und Finschhafen (am Huongolf) nur ganz oberflächlich kennengelernt, aber ich habe aus den großen Verschiedenheiten, die diese Küstenleute, nicht nur nach Körperbeschaffenheit und Habitus, sondern auch nach der sprachlichen Seite hin aufweisen, den Schluß ziehen können, daß wir es hier mit einer Gesellschaft zu tun haben, die aus den verschiedensten Rassen hervorgegangen ist, wobei das australoide Element den Unterton bildet.

Der Neu-Guineamann — hier von den Weißen „Kanake“ genannt — ist als bössartig und grausam verschrien. An der Küste zeigt er sich jedenfalls von einer liebenswürdigeren Seite. Ausgerüstet mit den Emblemen des Kriegers — mit Speer und Keule, zuweilen auch mit Pfeil und Bogen, geschmückt mit einem Stirnreifen von Hunde- oder Ränguruzähnen und einem Brust-

gehänge aus prachtvollen, kreisrunden Eberhauern, dabei nur notdürftig einen Tapaschurz um die Lenden geschlungen — so kamen die Leute auf unser Schiff, eifrig gestikulierend und Pidgin-Englisch radebrechend.

Alles wollten sie uns überlassen, sogar den schönen Dolch aus Kasuar Knochen. Nur ihr Schmuck aus Eberhauern ist ihnen nicht feil, denn der ist ihr wertvollstes Familienstück, das sich vererbt von Generation zu Generation. Er wird bei den Kanaken ebenso hoch eingeschätzt, wie in Europa das kostbarste Geschmeide.

Aber nur solche Eberhauer, die kreisförmig ineinander gewachsen sind, genießen diese hohe Wertschätzung. Man erzielt diese Eberhauer in der Weise, daß man dem Eber die unteren Eckzähne auszieht, so daß die oberen, ohne Widerstand zu finden, weiter wachsen können. Sie wachsen dann kreisförmig in die Höhe und durchbohren schließlich, da sie in sich selbst zurückwachsen, die Lippe des Ebers, was für diesen sehr schmerzhaft ist.

Mit Eberhauern kann man sich hier die wertvollsten Dinge kaufen, vor allem auch Frauen.

Aberhaupt lieben diese Leute den Schmuck, und sie verraten Geschmack in seiner Anlage. Ein Diadem von Opossumzähnen im krausen Wollhaar, im durchbohrten Nasenseptum einen Muscherring oder Federkiel, die Ohrläppchen mit Muscheln behangen, ein filetgestricktes Beutelchen unter dem Arm, manchmal auch noch den dicken Sarobauch durch einen Bastriemen eingeschnürt, so machen diese Leute einen ganz reputierlichen Eindruck. Die Frauen, die vielfach einen Schurz aus zerschliffenem Sagopalmbblatt um die Lenden tragen, sind recht scheu. Es scheint aber, daß hier die Männer eitler sind, als die Frauen, denn diese behängen ihren Körper nicht in dem Maße mit Schmuck wie das starke Geschlecht, schmieren aber ihr Gesicht vielfach mit Ruß und Öl ein.

Die Küstenleute sind bedeutend intelligenter wie die im Hinterlande lebenden Bergbewohner. Das bringt schon der rege Handelsverkehr und das Leben am Strande mit sich. Sie bauen starke Auslegeboote, mit denen sie sich weit in das Meer hinauswagen,

um zu fischen. In einigen Gegenden werden Tontöpfe, in anderen wiederum große Eßschalen oder Speere angefertigt. Diese Artikel tauschen die Leute gegeneinander aus oder sie kaufen sie mit Hundezähnen und Eberhauern, die hier die Bedeutung eines allgemeinen Wertmessers haben.

Die Hütten dieser Leute sind häufig auf Pfählen erbaut und mit einem weitübertreffenden Grasdache versehen. In der Nähe des Dorfes liegt die Pflanzung. Man pflanzt: Taro, Yam, Bananen, Brotfrucht, Betel und hie und da auch Tabak. Schließlich liefert ihnen auch das Mark der Sagopalme, die an der Küste durchaus nicht selten ist, wesentliche Bestandteile ihrer Nahrung. Hunde und Schweine werden neben den Hühnern als Haustiere gehalten, und bei den häufiger stattfindenden Tänzzeremonien wird auch einmal ein Hund, bei größeren Festen sogar ein oder mehrere Schweine geschlachtet.

Die Jünglinge werden, wenn sie in die mannbaren Jahre kommen, unter feierlichen und geheimnisvollen Zauberzeremonien, beschnitten¹⁾, und bei dieser Gelegenheit werden gleich etliche Schweine geschlachtet und Eßgelage veranstaltet, an denen aber nur die Männer teilnehmen. Früher hatte man es bei diesem Schweinebraten nicht bewenden lassen, da hatte man dem Menschenfleisch noch den Vorzug gegeben.

Die grausige Sitte, Menschenfleisch zu essen, die nicht nur auf Neu-Guinea, sondern auch auf dem ganzen übrigen Archipel bis auf den heutigen Tag noch herrscht, ist jedenfalls hier an der Küste unter dem Einflusse der Weißen geschwunden. Aber wie weit reicht dieser Einfluß? Dort in den Bergen, wo der weiße Mann nur selten seinen Fuß hinsetzt und noch blutige Fehde herrscht zwischen den einzelnen Stämmen, dort steht auch der Kannibalismus noch in Blüte. Aber auch in unmittelbarer Nähe weißer Ansiedlungen feiert der Kannibalismus noch seine Orgien. Doch davon später. Wir sind nur zu geneigt, die Eingeborenen als „Wilbe“ zu bezeichnen. Gewiß stehen sie auf einer zurückgeblie-

¹⁾ Eine vielleicht von den Polynesiern übernommene Sitte.

benen Kulturstufe, aber „wild“ sind die darum noch nicht. Auch diese Leute haben ihre Kultur und ihre Gesetze, von ihrem Fleiße aber und ihrer Beharrlichkeit zeugen jene wunderbaren Handfertigkeiten und Schnitarbeiten, die wir leider jetzt, nach Einführung eiserner Werkzeuge, nur noch in unseren Museen vorfinden, die aber lediglich mit Hilfe einfacher Steinbeile oder Muschelstücke hergestellt sind, und zweifellos künstlerische Begabung verraten.

Ein Künstlervölkchen ersten Ranges ist der Monumbostamm bei Potsdamhafen. Die Leute dieses Stammes sind besonders groß im Anfertigen von Schnitarbeiten; auf diesem Gebiete leisten sie Staunenswertes. Hier sah ich trefflich gearbeitete und geschmackvoll ornamentierte Auslegeboote, Kopfstützen in Gestalt von menschlichen Figuren, die eine Platte (zum Auflegen des Kopfes) auf dem Kopfe tragen, sanduhrförmige Tanztrommeln und vor allem eine große, mit Kerbschnitzereien überladene Liegetrommel, auch „Anschlagtrommel“ genannt. Die Anschlagtrommel steht in der Regel vor dem Gemeindehause und hat für die Dorfbewohner dieselbe Bedeutung, wie bei uns die Kirchenglocken. Sie besteht aus einem etwa 2 m langen, ausgehöhlten und ausgebrannten Baumstamm, der oben nur mit einem langen, schmalen Schlitz versehen ist. Mit einem Stößel schlägt der Kanake gegen die hohle Wand dieser Trommel unterhalb des Schlitzes, und dumpf hallen die Töne durch den Wald, oft meilenweit vernehmbar. Feiert das Dorf ein Fest, ruft es die Teilnehmer zum kannibalischen Gelage, zum Tanz oder zur Kriegsberatung auf, ist ein Stammesangehöriger gestorben, tritt Neumond ein, immer und bei allen Gelegenheiten wird die Anschlagtrommel gerührt. Jetzt hören die Leute, die auf Meilen in der Runde wohnen, was in dem Küstendorfe vor sich geht, denn durch Anschlag und Saft tut der Trommler kund, um was es sich handelt. Also eine Telegraphie durch die Trommelsprache, wie wir sie auch bei den Duala in Kamerun und bei den Indianern am Rio Negro wiederfinden, ein Beweis dafür, daß die verschiedenartigsten Naturvölker, die

nichts miteinander zu tun haben, unter gleichen oder ähnlichen Lebensbedingungen auf den gleichen Gedanken kommen — eine Erscheinung, der wir in der vergleichenden Völkerkunde auf Schritt und Tritt begegnen.

Wenn man bedenkt, welche ungeheure Arbeit allein das Ausschleifen und Ausbrennen dieser Anschlagtrommel macht, ferner das Herausarbeiten der beiden an der Schmalseite der Trommel befindlichen Henkel, die Geisterfiguren darstellen, schließlich das Einferben der auf religiösen Motiven beruhenden Ornamente, so muß man anerkennen, daß diese sogenannten „Wilden“ doch Künstler sind. Aber unsere Bewunderung steigt noch, wenn wir vernehmen, daß diese kunstvollen Ornamente mit Hilfe der primitivsten Werkzeuge, mit Stein und Muschel geschnitzt worden sind.

Die Neu-Guinealeute kennen, vom äußersten Westen abgesehen, noch nicht die Gewinnung und Bearbeitung von Metallen. Sie machen ihre Beile von Stein — oder seltener von Muschel. Erst die Europäer haben die Eisenwerkzeuge hier eingeführt, aber seit der Zeit arbeiten die Eingeborenen oberflächlich und schlecht.

Viele Monate, vielleicht sogar Jahre mag es gedauert haben, bis die Leute eine Anschlagtrommel oder ein Auslegeboot mit ihren primitiven Werkzeugen hergestellt hatten, denn der Kanake ist kein Dauerarbeiter; er arbeitet nach Lust und Laune. Den Weibern überläßt er den schwersten Teil der Haus- und Feldarbeiten, während er selbst mit Speer und Hund auf die Schweinejagd geht, oder mit zauberischem Mummenschanz seine Zeit totschlägt.

Aber diese sorglose Trägheit wollen wir dem Kanaken nicht zum Vorwurf machen, denn wenn uns in Europa unter den gleichen klimatischen Bedingungen die Natur alle ihre Schätze mühelos in den Schoß legte, dann würden auch wir schwerlich noch mehr — vielleicht aber noch weniger schaffen als der Kanake.

In der Regel arbeiten die Männer einer Dorfschaft gemeinschaftlich. Auch der Besitz von Grund und Boden gehört nicht einem Einzelnen, sondern der Dorfgemeinschaft, die meistens identisch ist mit der Sippe. Das Häuptlingstum ist hier wie auch

in der melanesischen Inselwelt nur schwach entwickelt. Wir stehen in den primitivsten Anfängen aller Kultur: Sippenkommunismus mit Arbeitsgemeinschaft.

Das ganze soziale und wirtschaftliche Leben des Kanaken steht unter dem Banne seiner urwüchsigen, religiösen Ideen, deren Grundelemente Dämonen- und Ahnenkult sind. Fortwährend in Furcht vor Verzauberung und Blutrache, kann der Kanake, obwohl er unter wirtschaftlich günstigen Bedingungen sein Leben fristen könnte, doch nie seines Daseins froh werden.

Die Küste von Deutsch-Neu-Guinea und der dieser vorgelegerten Inselwelt ist dicht bevölkert. Auch die ersten Gebirgsketten sind noch bewohnt, wie man an den aus dem Walde aufsteigenden Rauchsäulen erkennen kann. Es scheint aber, daß die Eingeborenen nicht höher wie 1000 m in das Gebirge hinaufsteigen, und daß das Innere der großen Insel unbewohnt ist. Natürlich haben sich auch im Innern, in den Niederungen der großen Flüsse: des Kaiserin Augusta-Flusses, des Ramu und anderer, blühende Dörfer gebildet, weil hier Transportmöglichkeit besteht, und auch ein Verkehr mit der Küste gesichert ist.

Der Weiße pflanzte hier an der Küste hauptsächlich Kokosnuß (Kopra), und zwar war die Neu-Guinea-Kompagnie die bedeutendste Pflanzungsbesitzerin. Der Kopra gegenüber haben die übrigen Kulturen, als da sind Kautschuk (*ficus elastica* oder *hevea brasiliensis*), Kakao, Baumwolle und vereinzelt Tabak, nur eine untergeordnete Bedeutung.

Große Freude herrschte auf allen Stationen, wenn die „Manila“ vor Anker ging. Sie brachte ja Post und Zeitung — lang entbehrte Nachricht aus der fernen Heimat. Dann kamen Beamte und Ansiedler aus allen Teilen der Kolonie auf das Schiff und es wurde gezechet und gefungen bis in die tiefe Nacht hinein.

An der Küste, wo Malaria und Schwarzwasserfieber zu den täglichen Erscheinungen gehören, hat der Europäer mit bedeutend größeren Schwierigkeiten zu kämpfen, wie in den früher von mir besuchten Inselgebieten.



Sechstes Kapitel

Rabaul

Erster Eindruck — Quartierverhältnisse — Auf Matupit —
Meine erste Nacht — Die Anopheles — Landschaftliche
Lage — Wirtschaftliches und Gesellschaftliches — Der
Rabaul-Klub — Rastengeist — Ein Naturapostel

Die „Manila“ fuhr die Ostküste von Neu-Britannien (zur Zeit der deutschen Herrschaft: Neu-Pommern) entlang, der zweitgrößten Insel der Südsee (25 000 qkm). Auch hier ist der Europäer noch nicht über die Küstenstreifen hinweggekommen; das Gebirge, das von undurchdringlichen Urwäldern überzogene Innere dieser Insel, hat noch keines Weißen Fuß betreten.

Der nördliche Teil der Insel, die sogenannte Gazelle¹⁾-Halbinsel, ist nur durch eine schmale Landenge mit der Hauptinsel verbunden.

¹⁾ Nach dem Vermessungsschiff „Gazelle“ benannt.

Diese Gazelle-Halbinsel ist uns in ihrem nördlichsten Teile näher bekannt geworden. Hier liegt an einem geschützten Hafen in einem von hohen Bergen umgebenen Talfessel Rabaul, die Hauptstadt der Kolonie und der ehemalige Sitz des deutschen Gouverneurs.

Rabaul war das Ziel meiner Seereise. Von hier aus wollte ich dann in das Innere der Gazelle-Halbinsel weiter marschieren, um mit den Eingeborenen in Fühlung zu treten. Immerhin mußte ich hier erst die notwendigen Vorbereitungen zu meiner Reise treffen, was wiederum einige Wochen in Anspruch nahm.

Ich kann nicht sagen, daß Rabaul im ersten Augenblicke auf mich einen einladenden Eindruck machte. Die Straßen waren schlecht ausgebaut und mit wildem, hohem Gras bewachsen. Auch die auf hohen Pfählen erbauten und mit nüchternen Wellblechdächern versehenen Holzhäuser der Europäer machten, trotz der breiten, um das ganze Haus laufenden Veranda, bei weitem nicht den freundlichen Eindruck, wie die säulengezierten weißen Steinhäuser der Holländer in Niederländisch-Indien.

Meine nächste Sorge war, ein geeignetes Quartier zu finden, denn einen Gasthof gab es hier nicht, und wenn ich nicht im hohen Grase übernachten wollte, mußte ich schon bei einem Kolonisten um Wohnung anhalten.

Man wies mich an Herrn Ra., der in einem Hause am Ende der Stadt dicht vor den Bergen wohnte. Dorthin also lenkte ich meine Schritte und traf den Besitzer des Hauses in seiner Stube schlafend an. Nach kurzer Begrüßung verständigte ich mich mit ihm über den Mittagstisch. Wohnung konnte er mir wegen Mangels an Raum nicht schaffen, es sei denn, daß ich auf der Veranda übernächtigen wollte.

Herr Ra. war ein großer, hagerer Mann mit bleichem Gesicht und dem stieren Blick des Gewohnheitsstrickers. Als früherer Schiffskoch hatte er sich in Rabaul niedergelassen und wollte hier sein Glück machen. Nachdem er aber kurze Zeit im „Rabaul-Klub“, dem vornehmsten Klub des Städtchens, die Stelle eines Kochs innegehabt hatte, wurde er wegen fortwährender Trunkenheit ent-

lassen und betrieb seitdem in einem öden und schmutzigen Hause mit einem Chinesen und zwei Kanaken das löbliche Handwerk eines Gastwirts. Er hatte oft ganz gute Ideen, verstand auch seine Kunst, da er aber selbst sein bester Gast war und — wie so viele Kolonisten hier — niemals nüchtern, so kam er auf keinen grünen Zweig, und geriet immer mehr in Schulden.

Herr Ra. warnte mich vor dem „Kabaul-Klub“. Dort seien zwar einige Zimmer — aber diese seien selten leer und würden nur an Mitglieder vermietet. Mitglied des „Kabaul-Klub“ aber, so meinte Herr Ra., könne man als anständiger Mensch nicht werden.

Nun lag es gar nicht in meiner Absicht, Mitglied des Kabaul-Klubs zu werden, nur, um hier ein Quartier zu bekommen, denn schließlich hoffte ich doch, hier in Kabaul nicht noch die Bürgerrechte zu erwerben.

Da ich nun ein Empfehlungsschreiben an die Firma Hernsheim hatte, so begab ich mich stehenden Fußes nach Matupit, dem Sitze des bekannten Hamburger Hauses „Hernsheim & Co.“.

Matupit ist eine dem Festlande vorgelagerte, flache Insel in der Blanche-Bucht, die man aber zur Zeit der Ebbe trockenen Fußes erreichen kann.

Nachdem ich eine Koprappflanzung durchschritten hatte, kam ich durch einen niedrigen, von zahlreichen Wildtauben belebten Busch.

Die Bewohner von Matupit sind Fischer, wohnen in schönen reinen Hütten und sind im allgemeinen wohlhabender wie ihre Stammesbrüder im Hinterlande.

Ich traf den Direktor von Hernsheim & Co., Herrn T., der mich freundlich aufnahm und mir in Kabaul ein Schlafhaus gegen geringe Vergütung zur Verfügung stellte, unter der Bedingung, daß ich es räumen müsse, falls ein Angestellter hineingelegt würde.

So hatte ich denn vorläufig mein Quartier — ein von Kokospalmen umgebenes Holzhaus — mit Veranda und allem Zubehör. Mein schwarzer „Boy“, der auch zum Zimmer gehörte, schien allerdings nicht mit besonderer Weisheit ausgerüstet zu sein, denn

alle meine Fragen beantwortete er mit den stereotypen Worten „My no save“ (Ich weiß es nicht).

Indessen war ich froh, als ich nach vollbrachtem Tagewerk auf meiner Veranda sitzen und bei einem Glase Whisky-Soda und einer Pfeife Tabak über meine Pläne nachgrübeln konnte. Schrill tönte von allen Bäumen das unheimlich laute Zirpen der Zikaden. Große Käfer schwirrten brummend durch die Luft, umkreisten meine Lampe und prallten von Zeit zu Zeit gegen meine Schädeldede an, Scharen von Ameisen bevölkerten meinen Tisch. Plötzlich hob sich dieser Tisch, das Glas, der Stuhl, alles bewegte sich, gleich als wenn das Haus von unten hin und her geschoben würde. Eine halbe Minute dauerten diese Bewegungen — dann war es wieder wie vorher. Ein Erdbeben — hier auf der Kraterhalbinsel eine alltägliche Erscheinung. Darum ist es auch nicht möglich, hier massive Häuser zu bewohnen. Nur in den seltensten Fällen richtet solch ein Erdbeben ernstlichen Schaden an.

Um den Käfern zu entgehen, suchte ich mein Lager auf. Sorgfältig steckte ich das Moskitonez fest, aber kaum hatte ich das Licht ausgelöscht, als sich ein unheimliches Surren vernehmen ließ. Also hatte sich doch solch ein blutgieriger Moskito unter mein Netz geschlichen. Bald aber merkte ich an dem Gesurr, daß es nicht ein, sondern mindestens ein Duzend Moskiten waren, die mir unter dem Netz Gesellschaft leisten wollten.

Nachdem ich wiederholt das Licht angesteckt und Razzia veranstaltet hatte, sah ich zu meinem Entsetzen, daß das Netz ein Loch hatte. Also war ich den blutrünstigen, kleinen Ungeheuern preisgegeben, und sie haben in dieser Nacht ihr Geschäft gründlich besorgt. Ich hatte ja noch frisches, gutes Blut aus Europa in den Adern, und darin haben diese Bestien eine gute Witterung.

Die hier des Nachts so unheimlich auftretende Anopheles, die Trägerin der Malaria-Amöbe, ist eine kleine, schwarze Mücke, die beim Stiche senkrecht auf der Haut sitzt. Der Stich dieser Mücke geht durch Strümpfe und Handschuhe und ist äußerst schmerzhaft. Nicht jeder Mückenstich überträgt die Malariakeime. Nur die

Weibchen tragen in der Speicheldrüse die verfeuchende Amöbe, die beim Stiche in das Blut hinübergeleitet wird.

Merkwürdigerweise findet man dieses gefährliche Insekt vorzugsweise in der Nähe der Küste — dort, wo die Europäer ihre Ansiedlungen haben. Die Europäer pflegen nämlich große Regentonnen neben ihre Häuser zu stellen, das aber sind die Brutstätten der Mücke, deren Larve im Wasser lebt. Zwar sucht man sich dadurch zu schützen, daß man Petroleum auf das Wasser gießt, um die Brut zu ersticken, aber ohne durchschlagenden Erfolg, da nicht nur die Regentangs, sondern auch alle weggeworfenen Konservenbüchsen Sammelbecken für Anopheles sind.

Das beste Mittel gegen die Malaria sind Chininprophylaxe. Hier in Rabaul kann man schon ein bis zwei Gramm auf den Tag gebrauchen. Chinin ist für den Tropenreisenden das wichtigste Medikament. Derjenige aber, der kein Chinin vertragen kann, sollte nicht in tropische Länder einwandern.

Wenn der Tag graut und die Dunkelheit weicht, dann zieht sich die Anopheles in ihre Schlupfwinkel zurück, aber sie findet bald ihre Ablösung in Gestalt einer anderen Mückenart, die zwar nicht so gefährlich, aber ebenso lästig ist, wie die Anopheles.

So hat denn der geplagte Mensch bei Tag und Nacht keine Ruhe vor diesen blutdürstigen Parasiten; dazu kommt eine glühende Hitze, die um so schlimmer empfunden wird, als die hohen Berge, die Rabaul nach Norden, Osten und Südosten abschließen, jeden frischen Luftzug abhalten. Diese Berge sind drei erloschene Vulkane: „Nordtochter, Mutter und Südtochter“. Am Fuße der 770 m hohen „Mutter“ erheben sich zwei Krater, von denen der nördliche ausgebrannt ist, während der südliche mit seinem Nebenkrater „Raje“ noch immer schwache Spuren von Tätigkeit aufweist. Alle diese Berge sind mit Busch überzogen, während die Hänge der schluchtenreichen und von tiefen Lavarinnen durchfurchten „Mutter“ statt des Baumbestandes Grasflächen aufweisen. Dieses scharfe, manns hohe Gras, hier „Gunei“ — in Indonesien „Mang-Mang“ genannt, welches von der Ferne aus so lieblich anzu-



schauen ist, bereitet dem Wanderer die größten Hindernisse, denn sein scharfer Rand schneidet ihm Hände und Gesicht blutig. Hat man sich aber einmal glücklich bis zur Spitze der „Mutter“ hinaufgearbeitet, dann wird man reichlich belohnt durch einen der schönsten Fernblicke. Nach allen Richtungen hin kann man die Halbinsel mit ihren malerischen Meeresbuchten, Inseln und Bergen überschauen, vor allem aber liegt Rabaul mit seiner großen Ploypiere in deutlichster Klarheit vor uns.

Der Teil der Gazelle-Halbinsel, auf dem Rabaul liegt, die sog. Kraterhalbinsel, ist mit Bimsteinasche bedeckt. Diese Halbinsel, wie überhaupt ganz Neu-Britannien, gehört zu den vulkanischsten Gegenden der Erde. Ganze Inseln entstehen und vergehen infolge vulkanischer Eruptionen, und es wird vielleicht einmal die Zeit kommen, wo Rabaul spurlos vom Erdboden verschwunden ist.

Die Lage Rabauls wird noch verschönt durch den binnenmeer-artigen Hafen, die „Blanchebai“. Dieser natürliche und geschützte Hafen hat den früheren deutschen Gouverneur bestimmt, den Sitz der Regierung von dem gesundheitlich günstiger gelegenen Herbertshöhe nach hier zu verlegen.

Seitdem nun der Gouverneur mit seinem Beamtenstabe seinen Sitz nach Rabaul verlegt hat, ist manches geschehen, um den Aufenthalt in diesem heißen und ungesunden Orte gastlicher zu gestalten. Aber nur langsam hält die Kultur in diesem weltentlegenen Platze ihren Einzug. Ich weiß nicht, welche Entwicklung der Platz jetzt, wo die Australier die Deutschen abgelöst haben, genommen hat, aber in den Jahren 1911/12 war Rabaul erst ein im Werden begriffener Ort mit vereinzelt stehenden Häusern, die keineswegs den Eindruck eines zusammenhängenden Ganzen machten.

Und dennoch war Rabaul als Sitz der Zentralbehörde der erste Platz im ganzen Schutzgebiete. Hier bestanden außer dem Gouvernement noch ein Bezirksamt, ein Bezirks- und ein Obergericht, zwei Krankenhäuser, ein Postamt und eine Landesstrafanstalt.

Auf einem der „Mutter“ vorgelagerten Hügel hatte sich der Gouverneur mit seinem Beamtenstabe angesiedelt. Diese etwa 200 m hohe Ansiedlung „Namanula“ war gegenüber dem im Talkessel liegenden Rabaul das reine Paradies.

Aber Rabaul war auch der Zentralpunkt des Handels der Kolonie. Drei große Firmen hatten hier ihre Warenhäuser (Stores) und versorgten von hier aus die Kolonie mit Lebensmitteln.

Unter diesen Unternehmungen ragte besonders das Warenhaus der Neu-Guinea-Kompagnie hervor, in dem man alles haben konnte, was man in den Tropen zum Leben brauchte: Speisen und Getränke, Kleidungsstücke, Möbel und Wohnungseinrichtungen. Die Firma beschäftigte eine große Anzahl von weißen Angestellten, für die eigene Wohn- und Schlafräume gebaut worden waren.

So war denn beinahe jeder Weiße, der mir in Rabaul begegnete, ein Beamter oder Kaufmann, jeder Farbige ein „Boy“. Zwischen der weißen Herrenklasse und der farbigen Dienerklasse aber fehlte der werktätige Mittelstand, der Handwerker.

Der Weiße ist hier der Eroberer, er will hier Herr sein und scheut die körperliche Arbeit, die ihm auch in diesem Klima nicht zuträglich ist. Der Schwarze hingegen ist für andere als rein mechanische Arbeit kaum zu gebrauchen, denn er ist unzuverlässig und träge.

Da ist es denn der Chinese, der das wirtschaftliche Bindeglied zwischen weißer und schwarzer Rasse bildet. Dieses geschäftige Völkchen bewohnte in Rabaul ein ganzes Viertel in der Nähe des japanischen Kurtisanenquartiers. Die Chinesen sind mäßig und arbeitsam — sie waschen, zimmern, schustern und schneiden, kurz, sie sind Tausendkünstler, ohne die man hier nicht leben kann. Was wäre aus mir geworden ohne Chinesen? — Mit Sorgfalt und Fleiß zimmerte mir mein Chinese meine großen Kisten, die ich, angefüllt mit Ethnologiken, nach Stuttgart schickte. Dabei war der Preis, den mein Chinese machte, immer sehr mäßig. Aber der Chinese ist auch sparsam hierzulande. Er sammelt, um später, wenn er in seine Heimat zurückgekehrt ist, als wohlhabender Bürger leben zu können. Und dennoch gibt es Leute, die dem Chinesen hieraus einen Vorwurf machen. Er bringe, so meinen sie, das Geld aus der Kolonie heraus nach China. Diese Leute lassen außer acht, daß der Chinese dafür auch seine Arbeitskraft in die Kolonie hineinbringt.

Rabaul ist als Zentrale des wirtschaftlichen Lebens der Kolonie auch der größte Arbeiteransiedlungsplatz. Die Unternehmer beschäftigten Leute aus allen Teilen der Kolonie. Besonders als Arbeiter geschätzt waren die Eingeborenen aus Neu-Irland und den Salomo-Inseln. Im Verkehr mit den Weißen und auch untereinander bedienen sich die Arbeiter einer ebenso leichten wie praktischen Sprache, des sog. Pidgin-Englisch, eines Gemisches von Englischem, Deutschem und Kanakischem. So kann denn der Kanake

zwar nicht verstehen, was die Europäer untereinander besprechen, aber er kann sich dennoch mit diesen auf Pidgin verständigen.

Dieser bedeutende Arbeiteransammlungsplatz bildet einen Herd für ansteckende Krankheiten — insbesondere Geschlechtskrankheiten, die von entlassenen Arbeitern mit in ihre Heimat verschleppt werden und so ganze Gegenden verseuchen. Darum ist eine ärztliche Untersuchung aller ab- und zuwandernden Arbeiter dringend geboten. Ärzte und Heilgehilfen sind für eine Kolonie mehr wert wie Juristen und Kanzleibeamte, denn von einem gefunden und fortpflanzungsfähigen Eingeborenenstamm hängt das Wohl und Wehe des Ganzen ab.

Gleich wie der denkende Kopf ohne die arbeitenden Glieder nicht lebensfähig ist, also ist auch der weiße Kolonist ohne einen guten Arbeiterstamm dem Untergange geweiht.

Inzwischen hatte ich mich in Rabaul mit den gesellschaftlichen Verhältnissen vertraut gemacht. Der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe, nahm ich noch immer bei Herrn Ra. meine Mahlzeiten ein, da mir das Haus wenig zusagte, denn die Wirtschaft war unsauber und verkommen. Zwar hätte ein fähiger und kapitalkräftiger Mann aus diesem Hause durch Umbau von einigen Gastzimmern ein ganz rentables Unternehmen schaffen können. Auch Herr Ra. hatte diese Idee, aber es blieb bei der Idee, denn der Mann kam infolge seiner fortwährenden Trunkenheit immer mehr herunter.

Viel Volk verkehrte bei Ra.: Pflanzer und Händler aus den entlegensten Teilen der Kolonie — Seeleute und untere Beamte. Alle tranken, renommierten, fluchten und schimpften um die Wette — allen voran aber Herr Ra., der über alle Welt schimpfte, besonders über den Rabaul-Klub, der ihn zu Unrecht entlassen habe, und nun auch hier seine Existenz untergraben wolle.

So ganz Unrecht hatte Herr Ra. mit dieser Anklage nicht. Der Rabaul-Klub, der vornehmste Klub des Städtchens, war ein recht merkwürdiges gesellschaftliches Gebilde. Eigentlich sollte jeder ehrenhafte Deutsche von Rabaul und Umgebung diesem Klub



Geisterhaus von der Insel Sumleo (Neu-Guinea)
(Rap. V)



Eingeborene vom Kaiser-Wilhelm-Land



Eingeborene des südlichen Neu-Guinea in Trauergewändern aus Schilf

Phot. Otto Haeckel, Berlin

angehören, aber ganz anders lagen die Dinge in Wirklichkeit. Der Rabaul-Klub hatte sich zu einem richtigen Beamtenklub entwickelt, und zwar war jeder Kolonialbeamte vom Sekretär aufwärts Mitglied dieses Klubs. Polizeimeister und Kanzlisten aber waren zu untergeordnet, um in den Rabaul-Klub aufgenommen zu werden. Aber auch die zahlreichen Angestellten der Neu-Guinea-Kompagnie und der anderen großen Handelshäuser verkehrten nicht in diesem Klub, weil sie von den anderen nicht für voll angesehen wurden. Diese Angestellten der verschiedenen Firmen hatten wieder ihre eigenen Messen, in denen sie verkehrten und zu Mittag speisten.

Ich hatte nicht erwartet, daß kleinlicher Rastengeist hier nach dem entlegensten Teil der Südsee hin verpflanzt werden könnte.

In Rabaul wurde viel getrunken, viel geschimpft und viel geklatscht, aber nicht sehr viel gearbeitet. Eines Tages traf ich bei Herrn Ra. einen Engländer, der auf einer entfernten Insel einen deutschen Händler totgebort hatte. Man wollte ihm den Prozeß machen, wegen Totschlags — aber bald darauf war der gute Mann nach Sydney entkommen. — Man konnte ja den Toten nicht wieder lebendig machen, warum also die Arbeits-, Papier- und Tintenverschwendung!

Auch sprach man viel von einem Pflanzler E., der, auf einer kleinen Insel lebend, sich nach Art der Eingeborenen kleidete, lediglich von Kokoskernen lebte und in der Sonne, der Erwärmerin des Weltalls, das Urbild der Gottheit erkannte. Einige hielten den Mann für überspannt, andere glaubten, er sei ein großer Philosoph. Die meisten aber wollten wissen, daß dieser Naturapostel sich von Zeit zu Zeit einmal ordentlich die Nase begieße und sich durch seine Lebensweise nur interessant machen wolle.

Da mich der Fall interessierte, so machte ich mich eines Tages in Begleitung einiger Herren auf und besuchte den auf einer in der Nähe liegenden Insel wohnenden Pflanzler.

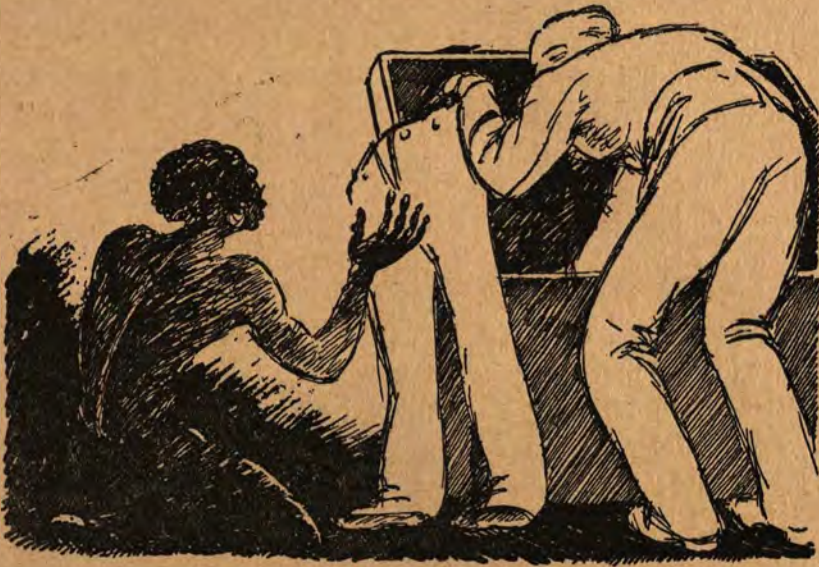
Der Herr wohnte in einem kleinen Holzhaufe nach Art der Europäer, war aber gekleidet wie ein Eingeborener. Ein rotes Lava-lava (Pendentuch) um die Hüften gebunden — das war

seine ganze Kleidung. Die Haut, fortwährend der Luft und der Sonne ausgesetzt, war braun gebrannt wie die eines Kanaken, und das Gesicht von einem ehrwürdigen Barte umrahmt. Auffallend war die große Magerkeit des Mannes, die ein beredtes Zeugnis ablegte von seiner asketischen Lebensweise.

Der Pflanzer lebte in den besten wirtschaftlichen Verhältnissen, war gebildet und belesen, aber er war ein Sonnenfanatiker. Er sah in der Sonne das Symbol alles Guten und war der Meinung, daß die Frucht, die der Sonne am nächsten reift, die Kokosnuß, die reinste und gesündeste Speise darstelle.

Nachdem ich den interessanten Herrn photographiert hatte, verabschiedeten wir uns. Ich war wieder um einige Anregungen reicher geworden.





Siebentes Kapitel

Auf Toma¹⁾

Meine Pläne — Der Varzin und Umgebung — Herbertshöhe — Toma — Der Pflanzler W. — Der grobe Heinrich — To Lafé — Die Eingeborenen — Vogelfang — Maliragesang — In das Gebiet der Faulil — Der Tanz — Totenfeier — To Lafés finstere Pläne — Die Inietsteine — Rückkehr

Ich hatte nicht verfehlt, auch dem Herrn Gouverneur meine Aufwartung zu machen. Der hohe Herr stand meinen Plänen sympathisch gegenüber und versprach jegliche Förderung und Unterstützung. Mein Plan war fertig. Zunächst wollte ich zwei Monate nach Toma am Varzin, um von hier aus Wanderungen in die Gebiete der verschiedenen um den Varzin herumliegenden

¹⁾ Toma wurde später Hauptstation für drahtlose Telegraphie, Verbindung mit Samoa und den Karolinen.

Stämme zu machen. Erst später wollte ich dann in die Bainingberge gehen, um dort mit den Bergbewohnern der Gazelle-Halbinsel in Fühlung zu treten.

Der nordöstliche Teil der Gazelle-Halbinsel ist ein Hochplateau mit weiten Gneisfeldern, die von vereinzelt Waldpartien unterbrochen sind. Aus diesem Hochplateau steigt der 600 m hohe Bunakofor oder Warzin als isolierter Keil empor, und am Fuße dieses Kegels, etwa 400 m über dem Meere, liegt an einem jähem Abhänge die Station Toma, einer der gesündesten und schönsten Plätze der Halbinsel.

Hier wollte ich in den nächsten Monaten wohnen, denn um den Bunakofor herum haufen die kriegerischen Stämme des Küstenvolkes; die Papatava — Vairiki — Samanairiki und Viviren, ferner die Saulil und andere, die ich zum Gegenstande meiner Studien machen wollte.

Ich schiffte mich also nach dem im Nordosten der Halbinsel am Meere gelegenen Herbertshöhe ein, der früheren Residenz des Gouverneurs, jetzt lediglich größere Pflanzungsstation der Neu-Guinea-Kompagnie. Hier lagen auch die Kirche und die Gebäude von Buna Pope (= Bollwerk des Papsttums), der Zentrale der katholischen Mission. Ein größeres Hotel, das eigentlich hätte in Rabaul stehen müssen, war das einzige Überbleibsel aus der alten Gouvernementsherrlichkeit. Jetzt stand dieses geräumige und für die hiesigen Verhältnisse sogar luxuriös eingerichtete Haus leer.

Ringsherum zogen sich die bedeutenden Koprappflanzungen der Kompagnie, deren Erträge sich hier auf 1,25 Tonnen pro Hektar beliefen. Ich bemerkte in den Pflanzungen eine größere Anzahl indischer Zeburinder. Mit europäischen und australischen Rindern hatte man auf Neu-Britannien bis jetzt wenig Erfolg gehabt, da die Tiere unter den Bissen einer großen Zecke viel zu leiden haben. Als milchgebender Faktor kommt das Rind hier nicht in Frage. Milch und andere Lebensmittel pflegen die Europäer in Tins und Konservenbüchsen aus Australien einzuführen.

Allerdings gab es auch frisches Fleisch, und in Rabaul

bestand sogar eine Eisfabrik. In höher gelegenen Gegenden zog man auch Gemüse, so daß man nicht in allen Teilen auf australischen Import angewiesen war.

Von Herbertshöhe aus wurde ich am folgenden Tage von dem Farmer H. in einem Wägelchen nach Toma befördert, wo wir erst spät in der Nacht anlangten. Mir wurde ein reinliches Zimmer mit einladendem Bett angewiesen. Das Moskitoneß fehlte, denn hier oben gab es keine Mücken, und die Nacht war sogar kühl. Überhaupt ist es nicht ratsam, ohne Decke in die Berge zu gehen, denn der Temperaturunterschied zwischen Tag und Nacht ist ein erheblicher.

Toma gehört zu den gesündesten Plätzen der Insel, aber auch zu den schönsten. Davon sollte mich der folgende Morgen überzeugen, denn als ich von meiner Veranda aus die Gegend überschaute, war ich überrascht über den prächtigen Ausblick, den ich nach allen Richtungen hin hatte. Ich konnte die ganze Insel mit ihren malerischen und abwechselnden Szenerien überschauen. In der Ferne aber sah ich das Meer und die mir bekannten Berge; in blauem Nebel konnte ich sogar die Küsten von Neu-Irland wahrnehmen. Nach Südosten lag unmittelbar vor mir der 605 m hohe Bunakofor, ein ausgebrannter, mit dichtem Busch überzogener Krater. In der Tiefe aber zogen sich die weiten Gneisfelder hin, deren Hintergrund die noch völlig unerforschten, waldreichen Berge des südöstlichen Baining bildeten.

Diese Gneisfelder, die sich hier vor meinen Augen ausdehnten, waren bis vor kurzem noch die Schauplätze der furchtbaren Vernichtungskriege, die die einzelnen Stämme der Eingeborenen gegeneinander ausfochten. Jetzt aber herrscht Friede, denn der weiße Mann duldet keinen Krieg.

Über Blut hat es gekostet, bis der Weiße hier festen Fuß fassen konnte.

Etwa zwei Kilometer von Toma entfernt, an dem Wege nach Herbertshöhe, wohnte ein einsamer Koprapflanzer, Herr W. Vor etwa zehn Jahren war er herübergekommen aus Europa mit einer

blühenden, jungen Frau und einem Kinde, um in der Einsamkeit eine Pflanzung anzulegen. Er kaufte ein großes Stück Guneifeld von den Stammeshäuptlingen der Eingeborenen. Diese aber hielten sich für übervorteilt und fochten den Kauf an. Ja, sie beklagten sich laut über den Verlust ihres Landes, wo sich jetzt ein fremder Eindringling niedergelassen hätte. Mit Hilfe der mächtigen Geheimbünde „Jniet“ und „Dufduf“ bildete sich eine Verschwörung gegen den Pflanzler, und eines Tages wurden in seiner Abwesenheit die junge Frau und das Kind in bestialischer Weise von den meuternden Eingeborenen ermordet. Der Pflanzler selbst entging nur durch Zufall dem Tode. Er war der Verzweiflung nahe, aber er blieb auf seinem Grundstücke.

Die Mörder aber hatten sich nach dieser grausigen That in die unzugänglichsten Schluchten des Hinterlandes zurückgezogen. Aber die Strafexpedition folgte auf dem Fuße nach. Der Aufenthalt der Mörder wurde den Polizeisoldaten von den ihrem Stamme feindlich gesinnten Saulil verraten, und aus ihren Verstecken verjagt, wurden sie von den Saulil niedergeschlagen, und ihre Leichen, bis auf einige kümmerliche Überreste, die man später fand, von den Feinden verspeist. Andere aber, die sich gerettet hatten, wurden von den Polizeisoldaten erschossen. Hunderte von Eingeborenen sind damals der Rache der Weißen zum Opfer gefallen.

Es wurde nun eine Station hier oben errichtet und die Eingeborenen zum Wegebau angehalten. Die völlig aufgeriebene Bevölkerung aber hatte sich von den Folgen des Aufstandes auch jetzt noch nicht wieder erholt. Ein großer Teil der Hütten war unbewohnt — die Dörfer waren zum Teil ausgestorben.

Herr W. aber saß noch jetzt auf seiner Pflanzung, die er durch Fleiß und Tüchtigkeit zu einem einträglichen und wertvollen Besitz ausgebaut hatte.

Obwohl nun mein Hauswirt mit seinem lieben Nachbarn, Herrn W., auf Leben und Tod verfeindet war — hier in der Kolonie gibt es kaum zwei Nachbarn, die nicht verfeindet sind — so machte ich Herrn W. doch gleich am ersten Tage meines Hierseins einen Be-

such, und von nun an suchte ich noch häufiger das gastliche Haus des Herrn W. auf, der mir immer in der herzlichsten Weise entgegenkam.

Auch den anderen Nachbarn, Herrn Pater R., der etwa drei Kilometer abseits auf einem Hügel wohnte, hatte ich besucht — einen sehr belesenen Mann, der sich das Studium der Sitten und Gebräuche des Volkes, unter dem er lebte, zur Spezialaufgabe gemacht hatte.

Mit diesen beiden Herren hielt ich gute Nachbarschaft, aber mit meinem Hauswirt, den die Leute nicht mit Unrecht den „groben Heinrich“ nannten, konnte ich weniger gut auskommen.

Herr H. war ein eigenartiger Charakter — ein ehrlicher und braver Mann, der gewissenhaft seine Pflicht tat und nicht, wie die übrigen Kolonisten, dem Alkohol über Gebühr zusprach. Er wirtschaftete hier mit Frau und Kind auf einer Musterfarm, die er vom Gouvernement gepachtet hatte. Bei seiner Nüchternheit und seinem Fleiß genoß er voll und ganz das Vertrauen des Gouverneurs und nahm in der Kolonie eine geachtete Stellung ein. Aber Herr H. war ein Sonderling, er verkehrte nirgends, sprach wenig und war wie viele grundehrliche Leute — sehr grob. Dieser seiner Eigenschaft hatte er auch den Beinamen „grober Heinrich“ zu verdanken.

Herr H. führte eine vorzügliche Küche, und da auch sonst die Verhältnisse hier oben nach jeder Richtung hin zufriedenstellend waren, so hätte ich wohl im Frieden mit ihm auskommen können, aber schon mein Besuch bei Herrn W. hatte ihm nicht gefallen. Mehr noch empörte ihn, daß mich meine kanakischen Freunde in meinem Zimmer aufsuchten.

Als Ethnologe aber mußte ich mit den Eingeborenen in Fühlung treten, denn das Studium der Sitten und Gebräuche der Eingeborenen war ja schließlich der Zweck meiner Reise.

Gleich am ersten Tage besuchten mich die Eingeborenen aus der Nachbarschaft, die von Herrn W. und Pater R. auf mich aufmerksam gemacht worden waren. Unter ihnen bemerkte ich einen

schlanken, schön gebauten Jüngling. Er hatte ein krauses Rinnbärtchen und aus seinem offenen Blick leuchtete eine gewisse Intelligenz hervor, die man sonst bei diesen Leuten weniger antrifft.

Diesen jungen Mann hatte ich mir zum Begleiter erkoren. Er war mir hier das, was Ratjun mir auf den Banda-Inseln gewesen — mein Kamerad und Berater.

Ich hatte schon vor Monaten damit begonnen, die Sprache der Küstenleute auf Grund der Konstantinischen Grammatik zu studieren und setzte hier auf meinem Zimmer mit „To Laké“ — so war der Name¹⁾ des Jünglings — meine Studien fort. Das aber war es, was Herrn H. mißfiel. Er hielt die Eingeborenen für unreinlich und glaubte, daß das Ansehen der Weißen durch näheren Verkehr mit den Eingeborenen litte. Was verstand dieser Mann von den Aufgaben, die ich mir gestellt hatte: Für ihn war ich lediglich „Raritäten“- oder wie die Leute hier sagen „Feuerholzsammler“.

Aber ich hatte nicht umsonst in früheren Jahren einige Semester Jura studiert. Das Zimmer war von mir gemietet, und ich konnte empfangen, wen ich wollte. Das war der Standpunkt, den ich Herrn H. gegenüber präziserte.

Die Bevölkerung hier gehört zur Küstenbevölkerung der Gazelle-Halbinsel. Sie ist nicht die autochthone Urbevölkerung des Landes, sondern erst in der jüngsten Zeit — wahrscheinlich von Neu-Irland (Neu-Mecklenburg) aus herübergekommen, hat sie in wilden, verzweifeltsten Kämpfen die Urbevölkerung immer mehr in die Berge zurückgedrängt. Die Sieger haben sich dann in der Ebene um den Bunakofor herum nach Stämmen festgesetzt. Hier wohnen die Papatava, die Vairiki, die Samanairiki und die Viviren, alles Räuber- und Kannibalenstämme, die in gemeinsamen Kämpfen die Urbevölkerung, z. B. die Butam völlig aufgerieben haben. Aber auch die Saulil wären der Vernichtung zum Opfer gefallen, wenn

¹⁾ Der Spitzname, denn die Eingeborenen nennen aus religiösen Gründen nicht gern ihren wahren Namen. „To“ vor Männernamen = Herr — „Ja“ vor Frauennamen = Frau.

nicht die bis hierhin vordringenden Weißen dem Morden ein Ziel gesetzt hätten.

Das Äußere der Eingeborenen ist wenig ansprechend. Die Hautfarbe ist ein dunkles Braun, das aber bei dem Schmutz, der sich auf der Haut ansammelt, sehr häufig in Grau übergeht. Der Wuchs ist normal. Auffallend ist die schnauzenartig vorstehende Mundpartie (starke Prognathie), die an den Gesichtstyp eines Affen erinnert. Das krause Haar hängt in langen, oft ganz verfilzten Zotteln vom Kopfe herab, und ein charakteristischer Schifferbart umrahmt bei älteren Männern das knochige Gesicht.

Dem unheimlichen Äußern entsprechen die wenig sympathischen Charaktereigenschaften. Die Leute sind tückisch und grausam von Natur aus.

Die Eingeborenen schwärzen sich ihre Zähne mit einer Beize, die sie aus Erde und Pflanzenstoffen gewinnen, und ziehen durch das durchbohrte Nasenseptum Federkiele oder Muschelteile. Auch die Nasenflügel pflegen sie zu durchbohren und mit Muschelinlage zu versehen. Im übrigen tragen die Kanaken allgemein das von europäischen Händlern eingeführte „Lava-lava“.

Die Leute hierzulande leben in der Hauptsache vom Ackerbau. Sie pflanzen Taro, Yam und Süßkartoffeln (Knollenfrüchte), ferner Banane, Kokos, Betel und Zuckerrohr — auch wohl Tabak.

Alle Eingeborenen, Männer und Frauen, sind starke Raucher und Betelkauer.

Die Weiber sind auch hier die Arbeitstiere; sie bestellen die Pflanzungen, besorgen das Haus und die Kinder und bringen in selbstgeflochtenen Körben die Waren zum Markte.

Die Eingeborenen wohnen in zerstreut liegenden Gehöften (Gunan). Die Hütten — oft gehören mehrere Hütten zu einem Gehöft — sind aus Bambusrohr zu ebener Erde erbaut, die Wände aus dem Blatte der Kokospalme geflochten. Es werden allgemein als Haustiere Hunde, Hühner und Schweine gehalten, aber auch kleine Papageien, die den Leuten Federn für ihren Tanzschmuck liefern.

Die Eingeborenen bedienen sich im Verkehr des Muschelgeldes. Um die hierzu verwendete Muschel (*nassa calossa*) zu gewinnen, unternehmen sie weite und gefährliche Seefahrten bis an die Westküste Neu-Britanniens, wo sie die Muscheln am Strande von Nakanai im Sande suchen.

Das Ansehen des Eingeborenen bei seinen Stammesgenossen richtet sich nach seinem Reichtum an Muschelgeld. Die Muscheln werden durchlocht, auf einen Randaustreifen gereiht und zu hohen Reifen, die mit Pandanusblatt umwickelt sind, zusammengerollt. Im Gunan des Häuptlings befindet sich eine Hütte, in der das Muschelgeld (*Tambu*) der ganzen Dorfschaft aufbewahrt wird.

Mit Muschelgeld kauft sich der Eingeborene alles, was er zum Leben braucht, auch die Frau. Hier zahlt man für eine Frau je nach Alter und Körperbeschaffenheit etwa zehn bis vierzig Faden = *Pokono*. (*Pokono* = Muschelgeldstreifen, bei ausgestreckten Armen von Fingerspitze zu Fingerspitze reichend).

Über der Eingeborene darf nicht jede Frau heiraten. Das ganze Volk ist in zwei Klassen geteilt, und ein Mann aus der einen Klasse darf nur eine Frau aus der anderen Klasse heiraten. Wer aber ein Mädchen aus eigener Klasse heiratet, der macht sich der Blutschande schuldig und wird von seinen Stammesgenossen umgebracht. Früher tötete man den Blutschänder auf eine besonders grausame Art. Man lauerte ihm am Wege auf, drehte seinen Kopf nach hinten und steckte ihm einen Speer¹⁾ in den Darm.

Die Leute haben hier, ganz im Gegensatz zu den europäischen Völkern, keinen Überschuss an Frauen. Darum können sich nur ganz reiche Männer den Luxus gestatten, mehrere Frauen zu besitzen.

Das ganze Sinnen und Denken der Eingeborenen wird von finsternen, religiösen Vorstellungen beherrscht. Sie fürchten vor allem die Totengeister und auch diejenigen unter den Lebenden, die über magische Kräfte verfügen, die Zauberer. Mächtige Geheimbünde, der *Iniet* und der *Dukduk*, stehen im Dienste des

¹⁾ Kriegs- und Jagdwaffe.

Geisterkultus und der Zauberei, und in ihren geheimen Versammlungen wurden früher bei feierlichen kannibalischen Gelagen die Mordpläne gegen die feindlichen Stämme und gegen die Europäer geschmiedet.

So Laké wurde mit der Zeit recht zutraulich. Ich hatte ihm eine alte Militärhose gezeigt, die mir vor 15 Jahren treue Dienste geleistet. Diese Hose hatte ich ihm versprochen, wenn ich mit ihm zufrieden wäre. Die Augen des Burschen leuchteten, und grinsend zeigte er sein prächtiges, schwarzes Gebiß. Das war etwas für ihn — damit konnte er beim Tanz und Fest nicht nur bei seinen Dorfgenossen, sondern auch bei den Frauen paradieren. So Laké war eitel und verliebt wie viele junge Männer in seinen Jahren.

Jeden Tag kam er zu mir, brachte mir diesen oder jenen Gegenstand und bat um die Hose. Ich wollte sie ihm aber erst beim Abschied geben, zuerst sollte er sie sich verdienen.

So war er denn immer in meiner Nähe, war mein steter Begleiter auf meinen zahlreichen Wanderungen durch Busch und Gunei. Er führte mich zu den verschiedenen Stämmen, er machte mich bekannt mit den Sitten und Gebräuchen des Landes, lehrte mich Anstand und guten Ton.

So verlangt es der gute Ton, daß man, wenn man ein fremdes Gehöft betritt, dem Hausherrn von weitem schon ein lautes „O“ entgegenruft, was so viel heißt, wie bei uns „Guten Tag“. Reicht einem dann der gastfreundliche Alte Betelnuß mit Kalk und Pfefferblatt, was gleichbedeutend ist mit dem Anbieten einer Tasse Kaffee oder einer Zigarre in Europa, so würde eine Ablehnung als Unhöflichkeit angesehen werden.

Oh, wie bitter schmeckte die Nuß; sie zog die Lippen zusammen und benebelte mein Hirn. Aber die erfrischende und wohlthuende Wirkung dieses Genusses konnte ich doch später merken.

Einst führte mich So Laké durch tiefe Schluchten und wellige Hügel in einen kleinen Hain, einen jener charakteristischen, lichten und buschhaltigen Wälder, an denen diese Gegend so reich ist.

Hier murmelte leise plätschernd ein Bächlein über Steingeröll, und in der Nähe standen viele Bäume, die überwuchert waren von Bartmoosen und Zwergfarnen. Scharen von kleinen grünen Papageien umschwärmten diese Bäume, flogen aber bei unserer Annäherung krächzend und pfeifend davon.

So Laké entnahm nun seinem Armförbchen einen dunkeln harzartigen Stoff und strich eine dicke Schicht dieses Stoffes über die Äste und Zweige der Bäume.

Als wir nun am folgenden Tage wieder diese Stelle auffuchten, fanden wir zwei kleine grüne Papageien an einem Aste hängend. Der eine flatterte noch, während der andere schon tot war. Der zähe, klebrige Stoff, den die Eingeborenen aus der Galipnuß gewinnen, hatte die Vögelchen, die sich ohne Argwohn auf den Ast gesetzt hatten, festgehalten, und ihre geringe Kraft war nicht ausreichend gewesen, um sich loszureißen.

So Laké aber hatte wieder ein paar schöne Federn für seinen Kopfschmuck.

Eine grausame Art des Vogelfanges —!

So Laké war verliebt. Er sprach zwar nie von seinem Schätzchen — aber ich hatte gehört, daß sie „Ja Mao“ (Fräulein Banane) heiße und weitab in einem Dorfe der Viviren in dem Gehöfte ihres Oheims¹⁾ wohnte. Dieser Oheim aber bewachte sie sehr streng, denn er hoffte aus ihrem Verkauf noch manchen Faden Muschelgeld herauszuschlagen. So durfte sich denn So Laké, der nur ein armer Bursche war, seiner Dulzinea nicht nähern, konnte ihr Herz nicht gewinnen.

Aber So Laké wußte Rat. Er holte sich aus seiner Hütte zwei Klangbretter, legte sie über seine Schenkel und schlug mit einem Stäbchen darauf, dazu stimmte er mit hoher Stimme einen Maliragesang (Liebeszaubergesang) an, um die Geister zu bewegen, das Herz seiner Schönen zu seinen Gunsten zu stimmen.

¹⁾ Die Kinder gehören dem Stamme der Mutter an und werden von dem Oheim mütterlicher Seite erzogen. Der Vater gilt als nicht mit dem Kinde verwandt.

Ob sein Gesang Erfolg gehabt hat, das hat er mir nicht verraten. Bald aber bat er mich um drei Faden (Pokoſo) Muſchelgeld, die ihm noch fehlten, um ſich eine Frau kaufen zu können.

Alſo zu der Hoſe noch drei Faden Muſchelgeld — So Laſé verſtand eſ, ſeine Leiſtungen richtig einzuschätzen.

Ich hatte gehört, daß im Gebiete der Saulil ein großes Feſt ſtattfinden ſollte. Das Völkchen der Saulil aber war mir beſonders intereſſant, denn eſ gehörte zu den wenigen autochthonen Urvölkern der Halbinſel, die noch nicht gänzlich von dem Küſtenvolke vernichtet worden waren. Allerdings hatten die furchtbaren Kämpfe die Saulil ſtark aufgerieben, und das ganze Volk war auf vielleicht 200 Seelen zuſammengeſchmolzen.

Das Feſt ſollte mir Gelegenheit geben, mit den Saulil zuſammenzukommen. Ihr Gebiet lag etwa einen Tagemarsch von der Station entfernt. Ich hatte mich mit Stangentabaſ und Armringen (beliebte Tauſchartikel) verſorgt und reichlich Butterbrote mitgenommen, die mir Frau H. trotz deſ Grolleſ ihreſ Gatten doch mit auf den Weg gegeben.

Dieſe Gegend mit ihren hohen Bergen und tiefen Schluchten und die weite, mit mannshohem Graſ bewachſene Ebene bietet, vom Hügel der Station auſ geſehen, ein hinreißen ſchöneſ Bild — aber wehe, wenn man gezwungen iſt, dieſe Guneiſelder zu durchwandern. Vom Tau der Nacht, der hier reichlich fällt, werden in kurzer Zeit die Kleider und Schuhe biſ auf die Haut durchnäßt, das mannshohe, ſcharfe Graſ und die harten, holzigen Farne laſſen den Wanderer nur langſam vorwärtskommen.

Wir paſſierten eine tiefe Schlucht, in der ein Bächlein mit klarem trinkbarem Waſſer über Steingeröll dahinfloß. Hier erfriſchte ich mich durch ein kühlendeſ Bad.

Tief im Buſche lagen zerſtreut die elenden Hütten deſ Dorfeſ Gundu, der einzigen größeren Saulil-Siedelung. Unter lauten ſ-Ruſen betraten wir das Gehöft deſ Häuptlingſ, dem ich nach Landeſſitte die biedere Rechte drückte.

Hier ſollte heute der Tanz ſtattfinden, und viel Volk auſ allen

Gauen, selbst aus den fernen Baininggauen war herübergeeilt, um am Feste teilzunehmen.

Der Tanzplatz war durch zwei auf die Erde gelegte Bambusstangen gekennzeichnet. Der Tanz begann. Geziert mit allem Schmucke, dessen sie habhaft werden konnten, das Haar blau und rot gefärbt, den schweiß- und fettriefenden Körper in europäische Rattunstoffe gehüllt, in den Händen mit Federschmuck behangene Tanzstäbe, so traten zunächst die Weiber in drei Reihen hintereinander auf. Abschreckend häßliche Gesichter waren es, und mit kreischender Stimme sangen sie eine eintönige Melodie, wobei sie sich nach dem Takte der Sanduhrtrommel bald vorwärts, bald rückwärts trippelnd Stunden lang auf einer Stelle bewegten und die Tanzstäbe in der Hand hielten. Ringsum hatte sich das Volk in bunten Gruppen gelagert und sah dem Tanze zu.

In den gleichmäßigen rhythmischen Bewegungen lag eine gewisse Kunst, die nur durch Übung zu erreichen ist, aber der Gesang wirkte auf die Dauer einschläfernd.

Als später die Männer die Frauen ablösten, kam etwas mehr Leben in die Gesellschaft. Die Männer ließen sich in die Knie gleiten und vollzogen von Zeit zu Zeit hüpfende und springende Bewegungen. Oft legten sie, am Boden hockend, die mit Geisterfiguren bemalten Tanzstäbe vor sich hin und klatschten in die Hände.

Bewundernswert war die exakte Gleichmäßigkeit, mit der sich die Tänzer nach dem Takte der Handtrommel bewegten. Der Gesang aber, der den Tanz begleitete, hörte sich nicht viel besser an wie das Gekreisch der Weiber.

Auffallend war der seltene Schmuck, mit dem sich die Männer geziert hatten. So bemerkte ich an dem Halse vieler Tänzer Kragen aus Bast, in die Hunderte von Opossumeckzähnen eingeflochten waren — prachtvolle Stücke und sehr wertvoll, wenn man bedenkt, daß ein Opossum nur zwei solcher Eckzähne besitzt, daß also Hunderte von Opossums gefangen werden müssen, um einen derartigen Zahnschmuck liefern zu können.

Niemand wollte mir einen solchen Halschmuck überlassen.

Da ich die Butterbrote der Frau H. verzehrt hatte, so ließ ich mir von einer Frau ein „Punupur“ zum Mittagessen machen. Solch ein Punupur war für mich immer ein Leckerbissen, nur durfte ich die schmutzigen, mit ekelerregenden Hautkrankheiten behafteten Hände nicht sehen, die es bereiteten.

Das Gericht besteht aus gerösteten Bananen in Kokoßsirup. Der Kokoßsirup ist der milchige Saft, der aus geriebenem Kokoßfleisch (Kopra) durch Pressung erzeugt wird. Dieser milchige Saft ist nicht zu verwechseln mit dem Fruchtwasser der Nuß. Der Saft wird mangels Schüssel¹⁾ in einem Bananenblatt aufgefangen und dann durch hineingeworfene heiße Steine zum Kochen gebracht, bis dann schließlich nur noch ein graugelber, steifer und süßlich schmeckender Brei übrigbleibt. Zu diesem Nationalgericht der Eingeborenen schmeckte ganz vorzüglich eine Taube, die ich mir nach der Sitte der Eingeborenen auf heißen Steinen hatte rösten lassen.

Das Festmahl der Tänzer aber sollte erst nach dem Tanze am späten Nachmittage beginnen. Berge von Taroß waren hierzu geröstet, Hunde und sogar Schweine geschlachtet.

Ich aber trat mit meinen Begleitern, die noch gern hier geblieben wären, den Rückzug an, denn mir war daran gelegen, noch vor Einbruch der Dunkelheit das Kasthaus zu erreichen, da ich auf ein Übernächtigen im Busch nicht eingerichtet war.

Im Eilmarsch mußten wir nun wieder unsern Weg durch die Guneisteppe zurücklegen. Ganz erschöpft und mit zerrissenen Kleidern und Schuhen kam ich im Kasthause an, wo ich übernachtete, um am andern Morgen auf gutgebahntem Wege zur Station Toma zu marschieren.

Ich hatte mich auf diesem Streifzuge davon überzeugt, daß die Saulil immer mehr unter Aufgabe ihrer völkischen Eigentümlichkeiten kulturell in dem Küstenvolke aufgehen, so daß sie von ihm bald völlig aufgesogen sein werden.

*

¹⁾ Tongefäße gibt es auf der Gazelle-Halbinsel nicht.

Der Häuptling von Taptavul „So Beo“ (Herr Vogel), ein Verwandter So Lafés, war tot —. Unvermutet war er gestorben, in den besten Jahren noch und in der Fülle seiner Kraft —.

Dumpf hallten die Töne der Garamut (Anschlagtrommel) durch den Wald — sie sollten die bösen Geister von dem Toten fernhalten und allen anderen kundtun, daß So Beo gestorben sei.

Laut auf heulten die Weiber, die den Tod ihres Gebieters beklagten.

Bald kamen die Leute aus den umliegenden Gauen herbei, um dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen.

Der Tote lag auf einer Paradematte, festlich geschmückt wie zum Tanz. Auf der Brust ruhten Tabak, Tonpfeife und Betelnuß — sie waren im Leben seine unzertrennlichen Begleiter gewesen, er sollte sie auch im Schattenreiche nicht entbehren. Um den Hals hatte man ihm Sambusäden (Muschelgeldstreifen) gelegt, damit er auch im Schattenreiche seine Wegzehrung habe.

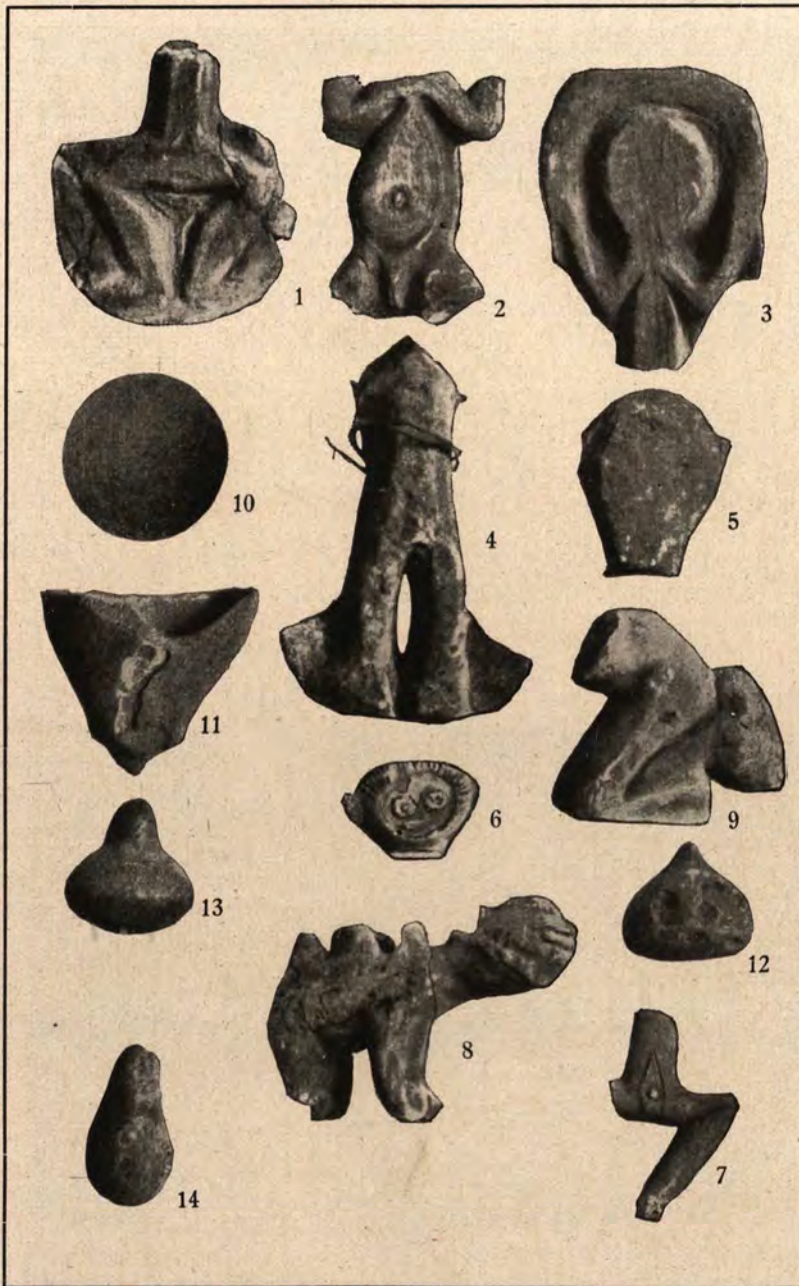
Aus dem Sambuhause (Haus zur Aufbewahrung von Muschelgeld im Häuptlingsgehöft) holten die Weiber große Reifen von Muschelgeld, das Vermögen des Häuptlings, die zusammen mit Keule und Speer an einem Schaugerüste befestigt wurden — Wahrzeichen von dem Reichtume und der Macht des Verstorbenen.

Alle hatten sich im Gehöft gelagert — dort die Frauen, hier die Männer. Einige Männer verteilten kleinere Streifen von Muschelgeld unter die Anwesenden, auch Betel und Tabak wurden ausgeteilt und Päckchen mit Punupur. Aber das eigentliche Festessen mit Hunde- und Schweinebraten sollte erst später beginnen.

Von Zeit zu Zeit stieß die Lieblingsfrau des Verstorbenen einen durchdringenden Klageruf aus, in den dann die übrigen Weiber mit kreischender Stimme einfielen.

Da endlich regte es sich im Busch. Alle schwiegen, aber lautlos hüpfen einige vermummte Gestalten heran. Sie schienen der Geisterwelt zu entstammen, diese seltsam hüpfenden und springenden Wesen.

Gänzlich in einen bauschigen Blätterschurz gehüllt, Kopf und



Znietsteine (tomelémar) und Steingeräte („a nat = Taro“)

Die Fig. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7 und 9 sind Znietsteine, menschliche Körperteile darstellend. 8 Tier-Figur. Stammen nicht von Baining, sondern von Küstenvolk. Fig. 10, 11, 12, 13 und 14 sind in Baining in der Erde gefunden und gelten dort als Regenzauber, sind keine Znietsteine. Zu Kap. VII: Auf Toma.



Leute von den Lieblichen Inseln (Ostküste von Neu-Britannien)
(Rap. IV)



Haus eines Eingeborenen von Langgur (Klein Kei)
(Rap. IV)

Gesicht durch einen konischen Hut verborgen, waren sie als Menschen nicht zu erkennen. Es waren Mitglieder des mächtigen Dudduk-Bundes, die dem Verstorbenen die letzte Ehre antaten.

Lautlos und gespensterhaft verschwanden sie wieder im Busch.

Das Festmahl begann. Von neuem wurde die Garamut gerührt und die Weiber kreischten noch lauter wie zuvor.

Der Tote aber wurde, in Matten gehüllt, in die Gruft gesenkt. Verzweifelte Szenen spielten sich ab vor der offenen Gruft.

„Möge dein Schatten in die Gefilde der Seligen einziehen — möge er nie rachelüstern dieses Dorf heimsuchen — denn der Mörder ist nicht im Dorfe, er wohnt weitab in einem anderen Stamme —“ Also hatte es der Zauberer der Menge verkündet.

Un ein natürliches Ende des Menschen glaubt der Kanake nicht. Der Tod tritt durch Verzauberung ein.

Auch To Beo war verzaubert — er war vergiftet —.

Wehe aber dem Täter, er fällt der Blutrache anheim — er wird auf geheime Art wieder vergiftet.

Offene Kämpfe sind jetzt unter der Herrschaft der Weißen nicht mehr gestattet, da greift man zum Gift, um sich des Feindes zu entledigen. Man kennt alle Sorten: das langsam schleichende und das plötzlich wirkende Gift, aber todbringend sind sie alle.

Die Kanaken sind die geschicktesten Giftmischer der Welt. Sie kennen die giftigen Pflanzen und Tiere besser wie mancher Gelehrte und wissen das tödliche Gift geschickt anzubringen.

So Laké war bei mir. Sein sonst ewig heiteres Gesicht war sehr ernst und der Schweiß perlte auf seiner Stirn. Er bat um die Hose, die er dringend haben müsse. Er bat so inständig, daß er mein Herz erweichte — ich gab sie ihm.

Er aber verschwand im Busch und ward nicht mehr gesehen.

Aber von Pater R. hörte ich, was man über ihn munkelte:

So Laké hatte sich den Tod seines Verwandten zu Herzen genommen. Er wollte, er mußte den Mörder, den Zauberer finden. Darum verließ er das Dorf und ging in den Busch.

Es genügte ja schon eine Haarlocke, ein Fingernagel, ein Sand-

horn, daß des Mörders Fuß gestreift, um diesen zu verzaubern. Dieses „Putz“ des Mörders aber mußte sich So Laké verschaffen, denn er war zum Rächer ausersehen. Also wollte es der Geist des Verstorbenen, also verlangte es die Sitte seines Volkes.

Ob er aber erhalten hat, was er erstrebte, ob er sein Ziel erreicht hat, das habe ich nicht mehr gehört.

Ich war gerade dabei, meine Sammlungen nach So Lakés Angaben zu ordnen, als ein Bote vom Pflanze W. sich bei mir einfand und mir ein Briefchen seines Herrn überreichte. Herr W. bat mich, sofort herüberzukommen. Ich eilte beflügelten Schrittes herbei und traf Herrn W. mit freudigem Gesicht. Er zeigte mir große Figuren, aus Bimstein geschnitten, die soeben Arbeiterinnen beim Umgraben auf seiner Pflanzung entdeckt hatten. Völl Abscheu hatten sie die Steine beiseite geworfen und waren entflohen. Ich als „Raritäten Sammler“, so meinte Herr W., könne sie vielleicht gebrauchen. Das konnte ich allerdings, denn ich erkannte diese Bildwerke als echte alte Inietsteine — Heiligtümer jenes furchtbaren Geheimbundes, der früher hier allmächtig war, jetzt aber nur noch im Verborgenen auftritt.

Diese Abbilder: Tiergestalten und obszöne Figuren — sind die Wohnsitze mächtiger Inietgeister. Die den Steinen innewohnende Kraft ist so groß, daß der Besitzer eines Inietsteins seinen Gegner, auch ohne „Putz“, verzaubern kann.

Vater R., dem ich den seltenen Fund zeigte, meinte, die Steine seien vergiftet.

Der Fund läßt den Schluß zu, daß das Grundstück des Herrn W. ein alter Inietfestplatz gewesen war. Diesen alten Inietplatz aber wollten die Häuptlinge damals Herrn W. nicht überlassen: — darum die Verschwörung, darum traf den Pflanze auch sein grausames und verhängnisvolles Geschick.

Meine Zeit hier oben war abgelaufen, es waren schöne und erfolgreiche Wochen gewesen. Meine Kisten standen gepackt, aber der „grobe Heinrich“ wollte sie nicht nach Herbertshöhe befördern. Da half Herr W. aus, er schickte seinen Wagen.

Am andern Tage verließ ich Toma, gefolgt von den beiden Hunden meines Hauswirts, „Moriz“ und „Jette“, meinen unzertrennlichen Begleitern. Den „groben Heinrich“ habe ich nicht mehr angetroffen. Bei Herrn W. aber nahm ich noch einen kräftigen Imbiß ein und ging dann rüstigen Schrittes hinunter, dem Meere zu.





Achtes Kapitel

Die Strafexpedition

Die Bainingberge — Das Verhältnis zwischen Küsten- und Bergvolk — Die kannibalischen Suvit — Der Überfall — Die Expedition — Die Fesselung der Kannibalen

Wir haben gesehen, wie das vordringende Küstenvolk im Nordosten der Gazelle-Halbinsel andere Völker in fortwährenden Kämpfen zerrieben und zermürbt hat, wie es die Butam vernichtet und die Saulil beinahe gänzlich aufgefressen hat.

Schwieriger waren schon die Kämpfe mit den Bainingern, einem typischen Bergvolke, welches das ganze gebirgige Innere der Gazelle-Halbinsel bewohnt.

Das Baininggebirge baut sich auf granitenem Unterstoß auf. Es ist reich an wilden Schluchten und felsigen Erhebungen, die bis zu einer Höhe von mehr wie 1000 m ansteigen. In den Tälern fließen rauschende Bergflüsse, die zur Regenzeit zu gewaltigen Strömen anschwellen. Dann ist auch für die Eingeborenen das Gebirge unpassierbar. Die Wälder, die in den Niederungen in strotzender Uppigkeit gedeihen, sind reich an Palmen- und Baum-

arten, darunter bemerkt man vor allem in den Flußniederungen gewaltige Eukalyptusbäume.

Am krokodilreichen Soriu, der größten bekannten Wasserader Neu-Britanniens, hat die katholische Mission die reichlichen Eukalyptusbestände ausgenutzt und hier ein Sägewerk errichtet.

Die Hänge der Berge weisen oft größere Guneisfelder auf, alte verlassene Pflanzungen.

Reich ist dieses Gebirge an Vögeln aller Art — vor allem an Tauben, Papageien und Nashornvögeln. Im sumpfigen Busch aber lebt der Kasuar, jener große Laufvogel, der auch auf Neu-Guinea zu Hause ist. Dagegen fehlen hier die beiden typischen Vertreter Neu-Guineas: Paradiesvogel und Krontaube.

Scharen von Wildschweinen (eigentlich verwilderten Hauschweinen), die tagsüber im dichten Busch liegen, brechen des Nachts in die Pflanzungen ein, indem sie die mühsam gepflegten Taroknollen aufwühlen und ungeheuren Schaden anrichten.

In diesem wildromantischen Gebirge haust von grauer Vorzeit her ein primitives Volk, das, noch auf niedrigster Kulturstufe stehend, ohne jede Beziehung zu den Nachbarn, seine völkische und sprachliche Eigenart unangetastet bewahrt hat.

Dieses Volk, die Baininger, oder wie sie sich selbst nennen: a charachat (Weiber: a chachacheichi), teilt sich in zwei Gruppen, die Ost-Baininger, welche das ganze Innere der Halbinsel bewohnen, und die Nordwest-Baininger, im Hinterlande der Nordwestküste der Gazelle-Halbinsel (Weberhafen und Massava).

Beide Gruppen weichen körperlich und sprachlich kaum voneinander ab, nur nach der kulturellen Seite hin weisen sie einige kleinere Verschiedenheiten auf. So pflegen die Ost-Baininger ihre Schamteile mit einer Baumbastbinde zu umhüllen, während die Nordwest-Baininger völlig nackt einhergehen. Auch hinsichtlich des Hausbaues sollen Unterschiede bestehen.

Alle Baininger haben ein starkes Bedürfnis nach Salz, mit dem sie ihre Speisen würzen; sie brauchen ferner Korallenkalk zur Körperbemalung bei ihren magischen Tänzen. Diese so wichtigen Pro-

dukte holen sich die Frauen an der Küste des Meeres. Dort schöpfen sie das Salzwasser in riesigen Bambusrohren, dort sammeln sie Kalk und Muscheln.

Auf den weiten Gängen von den Dörfern bis zur Küste wurden sie früher von bewaffneten Männern begleitet, damit sie nicht von den feindlichen Küstenleuten abgefangen würden.

Diese Küstenleute, die demselben Volke angehören, wie die Leute am Bunakofor (Warzin), bewohnten die der Nordwestküste vorgelagerten Inseln: Uatom, Urära, Massava (jetzt unbewohnt) und das kleine Massikonapuka. Erst später haben die Bewohner von Massikonapuka, die auf ihrer Insel dichtgedrängt beieinander wohnten, auch die Nordwestküste des Festlandes der Gazelle-Halbinsel — ebenfalls „Massava“ genannt — insoweit besiedelt, als sie hier einige Pflanzungen anlegten und primitive Unterstände bauten.

Diese Küstenleute überragen das stupide Bainingvolk bei weitem an Intelligenz und politischer Klugheit. Die Baininger sind schlecht organisiert, und ihre Dorf- und Sippenverbände standen früher in einem fortwährenden Fehdeverhältnis zu einander.

Die Küstenleute nutzten die Uneinigkeit der Bergbewohner in geschickter Weise aus, und dadurch, daß sie die Stärkeren auf ihre Seite zogen, gelang es ihnen, die Schwächeren zu unterjochen. Ramen die Baininger zum Ufer, um sich mit den notwendigen Produkten des Meeres zu versehen, so wurden sie nicht selten von den schlauen Inselbewohnern unter freundschaftlichen Gesten in einen Hinterhalt gelockt und dann in tückischer Weise niedergeschlagen oder als Sklaven in die Gefangenschaft geschleppt. Auf diese Weise versorgten sich die Inselbewohner nicht nur mit frischem Menschenfleisch für ihre kannibalischen Mahlzeiten, sondern auch mit Frauen und Arbeitern. Wohl in jedem Dorfe waren zahlreiche Bainingssklaven, die vollkommen von der Gunst und Gnade ihrer Herren abhängig waren und auch über die ganze Insel hin verhandelt wurden.

Das tückische und hinterlistige Verhalten der Küstenleute löste

natürlich auf Seiten der Baininger einen ungeheuren Groll aus. Zwar konnten die Bergbewohner, da sie der Seefahrt nicht kundig waren, ihre listigen Bedränger auf den sicheren Inseln nicht erreichen, aber bei gelegentlichen Zusammenstößen nahmen sie blutige Rache; denn obwohl die Baininger stupide und unter einander uneinig waren, so waren sie den Küstenleuten an Körperkraft doch bei weitem überlegen.

Dieses gegenseitige Aufreiben der Eingeborenen konnte das deutsche Gouvernement nicht länger mit ansehen. Verschiedene Strafexpeditionen wurden ausgerüstet und die Friedensbrecher mit harten Strafen belegt.

Das half. Die Küstenleute wurden friedlicher, und die Streitfälle nahmen ab. Die Bainingssklaven aber wurden auf Veranlassung der Deutschen in Freiheit gesetzt und in ihre Heimat entlassen.

Aber die in den unwegsamen Bergen sitzenden Baininger spotteten der Gesetze der Weißen. Jetzt, wo die Küstenleute Frieden hielten, und sogar ihre Pflanzungen an der Küste anlegten, hielten einige Baininger die Gelegenheit für günstig, um Rache zu nehmen und Beute zu machen.

Man sagt, daß der Tiger, der einmal Menschenfleisch gekostet hat, den Drang hat, immer wieder Menschenfleisch zu fressen, und daß er andere Speisen nur notgedrungen annimmt.

Mancher Baininghäuptling ist dem Tiger ähnlich — nicht nur an Töde und Grausamkeit, sondern auch in der Gier nach Menschenfleisch, denn trotz aller Verfügungen und Strafexpeditionen, trotz der Nähe der an der Küste von Massava liegenden Missionsstation, sind noch vereinzelt Küstenleute von den Baininghäuptlingen erschlagen und verschleppt worden. Aber in den letzten Jahren waren Überfälle nicht mehr vorgekommen, und die Küstenleute atmeten erleichtert auf. Vereinzelte Inselbewohner hatten sich sogar an der Massavaküste festgesetzt, um hier unter dem Schutze der Mission in der Nähe ihrer Pflanzung zu wohnen.

Sie dachten nicht daran, daß die kriegerischen Suwit und ihr

Häuptling Mburutka (ein bainingischer Name; wörtlich: stark geneigt, Menschenfleisch = Mburutka zu essen) nur auf eine Gelegenheit warteten, um einen neuen Überfall ins Werk zu setzen.

Die Subit gehörten zu den Nordwest-Bainingern und wohnten in schwerzugänglichen Gegenden im gebirgigen Hinterlande von Weberhafen. Noch keines Weißen Fuß war bis hierhin vorgezogen, und die ungeheuren Schwierigkeiten, die das Gelände dem Vordringen einer Strafexpedition bot, mochten dem Mburutka ein Gefühl der Sicherheit gegeben haben.

Noch waren die Stammesangehörigen, die in früheren Zeiten von den Küstenleuten getötet worden waren, nicht gerächt —. Dazu kam die Eier nach Menschenfleisch, das in den letzten Jahren recht selten geworden war.

Eines schönen Tages schlich sich der Häuptling mit einigen Männern seines Gauess, die alle mit Speer, Steinschleuder und Keule bewaffnet waren, von seinem einsamen Horst herunter, der Küste zu. In einer Guanohöhle versteckten sich die Krieger, um einen geeigneten Moment des Überfalles abzuwarten. Bei Tagesanbruch aber krochen sie, durch den dichten Busch verdeckt, bis dicht an die Hütte eines Küstenmannes heran, von niemandem gesehen.

Lautlos und schnell hatten sie im Innern der Hütte den noch schlafenden So Matavia erschlagen — ihn und seinen fünfjährigen Sohn. Die Leichen aber hatten sie wie erlegte Schweine an ein Bambusrohr gebunden, und mit sich in ihr Dorf geschleppt. Hochoben in ihrem einsamen Gehöft aber hatten sie dann ein graufiges Mahl veranstaltet. Die Leichen wurden dabei kunstgerecht mit scharfen Bambusmessern zerlegt und die einzelnen Teile, nachdem man sie auf heißen Steinen geröstet hatte, bis auf den letzten Rest verzehrt.

Da sich nun der Überfall ganz lautlos und im Verborgenen abgepielt hatte, so bemerkte man das Verbrechen erst, nachdem die Frau des Erschlagenen, die auf Massikonapuka wohnte, herübergekommen war, um ihren Mann aufzusuchen. Sie hatte eine Blutspur in der Hütte entdeckt und dem Missionar Mitteilung gemacht.

Daß Gouvernement wurde in Kenntniß gesetzt, aber es fehlte die Spur der Mörder.

Erst nach vielen Monaten verbreitete sich das Gerücht, die Suwit hätten den Küstenmann überfallen und die Leichen der Erschlagenen mit in den Busch genommen.

Inzwischen hatte Mburuttam in maßlosem Übermut den Plan gefaßt, alle Baininger unter seinem Oberbefehl zu sammeln und die Europäer, in erster Linie die Missionare, zu ermorden.

Da nun schon vor einigen Jahren die einsam in den Bainingbergen gelegene Station St. Paul der Schauplatz furchtbarer Greuelthaten gewesen war, bei denen außer zahlreichen Eingeborenen fünf Missionare und fünf Schwestern von aufständigen Bainingern erschlagen worden waren, so hatte sich Pater B., der Vorsteher von St. Paul, an die Regierung um Hilfe gewandt, und diese Hilfe sollte ihm werden.

Schon in Rabaul hatte ich gehört, daß eine Strafexpedition unter Polizeimeister N. ausgerüstet werde, um sich nach Baining zu begeben. Ich erhielt die Erlaubniß, an der Expedition teilzunehmen.

In Massava wollte ich mit Herrn N. zusammentreffen, um von da aus nach St. Paul zu gehen, wo Pater B. mit einigen christlichen Bainingern, die als Führer dienen sollten, sich der Expedition anschließen wollte.

Wegen ungünstiger Witterung hatte sich die Reise nach Baining verzögert. Erst nach Wochen kam ein Kutter, der mich von Buna-vutung (an der Salele-Bai) abholte, um mich nach Massava hinüberzubringen.

Nach einigen Tagen traf dann auch Herr N. mit fünf Polizeisoldaten ein. Frohen Mutes marschierten wir auf gut gebahntem, durch den schönsten Urwald gehauenen Wege über die Musterpflanzung des Herrn Ba. hinweg nach der etwa 200 m hoch liegenden Missionsstation St. Paul.

Die Station lag mitten im Gebiete der Baininger und ihr Personal bestand damals aus einem Pater und drei Schwestern.

Unmittelbar bei der Station befand sich ein christliches Bainingdorf, das von befreiten Bainingssklaven besiedelt worden war.

Der Häuptling dieses Dorfes mit Namen „Tande“ besaß das volle Vertrauen des Missionsleiters. Schon als Knabe hatte Tande Schweres erlebt. Feindliche Uferleute überfielen sein Gehöft, schlugen seine Angehörigen nieder und nötigten ihn, von dem Fleische seines erschlagenen Vaters zu essen. Tande tat wie ihm geheiß und rettete auf diese Weise sein Leben. Er wurde dann in die Sklaverei abgeführt. Später wurde Tande unter dem Einflusse der Mission vom Joche der Sklaverei befreit. Er vergaß aber seinen Befreiern nicht, was sie für ihn getan, denn als die Baininger im Aufstande von 1904 sämtliche Missionare der Station St. Paul ermordeten, versuchte er den Bruder B. mit seinem Leibe zu decken. Später wurde er von der Regierung als Häuptling in St. Paul eingesetzt, ein Posten, für den er wie kein anderer geeignet war. Denn Tande verstand es, sich auch bei älteren Leuten Achtung zu verschaffen. Er war es auch, der den Pater B. über die Stimmung unter den Bainingern auf dem Laufenden hielt. Auch über den Plan des Suvit-Häuptlings hatte Tande den Pater informiert.

Tande, der als Baininger der Gegend kundig war, wurde zu unserem Führer bestimmt. Er nahm noch zwei zuverlässige Leute aus St. Paul mit, so daß das Personal der Expedition aus drei Weißen, fünf Polizeisoldaten und drei Bainingern bestand.

In aller Frühe machten wir uns, ausgerüstet mit Proviant und Munition, auf den Weg. Die beiden Baininger trugen unser Gepäck, das bei mir nur aus einer Decke und einer Hängematte bestand.

Anfangs verfolgten wir einen von den Kanaken ausgetretenen schmalen Pfad, der durch dichten Urwald führte und schließlich in ein Flußbett auslief. Lange Zeit marschierten wir durch das niedrige Wasser des Flusses, bis wir den Weg wieder aufnahmen, der in der Tat nur für Eingeborene und landeskundige Leute zu erkennen war.

Die großartige Natur entschädigte uns hinlänglich für die Strapazen des Marsches. Schritt für Schritt mußten wir uns mit dem Messer den Weg bahnen durch das dichte Lianengewirr, das sich um Arme und Beine schlang, gleich als wollte es uns hindern, in die reine unentweihete Natur einzudringen.

Mehrmals kam ich auf dem feuchten schlüpfrigen Lehmboden zu Fall. Oft hemmte der Stamm eines umgestürzten Urwaldriesen unsere Schritte, und es war keine geringe Arbeit, über solch einen bemoosten Burschen hinwegzukletteren. Drei Anhöhen mußten wir unter unendlichen Mühsalen passieren. In der Nähe eines klaren Bergflusses wurde Halt gemacht und zu Mittag gespeist. Eine Konservenbüchse mit Kartoffeln, Gemüse und Fleisch tat ihre guten Dienste. Hände und Gesicht waren mit blutigen Schrammen bedeckt, und die Schuhe waren im Weitermarsche so hinderlich, daß ich sie zeitweilig auszog. Nur die zahlreichen Ameisen zwangen mich, diese unbehülflichen Bekleidungsstücke wieder anzuziehen.

Scharen von weißen und laut krächzenden Kakadus bevölkerten den Wald. Auch der charakteristische Nashornvogel war häufig und sein mächtig rauschender Flügelschlag schon von weither zu vernehmen.

Einer der Polizeisoldaten schoß einige Tauben und einen Nashornvogel. Sein Fleisch, das ich später noch täglich essen sollte, ist im Gegensatz zu dem zähen Papageiffleisch sehr gut genießbar und sogar wohlschmeckend.

Wir übernachteten in einer tiefen Guanohöhle, in der wir alle reichlich Platz hatten. Es wurde ein Feuer angezündet und Tee getrunken. Der Durst war groß, und einige Flaschen Bier, die Herr N. noch mitgenommen hatte, taten uns gute Dienste.

Nach solch einem Marsche tut die Ruhe so gut, und mit Vergnügen lauschte ich den seltsamen Geschichten, die der Polizeimeister, ein alter Kolonialbeamter, aus seinem tatenreichen Leben zum besten gab. Er hoffte in einem Jahr mit guter Pension in Berlin zu leben. Dieses sollte seine letzte Expedition sein.

Die Nacht verbrachte ich auf einem Lager von Laub und Blättern,

über die ich meine Segeltuchhängematte gespannt hatte. Als Kopfkissen diente ein Rucksack — ein vorzügliches Lager, auf dem ich besser schlief wie auf Eiderdaunen in Europa.

Draußen fiel der Regen in Strömen und der Zikadengesang drang nur vereinzelt zu uns herüber. Von Zeit zu Zeit ertönte aus der Tiefe des Waldes der Ruf eines Vogels — dumpf und klagend —.

Als mich bei Tagesanbruch Pater B. aus dem Schlafe weckte, dauerte es einige Zeit, bis ich mich auf die Situation besinnen konnte.

Dort auf der Anhöhe, etwa drei km von unserer Lagerstätte entfernt, war das Raubnest der gefürchteten Subit. Wir mußten uns geräuschlos nähern, damit die Subit nicht Argwohn schöpften, denn sonst hätten wir vor leeren Hütten gestanden, und die Expedition wäre vergeblich gewesen.

Bald waren wir vom Tau der Nacht durchnäßt, gleich als ob wir im Wasser gelegen hätten. Aber die Sonne, die schon ihre heißesten Strahlen herniedersandte, machte alles wieder gut.

Wir waren in der Nähe der Taropflanzung, also war auch das Gehöft nicht mehr fern. Schon führten unsere Späher eine Bainingfrau mit sich, die sie in der Pflanzung abgefangen hatten. Das Weib zitterte wie Espenlaub, gab aber keinen Ton von sich. Unsere Frage, ob die Männer im Dorfe seien, blieb unbeantwortet. Wir ließen die Frau, die mit einer häßlichen Hautkrankheit behaftet war, unter Aufsicht eines Jungen zurück.

Nun wurde ein Kriegsrat abgehalten. Die Gehöfte der Subit liegen nach Bainingssitte nicht dorffartig zusammen, sondern als Einzelgehöfte weit voneinander ab. Es handelte sich zunächst darum, das zu der Taropflanzung gehörige Gehöft zu umstellen, um die Männer, welche sich vermutlich in der Hütte aufhielten, an der Flucht zu verhindern.

Lautlos kletterten wir den Berghang hinauf. Da endlich schimmerte ein ungeheures Grasdach durch den Busch. Jetzt hieß es aufpassen, denn wenn der Bursche etwas merkte, war er uns ver-

loren. Wir umstellten die Hütte nach allen Seiten und rückten dann langsam in konzentrischer Richtung vor.

Es war ein langer, aus rohen Stämmen zusammengefügt Bau, dessen riesiges Grasdach fast bis zur Erde lief. Nur an einer Seite befanden sich zwei kleine Öffnungen in der Wand, die Eingangslöcher. Dichter Rauch zog aus diesen Löchern und aus den Fugen der Wände.

Ich hatte hinter einer Bananenstaude in unmittelbarer Nähe der Hütte Deckung genommen und ließ die Öffnungen in der Wand nicht aus dem Auge. Nach einiger Zeit bemerkte ich einen Kopf in dem Eingangslöcher, und dann kroch ein Mann auf allen Vieren nach Art eines Hundes aus der Hütte und setzte sich auf einen vor dem Eingange liegenden Baumstamm. Ein vierschrötiger Kerl war es, mit abschreckend häßlichem Gesicht. Die schnauzenartig vorstehende Mundpartie, die riesigen Kinnbacken, die weit überragenden Augenbrauenbogen, die fliehende Stirn und die stumpfe, an der Wurzel scharf einsetzende Nase verliehen dem kantigen Gesicht ein tierisches Gepräge. Unheimlich war der Blick aus den tiefliegenden Augen des Mannes, der übrigens schon in vorgerückteren Jahren zu stehen schien. Der Kerl war splitternaht, aber die Hautfarbe war trotzdem nicht festzustellen, da der Körper mit einer grauen Schmutzkruste überzogen war. Offenbar hatte er in der warmen Asche der Feuerstelle gelegen.

Während er so, auf eine Steinknauffeule gestützt, auf dem Baumstamm vor seiner Hütte saß und finster vor sich hinbrütete, hatte ich das Gefühl, Mburuttam selbst, den blutdürstigen Häuptling, vor mir zu haben.

Schießen durften wir nicht, um nicht die Aufmerksamkeit der übrigen zerstreut herumliegenden Gehöfte auf uns zu lenken, und so mußten wir denn, wie verabredet, mit vereinten Kräften den Waldmenschen angreifen — eine wenig ritterliche Angriffsart, aber war denn dieser Kannibale nicht gleich einem gefährlichen Raubtier zu behandeln? —

Ein leiser Pfiff ertönte. Das war das Zeichen. Der Kerl stieß ein

zorniges Gebrüll aus und machte Miene, sich auf uns zu stürzen. Dann plötzlich versuchte er in seine Hütte hineinzukriechen, aber von acht nervigen Fäusten gepackt, lag er bald trotz verzweifelter Gegenwehr überwältigt am Boden. Seine Hände wurden mit Hilfe seiner Handschellen von dem Polizeimeister aneinandergefesselt, und nur der Schlüssel des Polizeimeisters konnte sie wieder lösen. Die Keule des Mannes wurde meine Kriegsbeute. Wir ließen ihn unter Bewachung eines Polizeisoldaten zurück, und dann ging es auf das zweite Gehöft zu, das etwa zehn Minuten abseits lag.

Einige Kinder spielten vor der Hütte, sonst war nichts zu sehen. Wir drangen bis zur Hütte vor, und einer unserer Baininger kroch durch die Öffnung. Zwei Männer und ein Weib lagen auf einer Matte, erhoben sich aber schnell, als sie den Eindringling bemerkten, und wollten zu ihren Keulen greifen. Aber schon war es zu spät. Trotz wütender Gegenwehr waren sie den vereinten Anstrengungen von sieben bewaffneten Männern nicht gewachsen. Auch diese Subtileute wurden gefesselt. Das Weib ließen wir laufen.

Weitere Gehöfte konnten wir in der Nähe nicht wahrnehmen.

Also hatten wir drei Gefangene gemacht.

Da wir noch Weiber und Kinder zurückließen, so hielten wir es nicht für richtig, auch noch die Hütten in Brand zu stecken und die Pflanzungen zu verwüsten. Wir konnten mit dem Ergebnisse der Expedition zufrieden sein.

Als wir uns der ersten Hütte wieder näherten, trafen wir den wachhabenden Polizeisoldaten in heller Verzweiflung an. Der Gefangene war entwichen —. Er war in seine Hütte zurückgefrohen, hatte die hintere morsche Hüttenwand mit seiner Riesenkraft eingestoßen, war hindurchgeschlüpft und in den Wald gelaufen — mit den durch die Handschellen zusammengesesselten Händen. „Der wird schon wiederkommen“, meinte der Polizeimeister, nachdem er seinem unachsamen Untergebenen eine gehörige Tracht Prügel verabsolgt hatte.

Aber er ist niemals wiedergekommen —.

Sein Schicksal war besiegelt, denn so mußte er entweder im Walde umkommen, oder er mußte auf Leben und Tod sich einem feindlichen Stamme in die Hände liefern. In diesem Falle wäre er entweder erschlagen oder ausgeliefert worden.

Was auch sein Schicksal gewesen sein mag, ich habe nichts mehr von ihm gehört. Er war, wie die übrigen Gefangenen erklärten, „a lingieska“, „der Häuptling“.

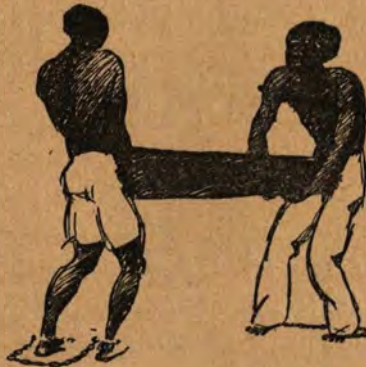
Mit unseren beiden Gefangenen legten wir dann denselben mühseligen Marsch zurück und kamen mehr tot als lebendig in St. Paul an.

Ich wollte mit Erlaubnis der Missionsoberen noch einige Monate im Bezirke der Station bleiben, um das Volk der Baininger kennen zu lernen und sie in ihren entlegenen Weilern aufzusuchen.

Polizeimeister N. aber ging mit seiner Truppe und den beiden Gefangenen nach Massaba zurück, um sich von dort aus nach Rabaul einzuschiffen. Dort werden die beiden Waldmenschen bei langjähriger Zwangsarbeit wohl einsehen gelernt haben, daß es ein gefährliches Spiel ist, vor den Augen der Weißen in friedliche Hütten einzudringen und sich mit Menschenfleisch zu versorgen.

Abgesehen saßen in dem Gefangenenhause in Rabaul noch mehrere Kanaken, die sich des gleichen Frevels schuldig gemacht hatten.

Es gibt keine größere Strafe für den freien Sohn der Berge wie den Verlust seiner Freiheit.





Neuntes Kapitel

In den Bainingbergen

Die Station St. Paul — Die beiden Nachbarn — Das
Sklavendorf — Der Urwald — Sitten und Gebräuche der
Baininger — Siedelungen — Bei einem Kannibalenhäu-
ptling — Tänze und Feste — Krankheiten — In Massava

Die Station St. Paul umfaßte außer der Kirche und den beiden Wohnhäusern für den Pater und die Schwestern noch eine ansehnliche Pflanzung und eine Mustersiedelung für befreite Bainingssklaven. Alles in allem genommen war diese Station eine großartige und rentable Anlage, die von einem der ältesten Kolonisten, dem Pater B., einem sachkundigen und erfahrenen Manne, geleitet wurde. Die Station wurde als erste europäische Siedelung in den



Gehöft eines Eingeborenen der Gazelle-Halbinsel

(Kap. VII)



Duck-Duck-Tänzer aus Neu-Irland



Neu-Guinea: Kokosnußernte

Anlässlich der Kokosnußernte veranstalten die Eingeborenen ein Fest mit feierlichem Umzug. Unser Bild zeigt Eingeborene mit Kokosnüssen, welche an Stöden befestigt sind.

Phot. Otto Haeckel, Berlin

Bainingbergen von Pater M. Rascher im Jahre 1898 gegründet und ist dann später nach dessen Ermordung von seinem Nachfolger Pater B. erweitert und ausgebaut worden.

Im Gegensatz zur Nordostküste der Gazelle-Halbinsel, die mit Bimsteinasche bedeckt ist, haben die Bainingberge festen Lehmboden, der sich ganz vorzüglich zur Anlage von Pflanzungen eignet. Die Kokospalme, die wichtigste Kulturpflanze der Insel, gedeiht hier vortrefflich. Sie braucht nur vier bis fünf Jahre bis zur ersten Fruchtreise und bringt pro Hektar etwa 1,5 Tonnen Kopro, ein Ergebnis, das über das Mittelmaß hinausgeht.

Außer dieser wichtigen Palme werden in St. Paul noch Kautschuk (*ficus elastica*), Kakao und Kaffee gezogen. Der Kaffee, der sonst in der Südsee so gut wie gar nicht gepflanzt wird, war die Lieblingskultur des Pater B., der ein starker Kaffeetrinker war und zu allen Mahlzeiten seinen vortrefflichen selbstgepflanzten Kaffee auftrank.

Auch einige Kohlarten und Bohnen kommen hier weiter. Ein besonders schmackhaftes, spinatartiges Gemüse pflanzen die Nordwest-Baininger, das „Sibila“, das auch europäischem Gaumen zusagt und von mir immer mit großem Appetit gegessen wurde.

Die Kokospalme hat unter einem Schädling in Gestalt eines großen Nashornkäfers zu leiden, der in Scharen auftretend, dem Pater B. viel zu schaffen machte. Aber er wußte sich zu helfen. Jeder Bainingjunge, der die Leiche eines solchen Käfers an ihn abführte, bekam dafür ein Stückchen Tabak. So wurde denn unter den Schädlingen aufgeräumt und die Käfer nahmen zusehends ab.

Die in einen prachtvollen hochstämmigen Urwald eingehauene Pflanzung umfaßte ein Bodenareal von 280 Hektar, wurde aber fortwährend durch neue Urbarmachung des Waldbodens vergrößert. Die Station lag auf einem Hügel am Fuße des Kara-Gebirges, während die Pflanzung sich in das Tal hinabzog.

Am Ende der Pflanzung, dort wo der Wald begann, entsprang eine Quelle, die durch einen kleinen See auf unterirdischem Wege gespeist wurde. Der See aber stand mit dem etwa 1 km abwärts

im Urwalde fließenden Karosfluß unterirdisch in Verbindung. In dem klaren Wasser dieser Quelle erfrischte ich mich täglich im kühlen Bade.

Ich konnte mich ohne Furcht ganz dem Genuße des Bades hingeben, denn hier im Gebirge gab es keine Krokodile — jene gefürchteten Reptilien, denen unten am Nabung und am Soriu schon manches Menschenleben zum Opfer gefallen war.

Die Regierung hatte das Bestreben, die Bainingberge allmählich der Kultur zu erschließen, und hat zu diesem Zwecke einige aus Australien eingewanderte Deutsche hier in den Bergen angesiedelt. Die meisten dieser Ansiedler haben mit großem Erfolg gewirtschaftet, während einige noch zurückgeblieben sind. Es kommt dabei nicht nur auf den Mann an, sondern auch auf die Lage der Pflanzung.

Eine englische Meile von St. Paul abwärts dem Meere zu lag eine Pflanzung, die mir den Beweis lieferte, wie ein tüchtiger und arbeitswilliger Unternehmer hier in den Bainingbergen den schönsten Erfolg haben konnte. Vor einigen Jahren hatte sich der Deutsch-Australier, Herr B., hier angesiedelt und, mit wenigen Mitteln ausgerüstet, hatte er den Wald gerodet und Kopra gepflanzt. Da die Palme nun in den ersten vier bis fünf Jahren hier nichts einbringt, so hatte er es nicht gemacht wie andere Pflanzler, die von der Jagd auf Wildschweine und Tauben leben, sondern er hatte sich die Mühe nicht verdrießen lassen, Zwischenkulturen wie Mais, Jam, Saro und Gemüse anzubauen und mit den Eingeborenen Handel zu treiben. Die Produkte seiner Pflanzung setzte er in Rabaul zu guten Preisen um und verdiente auf diese Weise viel Geld.

Jetzt tragen seine Palmen, und sein Haus steht inmitten seines herrlichen Besitzes auf einem Hügel, von dem aus er sein Untwesen übersehen kann. Wie ein Herrscher wohnt er hier in seinem geräumigen Holzbau, denn Platz mußte er in seinem Hause haben. Herr B. hat nämlich dafür gesorgt, daß die Kolonie nicht ausstirbt. Mit seiner treuen und tüchtigen Hausfrau, die er sich aus

Australien mitgebracht hat, hat er sieben Kinder gezeugt und erzogen — alles gesunde Kinder, der Stolz des Vaters, der mit seiner Familie hier so glücklich lebt, und jetzt, wo er das Schwerste überwunden hat, auf dem Wege ist, ein reicher Mann zu werden; denn der Boden ist in Baining „Gold“, und die Kopro wirkt reichliche Erträge ab (im Jahre 1911 — 450 Mark pro Tonne).

Von großer Wichtigkeit ist die Lage der Pflanzung, denn weiter im Hinterlande, wo die Verbindung mit dem Meere fehlt, hat auch der Koproplanzer seine Schwierigkeiten.

Herr W., ein anderer Pflanzler, wohnte etwa 2 km aufwärts im Gebirge. Er besaß eine kleine Pflanzung hochstämmiger Palmen, aber die Palmen standen schlecht, weil Herr W. trotz allen guten Willens nicht im Stande war, der Schädlinge Herr zu werden, und ihm auch die nötigen Arbeitskräfte fehlten.

Herr W. wohnte in einem primitiven Grasshause nach Art der Eingeborenen. Er war ein alter Praktiker und hatte die Inneneinrichtung seines Hauses in Ermangelung von Möbeln lediglich aus leeren Kisten zusammengesetzt. Eine umgedrehte Kiste diente als Schreibtisch, eine lange Koprakiste fand als Bett Verwendung, eine andere, nicht weniger geräumige als Bierkeller.

Auch der Armste ist hier gastfreundlich, und wenn ich bei Herrn W. vorsprach, versäumte er es nie, mir eine Flasche Bier aufzutischen. Er war noch Anfänger und erhoffte viel von der Zukunft. Sehnsüchtig erwartete er seine Frau, die er sich aus Europa hatte verschreiben lassen und die in den nächsten Wochen eintreffen müsse. Er zeigte mir das Bild seiner ihm selbst noch unbekanntem Dame und rollte dann seine Zukunftspläne auf. Ein Holzhaus wollte er sich bauen wie der Herr B., darin sollte seine Frau wie eine Prinzessin sitzen. Und wenn ich schüchtern entgegenete, daß ein Hausbau hier Geld, sehr viel Geld koste, dann lachte Herr W. und meinte, das Geld brächte die Kopro schon ein, wenn er nur eine Verbindung mit der Küste habe. Ja, diese Verbindung wäre wohl herzustellen gewesen, aber auch dazu wären Arbeitskräfte nötig, viele Arbeitskräfte und Ochsen, die die Kopro

zur Küste trügen. „Ja, wenn das Geld, das böse Geld nicht wäre“, so stöhnte Herr W. —

Einige Monate später traf ich ihn in Rabaul im eleganten weißen Anzug, eine kleine, kugelrunde Dame am Arm; sie war soeben mit dem Schiff angekommen — seine Frau. Heute sollte Trauung sein, und dann wollte er sie einführen in seine Pflanzung.

Welche Enttäuschung mochte die Frau erlebt haben in dem Grasshause mit der Ristenrichtung bei dem biederen Herrn W., der die ganze Welt durch eine rosige Brille betrachtete. Welche Angst mochte sie ausgestanden haben hier, mitten in den Bainingwäldern, umgeben von tückischen Eingeborenen, die dem Pflanzler durchaus nicht wohl gesinnt waren! —

Alles das kann nur eine Frau überwinden, die wirklich guten Willens ist, ihrem Manne eine Kameradin zu sein in der Einsamkeit und in der Arbeit.

Die Hauptschwierigkeit besteht nicht nur hier in den Bergen, sondern in der ganzen Kolonie hinsichtlich der Arbeiterfrage.

Auf St. Paul war für Arbeiter gesorgt, und Pater B. konnte sogar seinem Nachbarn, Herrn B., den er gut leiden konnte, mit Arbeitskräften unter die Arme greifen.

Das Dorf von befreiten Bainingssklaven lag nämlich auf dem Missionsgrundstücke, und die netten kleinen Häuschen, in denen die Baininger wohnten, waren Missionsbesitz. Dafür mußten die Leute in der Pflanzung arbeiten, und so kam es, daß Pater B. nie Mangel an Arbeitskräften hatte.

Ich habe manche Stunde in dem Sklavendorf verbracht und die Männer und Frauen bei ihrer Arbeit beobachtet. Welch ein Unterschied zwischen dieser freundlichen Siedelung und den weit abseits im wilden Gebirge liegenden elenden Hütten der übrigen Baininger! — Auf mühseligen Wanderungen habe ich die verschiedenen Bainingssiedelungen im Gebirge besucht und die Waldmenschen in ihrer Lebensweise beobachtet. Tagelang streifte ich in den einzelnen Gauen umher, gefolgt von einigen Jungen aus dem Bainingdorse, die mir als Führer und Dolmetscher dienten.

Als ich ihnen aber vorschlug, noch einmal die Suvit aufzusuchen, da weigerten sie sich. Sie fürchteten die wilden Suvit — sie fürchteten den Geist des blutigen Mburutkam. Überall habe ich nach diesem auf so rätselhafte Weise verschwundenen Manne geforscht, aber niemand wollte ihn gesehen haben. Ob er nicht schon wieder auf seinem Horst saß mit seinen gefesselten Händen? — Böse Leute meinten, wir hätten den Häuptling überhaupt nicht erwischt, denn der Entwichene sei ein anderer —. Jedenfalls war es kein Unschuldiger, denn den gemeinsamen Mord hatten die Gefangenen nicht geleugnet.

Oft streifte ich allein auf mir bekannten Pfaden durch den Urwald, dessen Größe und Majestät mich immer von neuem berauschte. Er ist erdrückend und finster, berückend und grausam zugleich. Ein Bild des Kampfes, des zähen und unerbittlichen Kampfes um das Dasein, um Licht und Luft. Jeder Baum hat hier seine Geschichte —.

Dort liegt ein alter Baumriese, von Moosen und Farnen bedeckt, am Wege. Viele Jahrzehnte lang mochte er Sturm und Wetter Trotz geboten haben, bis er sich seinen Platz an der Sonne erobert hatte. Nun endlich erfreute er sich im Genuße des Lichts eines sorglosen Daseins.

Da rankte sich von unten her eine dünne, blutleere Liane an seinem Stamm herauf. Auch sie strebte der Sonne zu, aber die eigene Kraft reichte nicht aus, der Stamm des Riesen mußte Stütze und Anhaltspunkt bieten. Nur mühsam hat sie sich hinaufgearbeitet zu dem alles belebenden Lichte. Aber als die Strahlen der leuchtenden Sonne ihren anämischen Körper berührten, da füllte neues Blut ihre Adern. Ihr Stamm färbte sich dunkel und trieb Stacheln und schwellende Blätter. Und nicht mehr bittend, nein, würgend und erdrosselnd klammerte sie sich um ihre Stütze, den Riesen — sie nahm ihm Licht und Odem. Ein zähes, unerbittliches Ringen entstand, ein Ringen um's Dasein, um den Platz an der Sonne. Aber die schlanke und zähe Liane blieb Siegerin. Von dem Waldriesen war bald nichts mehr zu erkennen. Ohne Licht und Luft

mußte er in der Umflammerung verdorren — er wurde morsch und faul und stürzte schließlich zusammen, seine ihn umschlingende Mörderin mit sich zu Boden reißend — noch im Tode sein Rächer.

Also auch hier gilt das unerbittliche Gesetz, wonach alles, was den Odem des Lebens in sich trägt, einander bekämpft, und der Stärkere aus den Lebenssäften des Schwächeren seine Kraft saugt.

Der Urwald ist ein Bild des Lebens, des Kampfes, des Fluches, der auf der Erde ruht! — .

Nur einer wagt es, den alles umschlingenden Lianen Troß zu bieten — der Eukalyptus, der König des Waldes. Glatt und unberührt bleibt sein silberglänzender Stamm. Kein Parasit, kein Epiphyt und keine Liane kann sich an ihm halten, denn er bietet keinem Stütze und überdauert alle, die um ihn herum den Kampf des Lebens kämpfen.

Die Eukalyptusstämme gehören hier in den feuchten Bainingtälern zu den schönsten Exemplaren, die ich je gesehen habe. Auch in Australien, der Heimat des Eukalyptus, habe ich nie solche Riesenstämme wahrgenommen wie hier.

Der graue Stamm steigt kerzengerade empor und kann eine Höhe von 50 bis 60 m erreichen. Der Baum liefert ein vorzügliches Bauholz, das wegen seiner Härte besonders beliebt ist. Das gerbstoffreiche Holz ist in der Mitte am stärksten und wird nach außen hin weicher. Der Stamm des Eukalyptus ist nur bis zur Astbildung zu verwenden, weil die Äste tief einsetzen und Löcher bilden. Aber es ist möglich, die Astbildung zu verhindern. Das geschieht dadurch, daß man um den Stamm herum dichten Busch pflanzt. Dann setzen die Äste erst oberhalb des Busches an.

Hier in den Tropen, wo die Termiten (fälschlich „weiße Ameise“ genannt) so ungeheure Verheerungen anrichtet, ist ein hartes widerstandsfähiges Holz besonders begehrt.

Die schönsten Exemplare dieses Baumes finden sich in den Flußniederungen des Nabung und des Toriu. Hier findet der Eukalyptus die feinen Lebensbedingungen entsprechende Wassermenge in dem Boden.

Auch hier im Urwalde bei St. Paul haben wir viele Wasseradern, deren klares Wasser über Granitblöcke und Steingeröll hinwegplätschert. Zur Trockenzeit kann man ganz bequem diese Bäche durchschreiten. Aber zur Regenzeit schwellen sie zu Strömen an, die mit unwiderstehlicher Gewalt die ältesten Bäume entwurzeln und sie mit sich hinuntertreiben dem Meere zu. Dann ist ihr gewaltiges Rauschen oft stundenweit zu vernehmen.

Ich habe häufiger in diesen Flüssen, besonders im Raro, seltenes Gestein gefunden, so vor allem mit Erzen durchsetzte Granite, Diabase und Basalte, ferner Kreide und Versteinerungen von Muscheln und Korallen¹⁾ — also neben primärem Gestein tertiäres. Die Muschel- und Korallenversteinerungen lassen den Schluß zu, daß hier früher Meeresboden gewesen ist und daß sich der Boden allmählich gehoben hat.

Die Flüsse sind reich an Fischen, und die Baininger kommen zu gewissen Zeiten mit Netzen ausgerüstet von ihren Bergen herunter, um Vorräte für die Küche zu sammeln.

Es ist erstaunlich, mit welcher außerordentlichen Geschwindigkeit sich die Eingeborenen durch den Urwald pirschen können. Überall finden sie sich zurecht, und ich habe niemals gehört, daß ein Eingeborener sich in der Wildnis verirrt habe. Von Jugend auf mit ihrer Umgebung vertraut, sind sie mit den Wäldern und Bergen in gleicher Weise verwachsen, wie ihr flüchtiges Jagdwild: Wildschwein und Kasuar, die sie mit langen Speeren erlegen.

Der Baininger liebt seine Heimat, und wenn er seinen Bergen entführt wird, dann geht er an Heimweh zu Grunde.

Und dennoch hat der Bergbewohner ein schweres und kümmerliches Joch zu tragen. Dieses Volk, das in seltener Unberührtheit auf uralter Kulturstufe stehen geblieben ist, lebt noch unter den primitivsten Bedingungen.

Die Unberührtheit und Abgeschlossenheit des Bainingers tut sich schon in seinem Außern kund. Wohl alle Baininger, die ich im Innern des Landes gesehen habe, seien es Ost- oder Nordwest-

¹⁾ Jetzt im Römermuseum zu Hildesheim

Baininger, waren einander ähnlich. Nie habe ich ein Volk gefunden, das so einheitlich typische Rassenmerkmale aufweist wie die Baininger. Der Häuptling Mburuttam, dieses Zerrbild an Häßlichkeit (nach unseren Begriffen) war der Typ eines echten unberührten Bainingers.

Charakteristisch ist allen Bainingern die starke prognathe Mundpartie, die vorstehenden Augenbrauenbogen und die an der Wurzel scharf ansetzende, breite, stumpfe Nase. So erinnern sie an den Menschen der Urzeit. Die Haare sind kurz gehalten und negerhaft kraus. Der Körper ist kräftig entwickelt und von normaler Größe. Die Hautfarbe ist, wenn man den Schmutz abwäscht, bedeutend heller wie die der Küstenbevölkerung. Wenn wir von dem negerhaft krausen Haar und der kurzköpfigen Schädelbildung absehen, so können wir feststellen, daß der Baininger und der Urbewohner Australiens einer Rasse angehören, daß also die melanesische Inselwelt ebenso wie Tasmanien ursprünglich von derselben Menschenrasse bewohnt gewesen ist wie Australien.

Auch die Sprache der Baininger, die bis jetzt noch sehr wenig bekannt ist, weicht von allen bisher bekannten Südseesprachen vollkommen ab. Vor allem hat sie mit der Sprache der Küstenbevölkerung nichts gemein.

Was aber den Baininger noch besonders von dem Küstenvolke unterscheidet, das ist seine Lebensweise und Kultur.

Dem Baininger ist das Muschelgeld der Küstenleute unbekannt. Auch die Seefahrt und alles, was damit in Verbindung steht, sind ihm völlig fremd. Der Baininger ist lediglich Ackerbauer. Wandernd zieht die Sippe in ihrem Gau umher, den Urwald rodend und Saro (Kokolastienart) pflanzend. Die Saroknolle gedeiht hier im feuchten humusreichen Waldboden zu seltener Größe, aber sie verbraucht in zwei Jahren den Boden, und dann muß der Baininger weiter wandern und ein neues Stück Wald urbar machen. Er rodet den Busch und brennt den Wald nieder, sichtet mit dem Grabstod Löcher in die Erde und pflanzt die Setzlinge hinein.

Er baut sich eine Hütte aus rohen Holzstämmen, die er übereinanderlegt und mittels Lianen befestigt. Darüber aber wölbt er ein mächtiges Grassdach, das tief bis zur Erde reicht, die niedrigen Wände der Hütte beinahe völlig bedeckend. Durch Spalten und Fugen saust der Wind und der Regen fließt in die Hütte, so daß sich das Wasser in den Gruben und Vertiefungen des nackten Erdbodens sammelt. Die Bewohner aber — eine oder mehrere Familien — liegen auf Matten und Baumrinden frierend und zähneklappernd an der Feuerstelle. Männer, Frauen und Kinder liegen hier zusammen mit grunzenden Schweinchen halb vergraben in der Asche des Herdes.¹⁾

Es ist Nacht. Fest und tief schlafen die Bewohner der Hütte, ermüdet von der Arbeit des Tages. Aber die Wildschweine, die tagsüber im dichtesten Busch gelegen haben, sie werden jetzt lebendig. Rudelweise treten sie aus dem Walde heraus und wenden sich der Pflanzung zu. Sie suchen den aus rohen Holzstämmen errichteten Zaun zu zertrümmern, der rings um die Pflanzung gelegt ist. Aber wehe, wenn ihnen ihr Werk gelingt —. Dann werden die Knollen aufgewühlt und die Ernte vernichtet. Hungersnot ist die Folge.

Darum fürchtet der Baininger die Schweine und haßt sie als finstere Waldgeister. Alle seine religiösen Zeremonien und Tänze haben den Zweck, die Schweine aus der Pflanzung zu bannen, sie in den Busch zurückzutreiben.

Die ganze Familie arbeitet in der Pflanzung, besonders die Frau. Wer aber viele Frauen besitzt, also viele Arbeitskräfte sein eigen nennt, der ist auch im Stande, viel Boden urbar zu machen, er kann auch viel pflanzen und ernten. Von seinem Überflusse aber kann er den anderen mitgeben, und so gewinnt er an Ansehen, und sein Einfluß steigt mit seinem Reichtum. Ihn nennen die anderen „a ut mam“ (= unser Vater) — er ist der primus inter pares, der Häuptling. Er führt die übrigen, wenn es gilt, Beute zu

¹⁾ Feuer wird hergestellt durch schnelles Aufeinanderreiben zweier trockener Holzarten.

machen, in einen andern Gau, er schlichtet ihren Streit und ist ihr Führer bei Festen und Zaubertänzen.

Die Frauen sind auch hier die Arbeitskräfte; sie besorgen das Haus und die Pflanzung, sie holen in großen Bambusrohren das Salzwasser vom Strande her. So ist denn die Frau für den Baininger das wertvollste Gut. Darum auch hütet der Hausvater so sorgsam die Töchter, damit sie nicht geraubt werden können, denn Frauenraub ist hier noch an der Tagesordnung. Der Jüngling heiratet, ohne an Schranken und Gesetze gebunden zu sein, (im Gegensatz zu dem Küstenbewohner) ein Mädchen nach freier Wahl, nachdem er es den Eltern entführt hat. Auch dann, wenn die Parteien einig sind, wird die Form der Entführung beibehalten.

So nimmt denn auch bei den Bainingern, da es eine Kaufehe hier nicht gibt, die Frau, die durch die Ehe in die Familie des Mannes eintritt (im Gegensatz zum Küstenvolk), eine geachtete Stellung ein wie bei anderen Südseevölkern.

Hoch oben auf dem Karagebirge, etwa 400 m über dem Meere, liegt rings von dichtem Busch umgeben eine einsame Baining-siedelung. Schon auf unserem Silzuge in das Gebiet der Suvit hatten wir diese Siedelung passiert, ohne Aufenthalt genommen zu haben. Heute nun sollte hier ein Fest stattfinden und ein großes Essen, dem auch ich beiwohnen wollte. So hatte mich denn Tande hinaufgeführt auf beschwerlichem, schlüpfrigen Pfade bis zu dem entlegenen Gehöfte. Der Häuptling „Mainam“ (= Sänzer) saß gerade vor seiner Hütte und schabte Saros. Als er mich aber erblickte, erhob er sich und begrüßte mich mit Anstand und Würde. Ich erwiderte seinen Gruß mit lautem O-Rufe und strich ihm den Bart als Zeichen meines Wohlwollens, denn Mainam war einmal ein großer Krieger gewesen und sein Name berühmt und gefürchtet in allen Gauen —. Aber die Zeiten hatten sich geändert. Jetzt sah sich auch Mainam gezwungen, das Kriegsbeil zu begraben und friedlicher Beschäftigung nachzugehen.

Seine Waffe lag neben ihm, eine wuchtige Steinknaufkeule mit

vielen Kerbschnitten am Handgriff, Dokumente für die Tapferkeit des Besitzers, denn es war Sitte hierzulande, daß der Krieger, der einen Feind mit der Keule erlegt hatte, eine Kerbe in den Stamm der Keule schnitt. Wies nun eine Keule viele solcher Kerben auf, so war sie der Stolz ihres Inhabers, ein Prunkstück in den Versammlungen der Männer.

Aber Mainam war nicht nur ein großer Krieger gewesen, sondern er verstand es auch, seine Leute durch reichliche Spenden zu erfreuen. Er veranstaltete Tänze und Feste und gab üppige Mahlzeiten von Menschenfleisch, denn er, der große Krieger und Menschentöter, hatte immer reichlich Vorrat. Und Mainam stellte seinen Mann bei solchen Gelagen. Noch während des Aufstandes in St. Paul, so erzählte mir Pater B., hatte Mainam allein eine halbe Frau verspeist, die ein anderer erschlagen hatte. Er wußte also Bescheid, und da er mir gegenüber so höflich und gastfreundlich war, mir Kokosnüsse reichte und Tapa (Rindenstoff) verkaufte, so ließ ich ihn fragen, ob er auch Mburukkam kenne, den blutdürstigen Häuptling. Da schüttelte er sein viereckiges Haupt und zeigte seine von Betel geschwärzten Zähne. Die Suwit, so meinte er, indem er auf die Kerben in seiner Keule wies, seien die Feinde der Kara, und er habe ihrer schon sechs getötet.

Als ich ihn nun so guter Laune sah, so fragte ich ihn denn weiter, ob nicht der Schweinebraten von heute dem Menschenfleisch vergangener Zeiten vorzuziehen sei. Da schmakte Mainam mit den dicken Lippen, wies auf seine Keule und beklagte sich über die schlechten Zeiten. Das Menschenfleisch, so meinte er, sei fetter gewesen, habe aber ähnlich geschmeckt wie das Schweinefleisch. Seine Leute hätten die Leichen der Gefallenen mit spitzen Bambusmessern zérlegt, wie man Schweine zerlege. Er aber, Mainam, habe ihnen alles überlassen und nur den „Saro“ (= Kopf) für sich genommen, um das Hirn zu schlürfen, den köstlichsten Lederbissen. Ich erinnerte ihn nun an die verspeiste halbe Frau —. Mainam erhob sich, rollte seine Augen und stieß einige unartikulierte Laute aus, die mir Sande nicht übertrug. Sande warnte vor

weiteren Fragen. Ich besänftigte den Edlen mit einigen Stangen Tabak und wurde gebeten, im Gehöft zu bleiben, da hier noch eine Zeremonie, die die Baininger „ios prara“ (= Geister an ihnen) nennen, stattfinden sollte.

Das war ein seltsamer Tanz, den bis jetzt noch kein Weißer gesehen hatte. Inzwischen inspizierte ich die elenden Hütten, in deren Innern Schmutz und Unrat sich häuften.

In einer Hütte sah ich ein krankes, mit Geschwüren und blutenden Wunden bedecktes Weib zwischen Kindern und Schweinchen in der Asche des Herdfeuers liegen. Angstlich verkroch sich das Weib und die Kinderchen liefen schreiend davon.

Ein anderes Weib war im Begriffe, zur Küste zu gehen, um Seewasser zu holen. Sie trug ein riesiges Bambusrohr auf dem Rücken, das mit Hilfe einer Bastfchlinge über der Stirn befestigt war. Den Marsch zur Küste, den ein Europäer kaum in fünf Stunden zurückgelegt haben würde, mußte die Frau mit ihrer Last in einer Stunde erledigen, denn gegen Abend sollte ein Festmahl stattfinden, und da mußte Meerwasser vorhanden sein zur Würzung der Speisen.

Ich wollte das Weib, das ganz mit Ringwurm¹⁾ bedeckt war, photographieren, aber ängstlich wich es mir aus, bis mich ein Machtwort des tüchtigen Mainam zum Ziel brachte.

Der Festschmaus wurde bereitet. Taro gab es und Bananen. Cibika, Zuckerrohrkolben und sogar Schweinesfleisch. Selbst Klumpen von eßbarer Erde, die hier als Delikatesse verspeist wird, lagen auf der Bambustafel. Einige Frauen waren damit beschäftigt, in großen Rindenöfen Cibikagemüse zu kochen. Diese Rindenöfen sind eine Erfindung der Nordwestbaininger — man kennt sie nicht in anderen Gegenden der Insel.

Die abgeschälte Rinde eines Baumes, die man mit Hilfe von Pianenstreifen zu einer zylindrischen Röhre zusammengenäht hat, wird auf die Erde gestellt. Sodann werden heiße Steine hinein-

¹⁾ Hautkrankheit.

gelegt und mit Bananenblättern zugedeckt. Jetzt folgt eine Schicht Sibifakohl, die wieder sorgsam mit Bananenblättern bedeckt wird. Darüber wird wieder eine Lage heißer Steine gebracht, mit Bananenblättern zugedeckt, und darauf eine neue Schicht Rohl gelegt. Es folgen weitere Lagen und Schichten, bis die ganze Röhre gefüllt ist. Dann greift die geschäftige Hausfrau zum Bambusrohr und würzt die Speise mit salzigem Wasser.

Aus dem nahen Busch ertönten heisere Laute, die sich wie Hundegebell anhörten. Mainam horchte auf und ließ die Tritonsmuschel blasen (die Anschlagtrommel ist den Bainingern nicht bekannt). Immer näher kamen die heiseren Töne, und bald traten aus dem Walde die Tänzer heraus, geschmückt mit Blättern und Laubwerk. Auf dem Platze vor der Hütte stellten sie sich im Kreise auf und stimmten einen lauten Gesang an. Sie sangen das Lied von der Krähe und vom Ränguruh, das, von Feinden verfolgt, in das Meer springt, schließlich besangen sie das Schwein.

Nunmehr traten vier Jünglinge in den Kreis hinein. Die Umstehenden aber sangen noch lauter, stießen die Jünglinge mit ihren langen Stöcken und verhöhnten sie. Dann schleppten sie große grüne Blätter herbei, Blätter von einem furchtbaren Kraut, das bei der Berührung ein schmerzliches Brennen verursacht. Diese Blätter nun warfen sie auf die Jünglinge und bedeckten sie völlig damit. Die also Gepeinigten aber redeten nun in der Sprache der Schweine. Sie nannten sich selbst „Schweine“ (vlem, Sing. vlomka) und aßen von den brennenden Blättern. Nachdem nun das grausame Spiel eine Zeitlang gedauert, sprangen die „Schweine“ auf und liefen laut grunzend in den Busch. Einer nur blieb zurück, er war eine — „Leiche“. Die Umstehenden warfen nun so viele Blätter auf die „Leiche“, daß sie völlig unter dem Laube verschwand. Dann hoben sie den Körper auf und tasteten nach seinen Zehen. Plötzlich wurde die „Leiche“ wieder lebendig und sprang in wilden Sätzen laut brüllend in den Busch.

Der Zauberaft war beendet und die Schweinegeister vertrieben. Jetzt kann der Tarobauer beruhigt sein Haupt zur Ruhe legen,

denn kein Schwein wird mehr seine Pflanzung verwüsten zur mitternächtlichen Stunde.

Das Festmahl hatte begonnen. In langen Reihen hockten die Männer vor ihren mit Ekportionen belegten Plätzen. Bei solchen Gelegenheiten füllt sich der Waldmensch den Leib bis zum Plagen, und gierig ergriffen die Schmutzigen, mit Hautkrankheiten behafteten Hände die „lecker bereiteten Speisen“. Ganz gewaltige Mengen von Taros, von Pit (Blütenkolben vom Zuckerrohr) und Gemüse verschwanden hinter den Zähnen, und unter den mächtig arbeitenden Kinnladen wurden selbst die weicheren Knochen des Schweinchens zu Brei zermalmt und landabwärts geführt. Abseits von den Männern saßen die Frauen; sie aßen zwar auch die Speisen der Männer, aber den saftigen Schweinebraten verzehrten die Männer allein. Alle Speisen waren auf heißen Steinen geröstet. Ein jeder tauchte seinen Taro in eine Tünke von Blut und Fett, die vom Schweine herrührte. Laut schrien die Männer durcheinander, und lange noch zog sich das Mahl hin. Schließlich war alles verschwunden, und unter mancherlei Naturlauten leckten die Schlemmer ihre fettigen Finger und die Bananenblätter ab, die in Ermangelung anderer Schüsseln als „Teller“ gedient hatten. Nur die abgenagten Knochen und die ausgezogenen Därme waren noch übrig, sie dienten den Schweinen zum Fraße, die gierig darüber herfielen.

Ich aber legte mich, nachdem ich aus Höflichkeit eine Scheibe Taro und ein wenig Sibika verspeist hatte, auf meiner zwischen zwei Palmen aufgespannten Hängematte zur Ruhe nieder.

Lange noch lärmten die Leute, und erst gegen Mitternacht verschwanden sie nach und nach in ihren Hütten.

Nun war es ruhig und still um mich her — nur die Zikaden zirpten noch lauter wie sonst. Droben am Himmel aber leuchtete das südliche Kreuz, das herrlichste tropische Sternbild, und schaute hernieder auf die dunkeln Bainingwälder und auf die irrenden Menschen, die sie bewohnten.

Die Baininger brachten mir viele Kasuareier, sie brachten auch

bunte Vögel und die Erzeugnisse ihrer Hände Arbeit: Keulen der verschiedensten Art, Speere, Steinschleudern, außerordentlich kunstvoll geknüpfte Netze, die beim Tanz und beim Fischfang Verwendung finden, und geschmackvoll bemalte Tapastücke.

Die Tapamanufaktur, die das Küstenvolk nicht kennt, ist bei den Bainingern zu einer seltenen Höhe gediehen, denn sie brauchen die Tapa zu ihren gewaltigen Tanzauffäßen, die bei dem Hareicha-Tanze eine so gewichtige Rolle spielen.

Der Brotfruchtbaum wird, nachdem er gefällt worden ist, im Feuer heiß gemacht und darauf im Wasser abgekühlt. Ist dieses geschehen, so geht man daran, mittels einer Urka-Muschel durch Schaben und Klopfen die obere rauhe Rinde zu entfernen. Hierauf wird der unter der Rinde sitzende Bast abgeschabt und über dem glatten Stamme eines großen Baumes mit Hilfe einer Muschel geglättet. Dann wird der also gewonnene Bast nochmals in Wasser gelegt, ausgerungen und auf dem Dache der Hütte in der Sonne getrocknet.

Später wird dann der auf diese Weise verarbeitete Stoff von einem Maler mit Hilfe von Farben, die aus Pflanzenteilen gewonnen werden, nach bestimmten althergebrachten Mustern bemalt.

Alle diese mit außerordentlicher Exaktheit ausgeführten Muster gehen auf religiöse Motive zurück, denn aus diesen Tapastoffen werden unter großen Heimlichkeiten riesige, oft 40 m hohe Figuren gemacht, die bei den Hareicha-Tänzen auf dem Kopfe getragen und schließlich zertrümmert werden. Diese Tänze, die aber wegen der zeitraubenden Vorbereitungen und Kosten nur alle zwei bis drei Monate stattfinden, dienen ebenfalls dazu, die bösen Geister, die sich in den



Hareicha-Maste der Baininger, bei den Hareicha-Tänzen auf dem Kopfe getragen. Gestell aus Bambus mit Taxa überzogen, stellt menschliche Figur dar.

zertrümmerten Sapagebilden verkörpern, den Fluren fernzuhalten. Der Tanz wird zur Zeit der Taro- und Piternte aufgeführt und gilt dem Andenken Verstorbener.

Ganz dieselbe Idee liegt aber auch einem anderen Tanze zugrunde, den ich in Bandarungum, einem schwer zu erreichenden Bainingdorfe, in mondhellere Nacht beobachten konnte.

Eloakam (= Schlangenverzehrer), der Häuptling von Bandarungum, hatte eine gute Taroernte gehabt und gab den Leuten, die ihm geholfen hatten, ein großes Gastmahl mit Tanz.

Taro, Pit, Bananen und Kokoßnüsse lagen auf den bereitgestellten Bambustafeln, daneben auch Betelnüsse und Punupur.

Laut tönte der Ruf der Tritonsmuschel durch den Wald und alle folgten dem Rufe, Männer, Frauen und Knaben.

Die Männer waren mit Kalksteinen bemalt und stimmten nach dem Takte der Bambusrohre, die auf den Boden gestoßen wurden, einen eintönigen Gesang an, dessen Sinn ich nicht verstanden habe. Stundenlang trippelten die Leute um die mit den Speisen belegte Bambustafel herum. Der Tanz wirkte ermüdend und einschläfernd. Von Zeit zu Zeit ergriff einer der Tänzer einen Taro oder eine Nuß und biß hinein. Je länger der Tanz dauerte, um so lauter und zügelloser gebärdeten sich die Teilnehmer. Sie berauschten sich an ihrem eigenen Gesange und machten — vielleicht in Folge allzu reichlichen Betelgenusses — den Eindruck betrunkenen Narren. Stampfend, und mit den an den Beinen befindlichen Tanznüssen rasselnd, bewegten sie sich unter obszönen Gebärden um den Tisch herum, schnell und immer schneller.

Lauter drang der Gesang an mein Ohr, und unheimlich wurde es mir zu Mute, als plötzlich eine Reihe rußgeschwärzter und fetttriefender Gestalten auf dem Tanzplatze erschien. Die Hinzugekommenen hatten Hüte auf dem Kopfe von konischer Form und um die Lenden einen Gurt von zerflossenen Bananenblättern.

Diese Hutträger, die die Leute „ios“ (= Geister) nannten, wurden nun von den übrigen Teilnehmern des Festes der Reihe nach dergestalt mit Ruten gepeitscht, daß sich blutige Striemen auf der



Singaltanz der Baininger
(Rap. IX)



To Laté, als Klangbrettspieler (Rap. VIII)



Wassertragende Bainingerin (Rap. IX)

Haut bildeten und bei einigen das Fleisch fehenweise heruntergeschlagen wurde. Kein Ton aber kam über die Lippen der Gemarterten, die ernst und ruhig die grausame Züchtigung hin nahmen.

Nach der Geißelung wurden die Wunden mit Kalk bestrichen. Das Festessen dauerte fort.

Wie mir mein Begleiter später sagte, besprizen die Geisterdarsteller vor der Geißelung ihren Körper mit einer Mischung von Kokoßöl und wildem Honig, um unempfindlich gegen den Schmerz zu werden.

Ich entfernte mich beim Morgengrauen. Meine Nerven waren erschöpft, und ich hatte das Gefühl, als ob ich selbst zu den Gepeinigten gehört hätte. Mein treuer Begleiter führte mich zur Station, wo ich einige Tage fiebernd das Bett hütete.

Meine Zeit hier in den Bergen war bald abgelaufen. Ich hatte hier zwei Monate mit gutem Erfolg gearbeitet, gesammelt und beobachtet. Sowohl Pater B. wie auch Sande und seine Freunde hatten mich mit ihrem Rat und ihren Kenntnissen unterstützt. Nun waren meine Kisten gepackt, noch ein Tag, und ich sagte den schönen Bainingbergen mit ihren in den Kinderschuhen der Menschheit zurückgebliebenen Bewohnern Lebewohl.

Eine Überraschung aber stand mir noch bevor.

Hoch oben am Fuße des majestätischen Kaukau, dessen Wälder noch bis jetzt von keines Menschen Fuß betreten worden waren, lag das bereits erwähnte Dorf Bandarungum.

Arm waren seine Bewohner, sie wohnten in den dürftigsten Hütten. Aber sie gaben mir alles, was sie nur besaßen: Keulen, Speere, Netze und Rindenöfen und Schädel — echte Baining Schädel — eine Seltenheit in den Museen. Dafür beschenkte ich sie nun wieder mit Armringen, Lavalava und Tabak. Dem Häuptling aber, dem lustigen „Schlangenverzehr“, gab ich am letzten Tage zum ewigen Angedenken — meinen alten Regenschirm —.

Damals brüllte er vor Freude und nunmehr zeigte er sich auch erkenntlich.

Am letzten Abend vor meiner Abreise kam er mit seinen Getreuen zu mir herunter nach St. Paul — aber im Tanzkostüm und in wunderlicher Bemalung. Die Beine waren mit Kalk geweißt und der Oberkörper mit Kalkstreifen versehen. Auf dem Kopfe hatten die Leute eine bemalte Tapa-Maske, bestehend aus zwei plattenartig zusammengerollten und mit Tapa bekleideten Randaustreifen (Randa-Rotan). Die Hüften aber zierte ein Schurz von zersplitterten Bananenblättern. Auch Musikanten hatten sie mitgebracht, ausgerüstet mit kurzen Bambusrohren.

Der Tanz begann, und die Musikanten schlugen mit ihren Rohren auf ein Brett, daß es laut durch den Busch hallte. Dazu sangen sie mit klangvoller Stimme ein schönes altes Baininglied, dessen Sinn mir nicht ausgelegt werden konnte. Der Gesang war von überraschender Wirkung; er übertraf alles, was ich auf diesem Gebiete bisher in der Südsee gehört hatte.

Zuerst trat ein Vortänzer auf. Zierlich und anmutig waren die Bewegungen seiner Füße. Eine geübte Ballettänzerin kann es nicht besser machen. Erst langsam und dann immer schneller und erregter tanzend, schwang der Tänzer, vor Lust und Wonne zitternd, eine Schleuder nach dem Takte der Bambustrummel über Kopf und Schultern.

Bald folgten auch die übrigen — mit den gleichen zierlichen und losenden Bewegungen nach dem Takte der Bambusschläge in ein immer schnelleres Tempo übergehend, das sich bis zur leidenschaftlichen Bewegung steigerte. Alle spannten die Schleuder nach der Weise des Vortänzers. War aber einer ermüdet ausgetreten, so sprang ein anderer für ihn ein.

Stundenlang währte der Tanz, und im magischen Lichte des Mondes waren die Tänzer Geistern ähnlich, die, aus fernen Welten kommend, im dunkeln Urwald einen Hegenreigen vollführten.

Als der Tanz zu Ende war, dankte ich den Leuten für diesen ästhetischen Genuß — sie waren meine Gäste für die Nacht.

Am andern Morgen aber kaufte ich ihnen die Masken ab und bestimmte sie mit großer Mühe, sich von mir photographieren

zu lassen, so wie sie waren — im Geisterkostüm. Ungern nur erfüllten sie mir diesen Wunsch, denn es standen religiöse Bedenken entgegen.

Reichlich mit Tabak und Armreifen beschenkt, verließen sie die Station. Die Masken aber zieren heute das Linden-Museum in Stuttgart. Den Tanz, über dessen Bedeutung ich nichts in Erfahrung bringen konnte, nannten die Leute „a singal“. Ich möchte ihn „Schleudertanz“ nennen.

Ich hatte Abschied genommen von den Bainingern und war hinuntergewandert nach Massava. Laut jodelnd wie die Akpler folgten mir meine Jungen mit den schweren Kisten. Sie trugen sie federnd und leicht, denn die Baininger sind stark und behende.

Ich habe mich immer über die kolossale Arbeitskraft dieser Leute gewundert. Wüßten es die Weißen, wie tüchtig der Baininger in der Pflanzung schafft, sie würden das Land mit Anwerbern überschwemmen — dann aber fahr wohl, Alt-Baining. —

Der Baininger ist in den Kinderschuhen der Menschheit stecken geblieben, und so haben ihn denn auch die Laster und Krankheiten anderer, weiter fortgeschrittener Südseevölker noch nicht berührt.

Die Abtreibung der Leibesfrucht scheint hier noch nicht so allgemein Sitte zu sein wie in der übrigen Südsee. Jedenfalls sagte mir Pater B., daß nach seinem Taufregister die Zahl der Geburten die der Sterbefälle um das fünffache übersteige. Geschlechtskrankheiten und Seuchen ähnlicher Art sind hier noch nicht aufgetreten — aber bei den überaus ungünstigen und unreinlichen Wohnungsverhältnissen und dem feuchten Klima gehen viele an Erkältung, Fieber und Hautkrankheiten zu Grunde. Viele Baininger — besonders Kinder — sterben auch an vernachlässigten Wunden. Ein großer Prozentsatz der Leute leidet unter Fuß- und Beinwunden. Bei einiger Pflege und Reinlichkeit würden diese Wunden noch heilen, so aber beginnen sie zu eitern, gehen in Fäulnis über und fressen ganze Glieder weg.

Ringwurm ist sehr häufig. Diese auf dem Archipel außerordentlich verbreitete Hautkrankheit entsteht durch einen flechten-

artigen Pilz, der sich in Gestalt von weißen Borken und Ringen über die ganze Haut ausbreitet und ein heftiges und anhaltendes Jucken verursacht. Diese überaus ansteckende Krankheit ist lediglich die Folge von Unreinlichkeit und dürfte bei angemessener ärztlicher Behandlung leicht zu bekämpfen sein.

Auch Frambösie kann man überall wahrnehmen. Bei dieser Krankheit, die sehr hartnäckig ist, bilden sich kleine Pusteln auf der Haut, aus denen Geschwüre entstehen, die klebrige Flüssigkeiten absondern.

Nötig, dringend nötig wäre hier in den Bergen die Errichtung einer ärztlichen Station, damit dieses kernige Naturvolk lebenskräftig bleibt und seine bedeutende Arbeitskraft der Kolonie erhalten wird. Ob nicht inzwischen von der deutschen oder australischen Regierung eine solche Station hier in den Bergen errichtet worden ist, entzieht sich meinem Wissen.

Ich saß nun in Massava und erwartete das Schiff, das mich wieder herübertragen sollte nach Rabaul, der Hauptstadt des Landes. Die Abfahrt verzögerte sich, und ich war bei einem Händler und Pflanzler abgestiegen. Die Kolonisten sind sehr gastfreundlich, sie gewähren dem Fremden gern Obdach.

Schön war es in Massava, und ich unternahm Streifzüge nach allen Richtungen hin. Eines Tages besuchte ich auch den früheren Kannibalenhäuptling auf der Pirateninsel Massikonápuka. Lange schon hatte er das Kriegsbeil begraben und war friedlicher Bauer geworden. Auf der hügeligen kleinen Insel, die sich in einigen Minuten umschreiten läßt, war nur wenig Raum, und die Pflanzungen der Eingeborenen lagen drüben auf dem Festlande der Massavaküste. In den letzten Monaten hatten wieder einige Inselbewohner dort in der Nähe der Missionsstation „Vuna Marita“ ihre Felder angelegt, aber sie waren immer noch sehr ängstlich und wohnten auf den Inseln.

Auf Massikonápuka standen die Hütten dicht beieinander, und das Dorf machte einen durchaus wohlhabenden Eindruck. Das Maskenhaus war sogar mit Kalk beworfen, der Häuptling selbst

aber war im Begriffe, sich am Fuße des Hügels ein Holzhaus zu errichten — was für den Eingeborenen ungefähr dasselbe ist wie ein Marmorpalast in Europa. So sehen wir denn auch hier überall die Nachwirkungen der weißen Kultur, und ich war erstaunt, als mich der Häuptling, der die Honneurs des Dorfes machte, mit „Masler Dokota“ anredete. Offenbar hielt er mich für einen Mediziner. —

Auch die Höhle besuchte ich am Strande von Massava, in der einst Mburuttam übernachtete, bevor er den Überfall in's Werk setzte. Sie war etwa fünf Meter tief und vier Meter breit, und diente früher den Bainingern als Wohnstätte, wenn sie zum Strande zogen, um Salzwasser und Kalk zu holen. Jetzt freilich war sie verlassen, aber die Wände könnten Geschichten erzählen von Elend, Not und Verzweiflung.

Mein Gastgeber war ein erfahrener Kolonist und tüchtiger Fachmann, der Besten einer, die ich hier angetroffen. Aber er war ein — tropischer „Blaubart“. Er hatte eine starke Leidenschaft für sein „braunes Weib“, das er auf einer entlegenen Insel ihrem Vater für Geld und Waren abgekauft hatte. Durch diesen Kaufakt war das schöne Geschöpf dem Weißen nach der Sitte des Landes und ihres eigenen Volkes dienstbar und verpflichtet. So nahm er sie denn mit in sein einsames Haus am Strande und schenkte ihr seine Liebe. Aber die Schöne sehnte sich zurück nach ihrer fernen Insel und nach ihrem Jugendgespielen, der sie so gern geheiratet hätte, wenn der Kaufpreis nicht so hoch gewesen wäre. In tiefer Bekümmerniß war sie dem Weißen schon wiederholt entwichen, aber wo sollte sie hin? — Ihre Insel war nicht zu erreichen. Immer wieder hatte ihr Herr ihr verziehen, aber er bewachte sie streng. Trotzdem war es ihr jetzt abermals gelungen, in den Wald zu entlaufen, und erst nach langem Suchen hatten die Späher des Weißen sie in der Nähe der Pflanzung gefunden.

Jetzt aber wollte ihr Herr einmal ein Exempel statuieren, denn, so meinte er, wenn die „braune Frau“, die doch die erste im Hause ist nach ihrem Herrn, immer ungestraft entfliehen darf, so werden

auch die anderen Leute nach Belieben auf und davon gehen. In diesem Falle gab ihm das Gesetz das Recht der Züchtigung, und eine öffentliche Züchtigung wurde dem Weibe zuteil. Ich war zufällig und gegen meinen Willen Zeuge der Exekution, die hier bei männlichem Dienstpersonal etwas Alltägliches ist, bei Weibern aber seltener vollzogen wird.

Später haben sie dann Versöhnung gefeiert, und vielleicht ist sie ihm noch eine ganz gute „braune Frau“ geworden.

Also auch hier im Urwald die alte Tragödie der Liebe!





Zehntes Kapitel

Die Eingeborenen auf Matupit — Eine Rundreise durch den Inselarchipel

Niedere Tiere — Die Matupiter — Reusenfischerei — Auf der „Sumatra“ — Muliama — Ramatanai — Die Fead-Inseln — Die Nissan-Gruppe — Kannibalische Sitten — Die Beweggründe des Kannibalismus — Rückkehr — Meine Erkrankung

Nun wohnte ich wieder in meinem Schlafhaus im Kokoßhain. Aber lange sollte das Vergnügen nicht mehr dauern, denn Herr Direktor T. von Hemsheim und Co. hatte mir mitteilen lassen, daß ich nur noch vier Wochen hier bleiben könne, da ein Angestellter der Firma meine Wohnung beziehen müsse. Also nur noch vier Wochen in dem netten Häuschen — na, vorläufig machte ich mir noch keine Sorge um meinen weiteren Verbleib.

Ich war in den ersten Tagen ein wenig unpäßlich, denn in der letzten Nacht hatte mich in Massava ein Skolopender ins Ohrläppchen gebissen, und da das Tier Gift hatte, so war eine Entzündung eingetreten. Weitere unangenehme Folgen hatte die Sache aber nicht. Die hier so häufigen Skolopender (Hundertfüßer) und Tausendfüßer, die wir in Deutschland nur in ganz kleinen

Arten haben, erreichen eine Länge von 15 bis 20 cm und können unter Umständen recht lästig werden. Ich habe in den Bainingbergen besonders seltene Exemplare der Gattung „Tausendfüßer“ gefunden — Riesentiere mit gelben Ringen und roten Beinen. Bei der Berührung sonderten sie eine terpentinartige Flüssigkeit ab.

Während ein europäischer Weidmann hier im Lande der Flattertiere und Beutler in Ermangelung jeglichen Großwildes (abgesehen vom Buschschwein) arge Enttäuschungen erleben könnte, würde ein Insektenforscher noch ein völlig unberührtes und darum um so interessanteres Forschungsgebiet antreffen. Es ist kaum glaublich, welche Arten und Formen von Tieren ich in den Bainingbergen angetroffen habe. Sehr viele dieser Tiere: Spinnen, Heuschrecken und Würmer passen sich nach Farbe, Form und Habitus ihrer Umgebung dergestalt an, daß sie auch bei genauem Hinsehen nur mit Mühe zu erkennen sind. So schützt die Natur manche schwächere Tierart, die ohne diese Anpassungsfähigkeit wohl schon lange ausgestorben wäre.

Ich fand im Walde ein merkwürdiges Tier, das aussah, wie der Stiel eines Blattes, mit Kopf und Maul ausgerüstet war und sich bei der Berührung heftig bewegte. Um es zu beobachten, setzte ich es lebend in ein Glas, aber am nächsten Tage war es mir entwichen. Auch Stabheuschrecken fand ich hier in den verschiedensten Arten und Formen. Reich ist die Insektwelt an Käfern.

Die Eingeborenen verzehren diese Tiere mit Vorliebe, und ich hatte immer meinen Spaß, wenn ich sah, mit welchem Wohlbehagen Tande, mein alter Bainingfreund, eine am Wege sitzende, fette weiße Larve verspeiste.

Eine sehr beliebte Nahrung ist bei den Bainingern auch die Schlange. Man fängt sie, indem man ihren Kopf in Blätter hüllt. Übrigens sind die meisten Arten giftfrei.

Ein besonderer Lederbissen ist der schon früher erwähnte Leguan.

Meine Wohnung in Rabaul fing in der letzten Zeit an etwas unheimlich zu werden. Von früh bis spät ertönten heifere, bellende Laute aus dem Busch, bald dicht vor meinem Hause, bald weitab.

Niemand konnte mir hierüber Auskunft geben, und so ging ich denn selbst einmal in Begleitung meines Jungen in den Busch, um der Ursache der Störung nachzuforschen. Der Junge führte mich nur ungern dorthin und war bald auch nicht mehr zu bewegen, weiter zu gehen. Rings umher ertönte wie Hohn das heisere Bellen, und ich stand hier mit meinem widerspenstigen Jungen und konnte noch froh sein, daß er nicht plötzlich ausriß, sondern mich ungefährdet wieder in meine Wohnung brachte. Tagelang noch dauerte das unheimliche Treiben im Busch, über dessen Ursachen ich keine Aufklärung fand. Jedoch vermute ich, daß es sich auch hier um Zauberhohuspokus der Eingeborenen handelte.

Ich hatte zunächst vollauf zu tun, um meine Sammlung zu ordnen und zu katalogisieren. Währenddessen fertigte mir ein geschickter Chinese die Kisten an zur Verpackung.

Des Morgens aber streifte ich mit Vorliebe in der Gegend umher und ging regelmäßig in den am Fuße der Nordtochter gelegenen botanischen Garten, ein Spaziergang, den ich wegen seiner schönen Aussichtspunkte auf Rabaul ganz besonders liebte. Sehr häufig begab ich mich auch nach Matupit, der schon früher erwähnten flachen Insel in der Blanche-Bai, die mit dem nur wenige Schritte abliegenden Festlande durch eine kleine Brücke in Verbindung stand.

Matupit war stark bevölkert, und zwar saß hier ganz im Gegensatz zum Hinterlande — ein wohlhabendes Völkchen, das dem Küstenstamme der Gazelle-Halbinsel angehörte, sich aber von seinen Stammesgenossen am Dunakofor nach Charakter und Kultur nicht gerade sehr vorteilhaft unterschied.

Der unselige Einfluß der „weißen Kultur“ — Matupit war die nächste Eingeborenensiedelung bei Rabaul — trat bei diesem Inselvolke in seiner häßlichsten Form hervor.

In den Bainingbergen und auch auf Toma hatte ich meine Leute mit Stangentabak bezahlt. Die Matupiter hingegen nahmen nur ungern Tabak in Kauf. Diese Ware erschien ihnen wohl zu geringfügig, denn sie verlangten blankes Geld. Da nun unser

guter Nickelgrofchen von den Eingeborenen nicht als Geld angesehen wurde, fo mußte ich immer in Silbermark zahlen. Allerdings hätte ich auch das schon früher erwähnte einheimische Geld, das Muschelgeld, im Verkehr verwenden können, aber das hatte der Herr Gouverneur unter Strafe gestellt. Ein Weißer durfte sich im Verkehr mit den Eingeborenen nicht des Muschelgeldes bedienen, weil sonst das Muschelgeld, das ja die Weißen sich leicht hätten verschaffen können, stark entwertet worden wäre.

Da nun die Matupiter so viel Geld verdienten, fo kauften sie sich auch vielfach schon nach Art der Rabauler „Boys“ — weiße Anzüge. Sie trugen Rock und Hose, und wenn sie sich sehr fein machen wollten, sogar Kragen und Schlipf wie die Weißen. Aber auch hier bewährte sich das alte Sprichwort „Kleider machen Leute“, denn mit diesen Kleidungsstücken nahmen die Matupiter auch ein sehr düffelhaftes und unbescheidenes Wesen an.

Und doch ist die europäische Kleidung für die Eingeborenen so unvorteilhaft wie nur möglich; denn während der Europäer in den Tropen wohl täglich seine Kleidung wechselt, stolziert der Eingeborene so lange in seinem Anzuge umher, bis er nach Schweiß stinkt. Nun ist aber der Schweißgeruch der Eingeborenen ein intensiver typischer Rassen Geruch, der den meisten Europäern höchst unangenehm und widerlich erscheint. Ich konnte es ohne weiteres riechen, ob sich ein Eingeborener in einem Raum aufhielt oder nicht. Aus diesem Grunde dulden auch viele Europäer keine Eingeborenen in ihrer unmittelbaren Nähe.

Abgesehen von der Unreinlichkeit hat aber auch das Tragen europäischer Kleidung für den Eingeborenen häufig Erkältungen im Gefolge. Denn während der nackte Körper, ohne Schaden zu nehmen, einen guten Regenguß vertragen kann, da er ja gleich wieder trocken wird, rufen die nassen Kleider, wenn sie nicht sofort vom Leibe kommen, Erkältungen, ja sogar Lungenentzündungen hervor, Krankheiten, an denen die Eingeborenen vielfach zu Grunde gehen.

So waren denn die Leute von Matupit nicht gerade die an-

genehmsten Gefellen, aber einen Vorteil hatte ich dennoch von ihrem „Kulturfortschritt“. Sie waren, da sie ja auch als „moderne Menschen“ zum größten Teile das Christentum angenommen hatten, bei weitem offener und weniger zurückhaltend wie die übrigen Kanaken.

Schon lange war ich darauf aus, einen Dufduk-Anzug (Geisterkostüm der Dufdukleute)¹⁾ zu erwerben. Die Leute am Bunakolor, So Lafé nicht ausgenommen, wollten mir aber aus religiösen Gründen keinen anfertigen. Die schlaunen Matupiter waren dazu bereit, allerdings erst, nachdem ich ihre Habgier durch ein Zwanzigmarkstück angeregt. Unter diesem Preise hätten sie es nicht getan. Aber Monate gingen in's Land, ehe sie mir das Blätterkostüm spät am Abend, in einer Kiste wohlverwahrt, in meine Wohnung brachten mit der dringenden Bitte, doch ja keiner „mary“ (Pidgin = Frau) das Kostüm zu zeigen.

Also trotz allen Christentums auch hier noch der alte Geisterglaube. Der Frau gegenüber soll ja der Maskenträger als Geist gelten. Früher wurde die Frau, die das Geheimnis erlauscht hatte, ohne weiteres umgebracht.

Der „aurea sacra fames“ hatte nun mal die guten Matupiter ergriffen, denn als ich ihnen eine von ihren großen Fischreusen abkaufen wollte, verlangten sie ohne weiteres wieder ein Zwanzigmarkstück. Es nuzte nichts, ich mußte es geben, denn hauptsächlich in Matupit wurde die Fischerei mit der großen Reuse, „a wup“ genannt, betrieben.

Aber ich stellte nun auch meine Bedingungen. Ich wollte die Leute bei ihren Fischerfahrten im Auslegeboot begleiten, um zu sehen, wie die „a wup“ verwendet würde.

Diese Reuse war außerordentlich sinnreich konstruiert, und ihre Anfertigung setzte viel Arbeit und Mühe voraus. Sie bestand aus dem äußeren Ballon und der inneren Röhre, die durch einen trichterförmigen Verschluß dergestalt von außen abgesperrt war, daß ein Fisch sehr leicht hinein-, aber nicht wieder hinausgelangen

¹⁾ Vgl. Kap. VII.

konnte. Die ganze, oft sogar mannshohe Reuse war aus gespaltenem Bambus gefertigt. Sie wurde im Auslegeboot in das Meer hinausgerudert, dort an einem Holzbalken befestigt und mittels eines Steines in das Meer versenkt. Der Holzbalken — Boje — schwamm oben und war in der Regel mit einem Rutenbündel versehen, so daß die Verankerungsstelle leicht wiederzufinden war.

Mancher schöne Raubfisch wurde in dieser Reuse gefangen, denn in der Eier nach kleinen Fischen, die ungehindert in das Innere des Ballons gelangen konnten, folgten auch die großen Raubfische nach, gelangten durch die Öffnung in die Röhre und konnten den Ausgang nicht wieder gewinnen.

Meine Fischerbootfahrten auf der fischreichen und auch von Korallenbänken durchsetzten Blanche-Bai gehören zu meinen schönsten Reiseerinnerungen.

Einmal allerdings wäre das Boot trotz des Auslegers bei einem plötzlich ausbrechenden Sturm bald umgekippt. Schon machten die Leute Anstalten, in's Meer zu springen, aber es gelang uns noch durch geschickte Steuerung, das rettende Ufer zu gewinnen. In der That für einen Europäer eine immerhin gefährliche Situation, wenn man bedenkt, daß das Meer stellenweise von Haien wimmelt und es durchaus nicht angenehm ist, in dem Magen eines solchen Ungeheuers zu verschwinden. Hat man doch schon Haie hier gefangen, in deren Magen ganze menschliche Gerippe aufgefunden worden sind. —

Mit Herrn Ra., dem ehrsamem Gastwirt, mußte ich mich nun auf guten Fuß setzen, denn ich hatte, da ich das Hernsheim'sche Wohnhaus räumen mußte, den Platz unter seinem Hause als Stapelplatz für meine Kisten ausersehen. Auch Obdach wollte mir Herr Ra. geben — aber erst dann, wenn er seinen geplanten Anbau fertig hätte. Nun wußte ich aber sehr wohl, daß dieser Anbau niemals zu Stande kommen würde, weil Herr Ra. wohl den Willen hatte, aber nicht die Mittel.

Aber das war auch Nebensache, denn ich wollte Rabaul doch bald verlassen, um nach Bougainville, der nördlichsten und größten

Insel der Salomo-Gruppe (nicht Salomon) überzusetzen. In-
dessen verschob sich die Fahrt, da der Herr Kapitän N. mit seiner
„Sumatra“, einem kleinen Lloyd-Dampfer, zuerst eine Rundfahrt
durch den Archipel machen wollte, um Kopra aufzunehmen.

Um nun hier nicht einzurosten, entschloß ich mich, an der Rund-
fahrt teilzunehmen, ja, ich war sogar erfreut darüber, weil ich auf
diese Weise manche entlegene Insel = wenn auch nur im Vor-
übergehen — kennenlernen konnte.

Wir fuhren die Nordküste der Gazelle-Halbinsel entlang, und
ich ließ die lieblichen Landschaftsbilder dieses Inselteiles an mir
vorüberziehen. Zuerst die Insel Matupit, dann die drei charak-
teristischen Berge der Krater-Halbinsel: Nordtochter, Mutter und
Südtochter. Auch der Bunakofor mit seiner breiten Basis war zu
erkennen. Wohin auch das Auge blickte, überall war Kopra ge-
pflanzt — eine Pflanzung reihte sich an die andere, und erst in der
Nähe des Raps Birara, des nordöstlichen Seiles der Halbinsel,
machten die Pflanzungen wildem Busch Platz.

Nach der Backbordseite hin konnte ich die Taubeninsel und Neu-
Lauenburg wahrnehmen. Jetzt fuhren wir durch den Kanal und
näherten uns der gebirgigen und walddreichen Insel Neu-Irland
(damals noch Neu-Mecklenburg).

Eine muntere Gesellschaft hatte sich an Bord zusammengefunden.
Kapitän N., ein Bayer, war ein alter Südseefahrer und kannte die
Inseln und Leute genau. Der Mann gefiel mir; er war ein braver
Seemann, der seine Pflicht tat und dem Klatsch und Tratsch gern
aus dem Wege ging. Auch einige Ansiedler und Händler waren
an Bord, alles trunkefeste Männer, die sich nicht so leicht unter-
kriegen ließen.

Schließlich möchte ich noch einen alten Bekannten von Vaining
her, Herrn J., erwähnen. Er hatte an der Savanafurbucht eine im
Entstehen begriffene Pflanzung. Dort wohnte er in einem Gras-
hause mit einer alten Dame, die er seine „Mutter“ nannte. Herr J.
sprach immer mit der größten Hochachtung von seiner „Mutter“.
Dieser habe er, so erzählte er mir, alles zu verdanken, was er sei

und habe. Im Glücke habe er ihr gedient, später sei sie in's Unglück geraten, und nun wolle er sie schützen und ehren, als ob sie seine wirkliche Mutter wäre.

Herr J. war bei allen Kolonisten unbeliebt. Niemand wußte, woher er stammte, ob aus Rußland oder aus Deutschland. Jedenfalls hatte er ein bewegtes Leben hinter sich. Er hatte in Sibirien der alten Dame, die jetzt bei ihm wohnte, gedient und war dann später mit ihr nach der Südsee gezogen. Da er ein unstetes Wesen hatte und sich von allem zurückhielt, so gab er seinen lieben Mitbürgern viel Stoff zur bösen Nachrede.

Vor kurzem hatte sich ein altes Ehepaar einige Meilen abseits von der J.'schen Pflanzung angesiedelt. Alte Kolonisten waren es, die auf einer Koralleninsel infolge einer Sturmflut ihr Hab und Gut verloren und hier als Bainingpflanzler von neuem angefangen hatten. Ihr Werk gelang. Sie hatten guten Erfolg. Schon zierte ein Holzhaus die einsame Siedelung, da plötzlich verbreitete sich das Gerücht, daß beide alte Eheleute tot in ihrer Behausung aufgefunden worden seien.

Natürlich waren sie einem Giftmorde zum Opfer gefallen, aber wer sollte der Mörder sein? Nur J. war an ihrem Tode interessiert. Er haßte die glücklichen Nachbarn, weil sie ihm die Arbeiter vor der Nase weggingen — die Arbeiter, die ja für den Pflanzler die Grundlage seiner wirtschaftlichen Existenz bilden.

Also raunten sich Herr Ka. und seine Getreuen zu und zerstörten auf diese Weise J.'s moralisches Prestige.

Ich hatte Herrn J. und die alte Dame von Baining aus wiederholt auf seiner Pflanzung besucht, kannte ihn also genauer und wollte mir in dieser Angelegenheit mal ein Urtheil bilden. Ich näherte mich also Herrn J., und, nachdem wir alte Erinnerungen ausgetauscht, brachte ich allmählich das Gespräch auf die beiden alten Leute. Herr J. wußte offenbar noch nichts von den Gerüchten, die über ihn in Umlauf waren. Er bedauerte das Ableben der beiden Alten und redete mit großer Achtung von ihnen. Ihr plötzlicher Tod war ihm ein Räthsel.

Ich hatte nach dieser Unterredung die Gewißheit, in J. keinen Mörder vor mir zu haben, wohl aber einen Mann, der nach wildbewegtem Leben die Ruhe suchte und den Frieden, den nur die Einsamkeit geben kann.

Auch ich war der Meinung, daß beide alte Leute vergiftet worden waren — nur J. war nicht der Mörder.

So hatte denn mal wieder böshafter Klatsch einem Manne die Ehre abgeschnitten, ihn gesellschaftlich vernichtet.

Herr J. wollte in Neu-Irland Arbeiter anwerben. Nur ungern hatte er seine Pflanzung, sein Haus und seine mütterliche Freundin verlassen. Er fürchtete, daß Eingeborene während seiner Abwesenheit über sein Grasshaus am Strande herfielen und der alten Frau Gewalt antäten. Er zitterte bei diesem Gedanken, denn diese Frau war ihm alles. Aber er wollte sie blutig rächen. — Für jedes Haar auf dem Haupte seiner „Mutter“ sollte ein Eingeborener sein Leben lassen.

Dann wiederum war er hoffnungsvoller. Wenn erst mal seine Pflanzung Früchte trage und er sich ein Holzhaus gebaut habe, dann wollte er mit ihr ein schönes, einsames Leben führen im Urwald am Strande.

Dann beschrieb er mir sein Holzhaus, mit dessen Bau er beschäftigt war, bis in's einzelne — er schilderte mir sein Leben und seine Liebe.

Nein, Herr J. war kein Mörder, aber er war ein Unglücklicher — und doch war er glücklicher wie Herr Ra. und seine Zechgenossen, denn J. hatte die Gesellschaft überwunden; er hatte sich durchgerungen zur Einsamkeit und zur Arbeit. Ihm konnte das Schicksal nichts mehr anhaben, solange noch jene alte Frau um ihn war.

In Muliama, einer Landschaft an der Ostküste von Neu-Irland, gingen wir vor Anker.

Die Landschaft Muliama machte einen freundlichen Eindruck. Das Dorf Maron aber, das eine Stunde von der Anlegestelle entfernt am Strande lag, unterschied sich vorteilhaft von den Dörfern, die ich am Bunakofor und im Baininglande gesehen hatte.

Die Pflanzungen waren in gutem Zustande. Das Dorf bestand aus fünf bis sieben Gehöften, die dicht beieinander lagen. Die Dächer der Hütten waren mit Gunei gedeckt und die Wände aus Pandanusblatt geflochten. Vor jeder Hütte befand sich eine Veranda, die durch das weit vorspringende Dach geschützt war. Auf diesen Veranden bemerkte ich Schlafpritschen aus Bambus, die auf kurzen hölzernen Füßen standen.



Schweine, Hühner und Hunde waren auch hier als Haustiere beliebt. Zum Schutze gegen die Wildschweine aber hatte man die Pflanzungen sorgfältig umgattert mit einem Zaun aus rohen Baumstämmen, die durch Holzklammern aneinandergehalten waren.

Jedes Dorf besaß ein Männerhaus, in dem die Männer gemeinsam arbeiteten, berieten und — soweit sie noch unversehrt waren, auch schliefen.

Die Bewohner dieses Küstenstriches sind trotz der abweichenden Kultur nahe verwandt mit dem Küstenvolke der Gazelle-Halbinsel.



Brennefelltanz der Baininger
(Nap. X)



Eingeborene aus dem nördlichen Neu-Guinea
in Kriegsrüstung

Phot. Otto Haeckel, Berlin



Arbeiterin von Neu-Irland

Herr J. hatte Glück. Er schloß mit dem Häuptling einen Vertrag und erhielt gegen Waren und Geld drei Arbeiter für seine Pflanzung. Er wollte dann weiter in das Innere, um noch mehr Arbeiter zu werben. Nach Monaten erst, wenn das Schiff hier wieder vor Anker ging, wollte er seine Leute nach Rabaul einschiffen.

So schied ich denn von dem merkwürdigen Manne, der meine Gedanken noch lange beschäftigte.

Die nächste Station war Namatanai, der Sitz eines Stationsleiters.

Hier kam eine recht heitere Gesellschaft an Bord. Die weißen Ansiedler waren geistig förmlich ausgehungert und lechzten nach Post und Neuigkeiten. Wenn die „Sumatra“ einlief, war immer ein Festtag für diese Menschen, dann gingen sie an Bord, um Neues zu hören, alte Bekannte zu begrüßen, vor allem aber um sich bei dieser Gelegenheit mal ordentlich „einen zu genehmigen“. Das wurde denn auch gründlich besorgt.

Man umarmte sich, tauschte Neuigkeiten aus, scherzte, lachte und fluchte auf Pidgin und Deutsch. Den Whisky tranken die Herrschaften aus Biergläsern. Ein Pflanzungsleiter produzierte sich auch als Rauchkünstler, indem er vier Virginiazigarren zugleich zwischen seinen Lippen balancieren ließ und wie ein Schornstein dampfte.

Alles lachte, und die Gesellschaft wurde immer heiterer, bis dann gegen Abend die allgemeine Trunkenheit Platz griff.

Ich hatte mich währenddessen an Land begeben. Das Eingeborenendorf war ähnlich so angelegt wie Maron und wies ein langes Männerhaus auf, das von einer kleinen Korallensteinmauer umfriedigt war. In diesem Hause sollten auch die verstorbenen Dorfbewohner begraben werden.

Hier tummelten sich viele Schweine herum. Auch bemerkte ich lange Schweinefangnetze im Männerhause, die aus dem Grunde meine Aufmerksamkeit auf sich lenkten, weil ich auf der Gazelle-Halbinsel weder bei dem Küstenvolk noch bei den Bainingern solche Netze gesehen hatte. Diese Netze werden gemeinschaftlich im Junggesellenhause von den Männern aus Kokosbast gefertigt und ge-

knüpft. Sie gehören allen Männern gemeinsam und werden bei der Treibjagd auf Wildschweine zum Absperrn des Wildes verwendet.

Auch große Anschlagtrommeln, Körbe und Tragneße sah ich in den Hütten.

Die Bewohner waren Pflanzler und Fischer. Ihre Pflanzungen: Taro, Yam, Bananen lagen unmittelbar bei den Hütten.

Die Leute bauten hier schöne Plankenkanus (mon), die in besonderen Hütten untergebracht waren zum Schutze gegen die Witterung, denn auf diesen Kanus fuhren die Leute weit in das Meer hinaus zum Fischen, sie bildeten den kostbarsten Besitz der Gemeinde.

Die sozialen und wirtschaftlichen Zustände in diesen Gemeinschaften laufen auf Sippenkommunismus hinaus. Grundsatz ist: Gemeinsame Arbeit, gemeinsamer Besitz.

Ich knüpfte umsonst mit den Männern Unterhandlungen hinsichtlich des Ankaufs eines Schweinefangnetzes an. Man wollte mir das Netz nicht überlassen. Die Leute befanden sich hier in einer so günstigen wirtschaftlichen Lage, daß sie es eben nicht nötig hatten, die Produkte ihrer Arbeit gegen Tabak und Tauschware umzusetzen.

Längs der Küste hatte die Regierung einen breiten Weg in den Busch hauen lassen, der die einzelnen Dörfer verband.

Am Abend war auch der erste Regierungsbeamte an Bord; er beteiligte sich natürlich an dem Zechgelage und war bald so ausgelassen wie die übrigen Herren. Ich war zeitig zu Bett gegangen, konnte aber den Schlaf nicht finden, da der Gesang und die wirren Reden der fröhlichen Zecher fortwährend an mein Ohr schlugen.

Man kann es ja den Leuten wahrhaftig nicht verdenken, wenn sie bei solch einer Gelegenheit mal lustig zusammen sind — aber die Maßlosigkeit, mit der sie sich ihren Genüssen hingeben, zeugt doch von einem starken Mangel an Selbstkontrolle. Die Folge solcher Lebensweise läßt dann auch nicht auf sich warten; sie tritt in Gestalt von zunehmender Nervosität in die Erscheinung, die sich bis zum „Tropenkoller“ steigert.

Die Europäer hier in der Kolonie sind vielfach frühere Seeleute, die in der Südsee sitzen geblieben sind, ferner aus dem fernen Europa und Australien Zugewanderte, die aber nicht die Liebe zur Natur und Einsamkeit über das weite Meer trieb, sondern Abenteuerlust und Gewinnsucht. Viele werden dann enttäuscht, und um sich zu betäuben, greifen sie zur Flasche und sind nach einigen Jahren mit ihrer Gesundheit fertig.

Und doch kenne ich Pflanzler und Missionare, die schon 30 Jahre hier gelebt haben und noch ihre volle Arbeitskraft besitzen. Ich möchte nur den Herrn Gouverneur Hahl, Bischof Couppé und den Pflanzler und Schriftsteller R. Parkinson erwähnen, von denen allerdings der letztere inzwischen gestorben ist.

Die „Sumatra“ hatte Namatanai und damit auch Neu-Irland verlassen. Von ferne wurden die Berge der Insel Lihir sichtbar. Auf dieser großen und gut bevölkerten Insel wohnte noch kein Weißer, nicht einmal ein Händler. Die Bevölkerung des Eilandes stand in schlechtem Rufe, war aber außerordentlich geschickt in der Anfertigung von Booten (mit Ausleger) und schönen Flechtarbeiten. Es soll sich hier um eine Mischrasse von Salomoniern, oder, wie man hier sagt, „Bukaleuten“ und Neu-Irländern handeln.

Auf diesem völlig unberührten Boden hätte ein Ethnograph oder Anthropologe noch ein vorzügliches Arbeitsfeld gehabt, und ich würde mich nach Lihir haben übersehen lassen, wenn ich nicht meinen alten Plan, die Insel Bougainville aufzusuchen, damit hätte aufgeben müssen. Wir fuhren weiter an den Tanga-Inseln vorbei, deren größte drei gewaltige Bergkegel aufweist, die mit ihren Gipfeln so nahe aneinander kommen, daß es den Eindruck macht, als ob diese drei Bergriesen miteinander eine geheime Beratung abhielten. Das wildzerklüftete Gebirge war völlig von dichtem Urwald überzogen.

Die Bewohner dieser Insel gehören, ebenso wie die der übrigen, nördlich von Bougainville gelegenen Eilande, der Salomonierrasse an. Die Salomonier sind schöne, kräftig gebaute Menschen mit

dunklem, beinahe schwarzem Kolorit, schön geformten Gesichtszügen und ganz krausen Haaren. Alle Salomonier des nördlichen und mittleren Bougainville und der nördlich vorgelagerten Inseln sind ausgesprochene Kannibalen; sie sind sehr kriegerisch und von Völkern anderer Rassen gefürchtet. Als Arbeiter in Pflanzungen und Gewerbebetrieben sind sie gesucht, und da sie sich auch gern anwerben lassen, so haben diese Inseln als Hauptarbeiteranwerbungsplätze der Südsee besonderen Wert.

Am anderen Tage kamen uns etwa 15 flache Inseln zu Gesicht, die so auf den Wellen lagen, daß sie mit ihrem Kokospalmenbestand kleinen belegten Butterbrotten ähnlich sahen. Es waren die Fead- oder Abgarris-Inseln, Korallenriff-Inseln, die ringförmige Atolle bildeten. Die größte ist die langgestreckte Insel Nuguria.

Nur Nuguria wies wilden Busch auf. Die übrigen Inseln waren dicht mit Kokospalmen bepflanzt, wohl der einzigen Nutzpflanze, die hier fortkommt. Alle Versuche, die der hier stationierte weiße Händler mit anderen Nutzpflanzen gemacht hatte, waren gescheitert.

Die Fead-Inseln wurden von der Forsaith-Gesellschaft ausgenutzt. Der Leiter dieser Gesellschaft, Herr V., hatte die Fead-Inseln ebenso wie die Lasman-Inseln, die Nissan-Inseln, die Carterets und einige Besitzungen auf Neu-Britannien im Februar 1911 für den geringen Preis von $3\frac{3}{4}$ Millionen Mark für die Firma E. E. Forsaith erworben. — Es war ein glücklicher Spekulationskauf gewesen, denn damals hatten infolge der Zollerhöhung viele Leute die Luft verloren, ihr Geld in die Kolonie zu stecken. Die Besitzungen brachten der Gesellschaft jährlich 700 Tonnen Kopro im Werte von 28 000 Mark ein.

Hier sollte die „Sumatra“ viel Kopro aufnehmen, so daß ich während des zweitägigen Aufenthaltes gute Gelegenheit hatte, mich ein wenig zu orientieren.

Die Eingeborenen-Bevölkerung war auf den Fead-Inseln beinahe ausgestorben, und nur die große Insel Nuguria (154° 50' östl. Br., 30° 30' südl. L.) war noch von Eingeborenen bewohnt, deren Zahl sich auf etwa 90 Seelen belief. Aber auch diese wenigen

werden bald vom Erdboden verschwunden sein, denn Luës und Inzucht schaufeln ihnen ein schnelles Grab. Der auf den Fead-Inseln stationierte Händler, Herr M., versicherte mir, daß es keine Familie auf Nuguria gebe, die von Luës verschont geblieben sei. Völlig apathisch gehen sie dem Tode entgegen.

Das selbe Schicksal teilen mit ihnen die Tasman-Infulaner. Auch sie leiden unter dem gleichen Fluche und sind jetzt vielleicht schon ausgestorben. Überhaupt sind alle Völker der mikronesischen Rasse, die die Karolinen und Marshall-Inseln bewohnen und deren verstreute Reste zweifellos die Fead- und Tasman-Infulaner sind, dem Untergange geweiht.

Das ist der Fluch, den die „weiße Kultur“ diesen an sich schon schwachen Völkern gebracht hat. Die Walfischfahrer der vergangenen Jahrhunderte haben diese Meere befahren und die Eingeborenen mit ihren venerischen Krankheiten infiziert.

An dem Fluche der „weißen Kultur“ gehen die mikronesischen Völker zu Grunde — alle Mikronesier früher oder später — sehr schnell aber die Fead-Infulaner.

Die Fead-Infulaner sind nach Körperbau und Habitus sowohl wie nach Sprache und Kultur ausgesprochene Mikronesier. Sie gehören also demselben Stamme an, wie die Bewohner der Palau- und Jap-Inseln, der Karolinen-Gruppe, der Ponape-Gruppe und der Marshall-Gruppe. Im Gegensatz zu den Melanesiern (Neu-Britannien, Neu-Irland) und den Salomoniern (Salomo-Inseln) sind die Mikronesier, die mit den Bewohnern der indonesischen Inselwelt nahe verwandt sind, nicht so kraushaarig und bedeutend heller pigmentiert.

Die Kultur der Fead-Infulaner ist die mikronesische. Ich habe hier sogar einen Webstuhl erworben, ein ausgesprochen mikronesisches Gerät.

Soweit ich mich in der kurzen Zeit meines Aufenthaltes informieren konnte, haben die Infulaner einen ausgeprägten Ahnenkult. Sie geben dem Toten Kostbarkeiten mit in's Grab und errichten über dem Grabe Hügel von Korallensteinen. Die Gräber

werden scharf bewacht, und es war selbst Herrn M. nicht möglich gewesen, von diesem Wolfe Schädel zu erhalten.

Des Händlers „braunes Weib“, die letzte ihrer Sippe, war wohl das schönste Mädchen, welches ich in der Südsee gesehen habe. Ich wollte sie vor dem Männerhause photographieren, aber sie weigerte sich, da ihr der Aufenthalt vor diesem Hause nach den Satzungen ihres Volkes verboten sei.

Ich kaufte den Eingeborenen Schildpatt ab, das hier billig zu haben war. Die Eingeborenen fangen die Riesenschildkröte — ein Seetier — entweder am Strande oder im Meere.

Außer der Kokosnuß, die hier die zu ihrem Gedeihen nötigen Lebensbedingungen findet, gibt es hier noch Pandanus, und zwar wunderschöne Exemplare dieses Baumes.

Der auf diesen Inseln stationierte Händler, Herr M., ein Rheinländer, hob sich in seinem Benehmen und Außern vorteilhaft von seinen Kollegen ab. Ja, er hatte sogar eine kleine Bibliothek in seiner Behausung und schien auch der Völkerkunde und den Naturwissenschaften Interesse entgegenzubringen. Er war in seiner Jugend ausgewandert, um kein Soldat werden zu müssen, und später in den Dienst der Forfait-Gesellschaft getreten. Jetzt verließ er die Inseln. Sein Nachfolger, Herr J., war aber wieder ein richtiger Südseetrader. Er hatte sich gleich mehrere „Freundinnen“ mitgebracht und eine ganze Schiffsladung voll Spirituosen. Damit konnte er sich schon in den vier bis sechs Monaten bis zur Rückkehr der „Sumatra“ die Zeit vertreiben.

Als das Schiff die Anker lichtete, war Herr J. drollig anzusehen. Mit der Whisky-Flasche in der Hand hielt er eine rührende Abschiedsrede auf Englisch — er sprach nur Englisch —. Der langen Rede kurzer Sinn war, daß uns und ihn der Teufel holen möge.

Dabei verzog er die eine Hälfte seines Gesichtes zum Lachen, die andere zum Weinen, ein Kunststück, das ihm so leicht keiner nachmacht.

Unsere nächste, wenn auch nur kurze Anlegestation waren die St. John-Inseln. Ihr bis zur Höhe von 900 m aufsteigendes

Gebirge war weit über das Meer hin sichtbar; es war wild, zerklüftet und von dichtem Urwald überzogen. Diese zerrissenen Felsengebirge sind noch nie von eines Menschen Fuß betreten, und man fragte sich unwillkürlich, ob der geheimnisvolle Schleier, der über diesen Wäldern ruhte, wohl jemals gelüftet würde. Und doch waren uns diese Berge so nahe, daß wir sie beinahe mit der Hand greifen konnten.

Die Bewohner von St. John gehören nicht, wie die Eingeborenen der Fead-Inseln, der mikronesischen, sondern der Salomonierasse an. Kapitän N. erzählte mir, daß auf diesen Inseln die Sitte bestünde, wonach die Männer in der Brautnacht ihre Frauen anderen überließen. Derartige Sitten finden wir bei vielen Völkern; sie erinnern an das „*ius primae noctis*“ des deutschen Mittelalters.

Längeren Aufenthalt hatte die „Sumatra“ auf der Nissan-Gruppe. Diese Inseln sind ähnlich wie die Fead-Inseln Korallenatolle. Aber sie sind mit üppigem Busch überzogen und stark bevölkert. Schön gewachsene, dunkle Salomonier bewohnen diese Inseln. Das lange krause Haar wird kunstvoll gezottelt und mit Muscheln verziert. Durch das durchbohrte Nasenseptum aber pflegen die Leute Federtiele und Muscheln zu stecken. Muschelringe tragen sie auch am Oberarm. Sie sind bewaffnet mit Speer, Pfeil und Bogen, eine Waffe, die auf Neu-Britannien unbekannt ist.

In ihren kunstvoll gebauten Plankentanus ruderten sie auf unser Schiff zu, und mit affenartiger Geschwindigkeit kletterten sie an Bord und umringten den Kapitän und die Schiffsmannschaft, indem sie eifrig auf Pidgin auf den Kapitän einsprachen.

Ich ging trotz des strömenden Regens an Land und suchte das große Männerhaus des nächstgelegenen Dorfes auf.

Die Leute wohnen in langen Hütten, die mit einem bauchigen, bis zur Erde laufenden Giebelbache versehen sind. Die Wände, aus Kofosblatt geflochten, haben an der Vorderseite ein Eingangsloch. Die Dächer ragen nach vorn und hinten weit über und schützen einen kleinen, vor der Hütte befindlichen Hofraum, auf dem viel Holzvorräte aufgeschichtet sind.

Überall tummelten sich Schweine umher, und ich habe noch in keinem Eingeborenendorfe so viele Schweine gesehen wie hier.

Die Häuser sind regelmäßig gebaut und bilden eine Dorfstraße.

Im Innern des Männerhauses (Schlafhaus und Arbeitshaus der Männer) sah ich große Bambusschlafpritschen, ferner auf dem Dachgesims einige lange Schweineneze. Vorn am Eingange aber stand eine riesige Anschlagtrommel.

Wie schaurig mochten die Klänge dieser Trommel schon durch den Wald gedöhnt haben, wenn sie die Leute zusammenrief zu Fest und Gelage. Menschenfleisch war für die Nissan-Leute das beliebteste Essen, und bei einem größeren Feste durfte es nicht fehlen.

Noch nicht lange war es her, da mußte eine Strafexpedition gegen die Inselbewohner abgeschickt werden, weil sich verschiedene Häuptlinge des scheußlichen Kannibalismus schuldig gemacht hatten. Der Vorgang ist so recht charakteristisch für die grauenhaften Zustände, die noch heutzutage bei vielen entlegenen Südseestämmen vorherrschen und die uns wiederum den Beweis liefern, daß das Rousseau'sche Ideal vom Glück des Naturmenschen ein Phantom ist.

Die Witwe „Karas“ war ohne Anhang, ohne Familie. Da hatte der Häuptling sie zu sich genommen und, nachdem er seine Lust an ihr ausgelassen, hatte er sie gemästet wie man ein Schwein mästet. Dann aber hatte er die Karas mit der Keule erschlagen und im Verein mit anderen Häuptlingen verspeist.

Feierlich hatte man die Leiche zerlegt, auf heißen Steinen geröstet und verzehrt. Und jeder Häuptling hatte ein Stück von dem Braten mitbekommen —. Alle Teilnehmer des Schmauses wurden ihrem Range nach behandelt. Der Vornehmste erhielt den Kopf, ein anderer die Lenden, ein dritter die Brüste und ein vierter den Bauch.¹⁾

Nach altem Brauche war nun jeder Teilnehmer an diesem grauenhaften Mahle verpflichtet, sich bei dem Gastgeber mit einem gleichen Mahle zu revanchieren. Woher aber sollte man die Opfer

¹⁾ Die Kannibalen sind sehr geschickte Anatomen.

nehmen? — Man fürchtete die Rache der Verwandten, die Blutrache. — Darum wählte man sich eine anhanglose Witwe aus, bei einer solchen war ja nach dieser Richtung hin nichts zu befürchten.

Der Witwe, welche die Sitten und Gebräuche ihres Volkes kannte und über die Pläne der Kannibalenhäuptlinge informiert war, wurde bange um ihr Leben, und sie entfloh in das Haus des weißen Händlers.

Dieser aber verbarg sie und schützte sie gegen ihre Bedränger. Die Eingeborenen, wütend über den entgangenen Festbraten, erblickten in dem Vorgehen des Weißen einen Eingriff in ihre Rechte und drohten mit Feindseligkeiten.

Nur durch Zufall war es dem Händler noch möglich, einen treuen Mann nach Rabaul zu schicken und um Hilfe zu bitten.

Eine Strafexpedition ging ab, und die schuldigen Häuptlinge wurden gefangen genommen. Man fragte sie, warum sie Menschenfleisch verspeisten, wo ihnen doch hinreichend Schweine zur Verfügung ständen. Ein älterer Häuptling antwortete, er wolle wieder stark und jung werden durch den Genuß vom Fleische einer jugendlichen Frau. Der Häuptling war also der Meinung, daß der Genuß vom Fleische der jugendlichen Witwe ihn, den schon an marasmus senilis leidenden Mann, wieder jung und zeugungsfähig mache —.

Also haben wir wiederum einen Beweis, daß nicht lediglich Hunger und Gier die Anregung zum Kannibalismus geben, wie vielfach angenommen wird, sondern daß es sich gewissermaßen auch hier wieder um einen Zauberaakt handelt, da sich der Kannibale die Fähigkeiten des verspeisten Opfers durch diese Mahlzeit aneignen will. Die Kraft des Kriegers, dessen Leiche er verspeist hat, geht auf ihn über — die jugendliche Zeugungskraft der verspeisten Frau macht ihn wieder jung und zeugungsfähig.

Dazu kommt allerdings noch als sekundäres Moment der gute Geschmack des Menschenfleisches.

Ich traf einige Männer im Männerhause und bat sie, mir ein Schweinesfangnetz zu überlassen. Jene erklärten mir, nur ihr „King“ (Häuptling) könne das. Ohne ihn aber ginge es nicht. Ich er-

wartete also den Ring. Nach kurzer Beratung mit den Männern überreichte mir der Häuptling das Netz. Als Gegenwert erhielt er von mir Waren im Werte von etwa fünf Mark. Ich hatte den Leuten in Namatanai für dasselbe Netz 20 Mark geboten, und nichts bekommen.

Wir sehen hier, daß der Älteste (Häuptling) erst nach Beratung mit allen Männern das Netz veräußerte. Er handelte also nicht auf eigene Faust, sondern lediglich als Vertreter der Männer. Ein Sondereigentum eines Einzelnen an dem Netz bestand ja nicht, sondern es gehörte allen Männern gemeinsam, weil alle gemeinsam daran gearbeitet hatten und alle es auch gemeinsam auf ihren Treibjagden benutzten. Wir stoßen hier auf einen ausgeprägten Kommunismus, wie er nur in kleinen sozialen Körperschaften möglich ist.

Frauen kamen mir hier nicht zu Gesicht. Ob das Zufall war, oder ob die Frauen mit Absicht verborgen gehalten wurden, weiß ich nicht.

Von den vielen Schweinen, die hier herumliefen, reklamierte unser Passagier, der auf den Tead-Inseln stationiert gewesen war, den Händler M., etwa ein Drittel als sein Eigentum, mit der Begründung, daß er früher hier Schweine ausgesetzt habe, die sich inzwischen stark vermehrt hätten. Da niemand ihm sein Recht streitig machte, so veranstaltete Herr M. ein lustiges Schweine-treiben. Das war ein gefundenes Fressen für die Eingeborenen, die sich mit vielem Geschrei daran beteiligten. Sie spannten ihre, oft 40 m langen Netze aus und trieben die Schweine scharenweise gegen die Netze. Hier wurden dann die Tiere gefangen, wobei viele mit den furchtbaren Speeren der Eingeborenen verwundet oder gar getötet wurden.

Das Geschrei und der Lärm, den diese fröhliche Jagd auf Seiten der Verfolger und Verfolgten auslöste, ist unbeschreiblich.

Auf diese Weise hatte denn die „Sumatra“ mal wieder einige vierfüßige Passagiere erhalten, die übrigens stark zur Seekrankheit neigten.

Bevor unser Schiff wieder in See ging, kam es noch zu einer kleinen Szene. Der auf dieser Inselgruppe stationierte Händler N., ein Schwede, der offenbar zu tief in die Whiskyflasche geguckt hatte, fiel, während er Abschied nehmend an Bord heruntorkelte, mit seiner Schnapsflasche zu Boden und verletzte sich an den Glassplintern die Finger. Nachdem man ihm einen Verband angelegt hatte, wurde er in Gnaden entlassen.

Der arme Kerl mußte nun mal wieder vier Monate auf eine neue Gelegenheit zum Gedankenaustausch warten. — Auch kein beneidenswertes Loß, so eine Traderegistenz!

Vor den kleinen Kareret-Inseln ging die „Sumatra“ ebenfalls vor Anker. Niedrige, sandige Inseln sind es, die von dichtem Busch durchsetzt sind. Die Eingeborenen, auch Nordsalomonier, wohnten direkt an der Küste. Ihre Häuser wiesen denselben Baustil auf, wie die Hütten auf den Nissan-Inseln. Die Frauen trugen eine aus Pandanusblatt hergestellte Regenmatte über dem Kopfe, eine Sitte, die auch in Neu-Britannien und auf anderen Inseln der Südsee sehr verbreitet ist.

Auf diesen Inseln sind Muschelbeiklingen und andere Kulturgeräte gefunden worden, die darauf hindeuten, daß hier früher ein anderes Volk, offenbar Mikronesier, gewohnt haben. Die Salomonier haben keine Muschel-, sondern Steinbeiklingen. Es bleibt also die Möglichkeit, daß entweder die frühere Bevölkerung dieser Inselwelt ausgestorben ist, oder daß sie von den vordringenden Nordsalomoniern vollkommen vernichtet worden ist.

Von hier aus näherten wir uns wieder der Ostküste der Gazelle-Halbinsel. In Nodip, einer Pflanzungsstation an der Ostküste, setzte Herr M. einen Teil seiner in Nissan eingefangenen Schweine aus, und dann fuhren wir wieder die Nordküste der Gazelle-Halbinsel entlang, bis wir in unsern Rabauler Ausgangshafen einliefen.

Die Fahrt hatte etwa 14 Tage gedauert und 180 Mark gekostet.

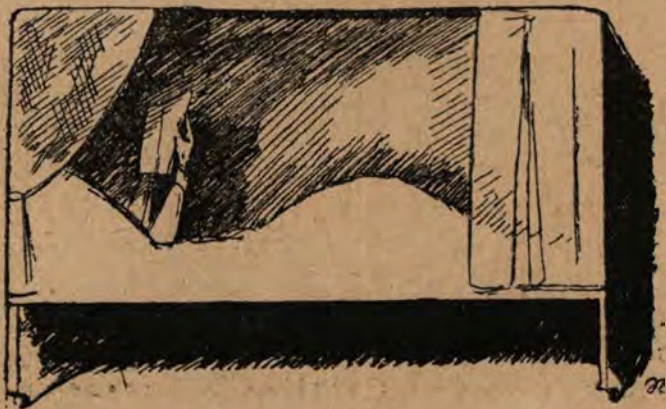
Meiner Sorge um die Wohnung war ich enthoben —. Auch Herrn Ra.'s Veranda brauchte ich nicht mehr, denn eine schmerzhaft

Darmentzündung zwang mich, das Krankenhaus in Namanula¹⁾ aufzusuchen. Mit Mühe schleppte ich mich den Berg hinauf. Der Arzt hielt meine Erkrankung für die Folge der ungewohnten Saronahrung in den Bainingbergen.

So lag ich denn mit warmen Reiskompressen auf dem Leibe im Bett, und als ich nach ärztlicher Verordnung wieder aufstand, meinte die diensttuende Schwester, ich müßte noch mindestens 14 Tage dort bleiben. Nun war es zwar hier oben recht schön, und der Blick auf die Blanche-Bai und die vorgelagerte Inselwelt bis nach Neu-Irland hin war eine hinreichende Entschädigung für die ausgestandenen Schmerzen. Auch das „dolce far niente“ in den schönen Anlagen des Krankenhauses bekam mir gut — aber in fünf Tagen fuhr die „Sumatra“ wieder nach Bougainville; sie sollte mich doch mitnehmen. Darum mußte ich in fünf Tagen reisefähig sein, mochte es kosten, was es wolle.

Der Arzt meinte zwar, es sei ausgeschlossen, daß ich nach Bougainville fahren könne, jedenfalls lehne er jede Verantwortung ab. Ich erklärte ihm aber, die Verantwortung für diese Reise und für meine Gesundheit schon selbst übernehmen zu wollen, verließ das Krankenhaus und stieg nach Rabaul hinunter, um mich nach Bougainville einzuschiffen.

¹⁾ Kap. VI.





Elftes Kapitel.

Auf Bougainville¹⁾

Überfahrt — Buſa — Bougainville — Eine mutige Frau —
 Station Rieta — Pflanzung Uropa — Das Krokodil — Die
 Buſcherpedition — Tanzfeſt der Raſſioi — Ein Pfeilſchuß —
 Händler H. — In Reboine — Abfahrt

Ich ging nicht allein nach Bougainville, ſondern befand mich in guter Geſellſchaft. Da war zunächſt Herr M. aus Weimar, Direktor der Bismarck-Archipel-Pflanzungsgeſellſchaft, mit Gattin, ferner ein Angeſtellter der Firma Herſheim und ein Händler und Pflanze von der Nordküſte der Gazelle-Halbinſel. Lezterer, Herr H., hatte die Abſicht, auf Bougainville Arbeiter anzuwerben.

Herr H., eine typiſche Traderfigur, hatte es verſtanden, ſich unter der Maſke von Gutmütigkeit und Harmloſigkeit in der Kolonie beliebt zu machen. Infolge ſeiner Verwandtſchaft mit

¹⁾ Benannt nach dem Admiral Bougainville, dem erſten franzöſiſchen Weltumſegler.

angesehenen Pflanzfamilien genoß er sogar ein gewisses Ansehen; er war Mitglied des Gouvernementsrats. Seine fortwährende Trunkenheit nahm ihm ja hier niemand übel, ja, sie erhöhte noch sein Ansehen. In der Tat, Herr H. war schon des Morgens in aller Frühe betrunken. Dann feierte er seine Morgendacht auf dem Deck des Schiffes. „Herr“, rief er, „laß mich heute nicht nüchtern werden, damit ich mein Elend nicht erkenne.“ Aberhaupt war er ein drolliger Kerl, an dem jeder seinen Spaß haben mußte. Alle unsere schönen deutschen Sprichwörter, z. B. das von der Morgenstunde, die Gold im Munde haben soll, verdrehte er in das Gegenteil — alle schwarzen Jungen nannte er „Krischan“, was so viel heißen sollte wie „Christian“. Natürlich hatten die Leute andere Namen.

Aber diesen scherzhaften Herrn lachte die ganze Gesellschaft.

Mich hatte er besonders in sein Herz geschlossen, denn sobald er mich erblickte, schoß er auf mich los, ließ etliche Flaschen Bier herbeiholen und lud mich ein mit den freundlichen Worten: „Na, Feuerholz¹⁾, nun wollen wir uns mal ordentlich die Nase begießen.“ Wenn ich aber mal ablehnte, so war er sehr gekränkt und strafte mich mit Verachtung.

Die „Sumatra“ machte zunächst in Karolahafen auf Vuka Station. Diese Insel ist Bougainville nördlich vorgelagert und galt als Hauptanwerbeplatz für Arbeiter.

Die Insel ist im Osten flach, im Westen aber gebirgig. Direkt am Ufer erhebt sich eine Felswand, auf der ich gute Kofosbestände bemerkte und zahlreiche Hütten, die genau so gebaut waren wie die der Nissan- und Carteret-Gruppe.

Die Eingeborenen fuhren uns schon von weitem entgegen auf ihren schlanken, seetüchtigen Planckenkanus mit den weit ausgeschweiften Vorder- und Hinterstegen. Etwa 10 Kanus, dazu Auslegeboote und Flöße aus zusammengebundenen Palmholzstämmen, umkreisten das Schiff.

Schöne Menschen waren es, mit blitzenden Augen, dunkler

¹⁾ Spitzname für Sammler von Speeren und anderen Holzartikeln.

Hautfarbe und phantastischem Schmuck. Ihr langes und krauses Haar war buschartig in die Höhe gezottelt. Ganz eigenartige Frisuren konnte ich hier wahrnehmen, Frisuren, die durchaus geschmackvoll waren und auf deren Erzielung die Leute viel Zeit und Mühe verwandten.

Geschmückt mit gewaltigen Nasenpfeilen von Tridafna-Muschel und schweren, aus der Tridafna-Muschel herausgearbeiteten Armringen, bewaffnet mit langen Kriegsspeeren, mit Pfeil und Bogen, machten diese Leute, wie sie von allen Seiten unser Schiff umringten, einen durchaus abenteuerlichen Eindruck.

Das waren so recht die Typen von „Wilden“, wie sie mir von früher Jugend an vorgeschwebt hatten.

Die Leute wollten ihre Stammesgenossen abholen, die jetzt, nachdem sie jahrelang in der Fremde geweltet hatten, mit der „Sumatra“ zu ihrem Stamm in ihr heimatliches Dorf zurückkamen. Nicht mit leeren Händen kamen sie — nein, reich ausgestattet mit Waren aller Art, dem sauer verdienten Lohn ihrer Arbeitsjahre. Jetzt wurde er unter die Sippenossen verteilt — getreu nach den Grundsätzen des Kommunismus. Dem einen oder dem anderen mochte wohl noch so viel übrig bleiben, daß er sich eine Frau von einem anderen Stamm, aus einer anderen Sippe kaufen konnte.

Die Frauen stehen hier hoch im Preise. Etwa 10 Tridafnaarmringe werden für eine gut gewachsene Frau gezahlt, während man für einen Armring nur ein Schweinchen kaufen kann, für zwei aber schon einen Hund.

Diese Armringe gelten also als allgemeine Wertmesser; sie werden von St. John, den Niffan- und den Tanga-Inseln importiert.

Nachdem wir unsere schwarzen Passagiere abgesetzt hatten, liefen wir vorübergehend noch einmal die Carteret-Inseln an und näherten uns dann der großen Insel Bougainville.

Bougainville (5° 6' südl. Br. 175° östl. Länge) umfaßt ein Bodenareal von ca. 8900 qkm und ist die nordwestlichste der seit dem Jahre 1884 zum deutschen Kolonialbesitz gehörigen Salomo-Inseln.

Im Jahre 1899 wurde die ganze Inselgruppe an England abgetreten, nur Bougainville blieb bis zum Weltkriege deutsch.

Die Insel ist von einem wild zerklüfteten, hohen, bewaldeten Gebirge durchzogen, welches nach Westen hin schroff zur Küste abfällt, nach Osten aber, weniger steil, einen oft mehrere Kilometer breiten Küstenstreifen freiläßt.

Das Gebirge hieß (unter deutscher Herrschaft) im nördlichen Teile der Insel „Kaisergebirge“, im südlichen „Kronprinzengebirge“. Der höchste Punkt des Kaisergebirges, der 3500 m hohe Balbi, ist fast immer in Wolken gehüllt.

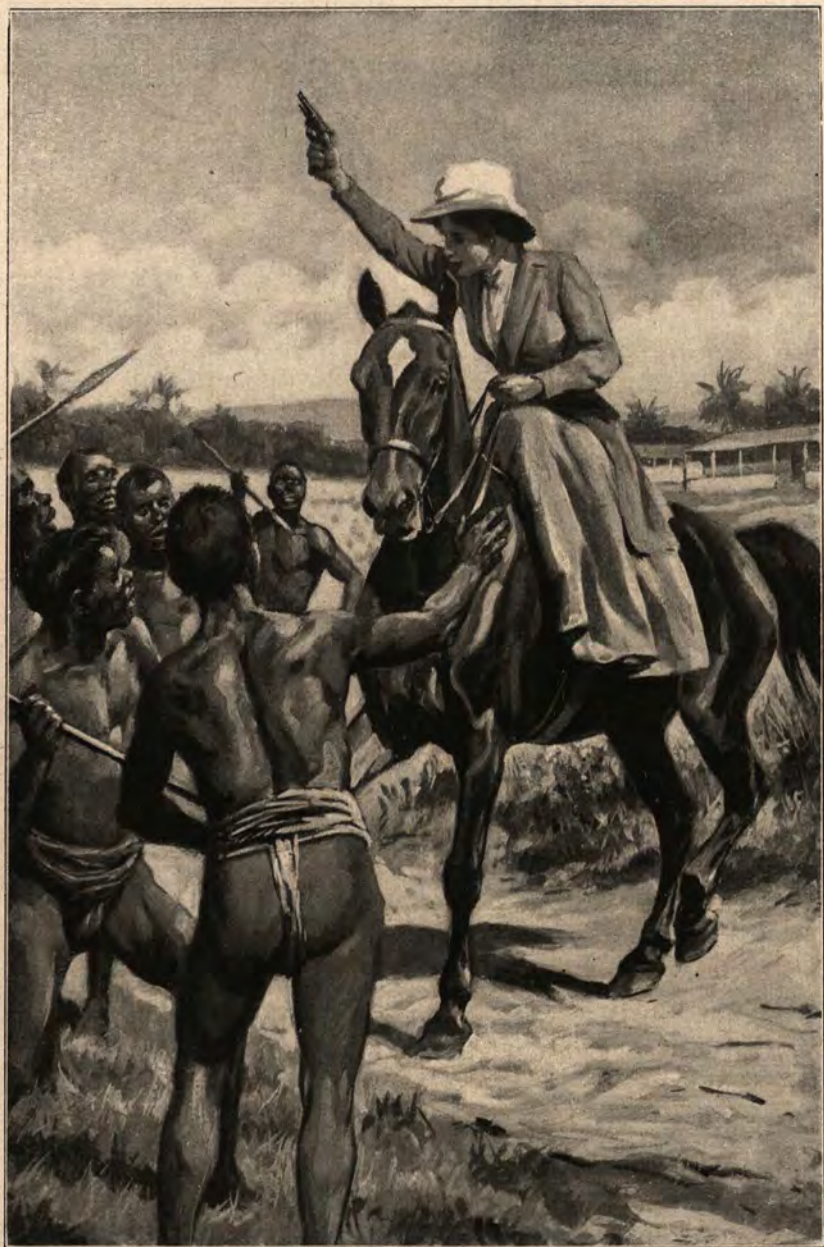
Die Gesamtmenge der atmosphärischen Niederschläge beträgt an der trockeneren Küste durchschnittlich 4500 mm pro Jahr.

Wir liefen zuerst in Simpuz an, einer Pflanzungsstation an der Ostseite des nördlichen Teiles der Insel, wo Frau D., eine Tochter des bekannten Herrn Parkinson, eine Pflanzung selbständig leitete.

Die Pflanzung, etwa 100 ha, hatte sie binnen weniger Monate in den Urwald einschlagen lassen. Ihr Haus lag erhöht auf einem Hügel am Meere, so daß sie ihren ganzen Besitz übersehen konnte.

Einjam inmitten kannibalischer Völker wohnte die junge Dame hier. Noch vor zwei Wochen hatte der Stationsleiter D. zwei Dörfer der Eingeborenen in Brand stecken müssen, weil diese sich geweigert hatten, die Teilnehmer an einer Menschenmahlzeit auszuliefern —. Also selbst hier, in der unmittelbaren Nähe einer europäischen Pflanzung scheuten sich die Eingeborenen nicht, kannibalischen Gelüsten zu frönen, obwohl sie genau wußten, wie strenge derartige Greuel von den Weißen bestraft wurden!

Frau D. war eine Dame, vor der ich allen Respekt hatte, denn sie besaß nicht nur Arbeitskraft und Zähigkeit, sondern auch — Mut. Als sie neulich einen Jungen in der Pflanzung wegen dummer Streiche durchgeprügelt hatte, drohten die Eingeborenen sie zu erschlagen. Aber die junge Dame ritt ihnen kaltblütig entgegen, feuerte eine Pistole ab und befahl den Aufständischen, sofort die Speere und Waffen niederzulegen. Die verblüfften Eingeborenen gehorchten und ließen die Pflanzlerin fürderhin in Ruhe.



In ernstester Lebensgefahr
(Kap. XI)



Volkstypen von Australien und der melanesischen Inselwelt
Oben links: Australier, Feuer reibend; rechts: Australier mit Satauiernarben;
unten links: Mutter und Kind im Schmuck (Neu-Guinea);
rechts: Vaininger vor ihrer Hütte.

Am Strande traf ich einige junge Leute, die durch ihre merkwürdige ballonmützenartige Kopfbedeckung aus Pandanusblatt als zukünftige Mitglieder eines Geheimbundes „Kukruk“ gekennzeichnet waren. Es waren Jünglinge, die in die Geheimnisse des Kukruk eingeweiht wurden und während dieser Zeit in einer abseits vom Dorfe liegenden Hütte wohnen mußten. Die Ballonmütze (hassebou) mußten sie so lange tragen, bis das Kopfhaar ganz hineingewachsen war, dann wurde sie feierlich verbrannt.

Wehe dem Weibe, das solch einen jungen Kukrukandidaten (matasesén) ohne Kopfbedeckung sehen, oder gar die geheime Wohnung der Jünglinge betreten würde — sie wäre des Todes.

Ich versuchte einem jungen Manne die Mütze abzunehmen, was mir aber wegen der hineingewachsenen Haare nicht möglich war. Der Bursche nahm mir übrigens den Scherz recht übel, denn er setzte sich mir gegenüber zur Wehr.

Frau D. erklärte mir, es sei eine schwere Kränkung eines jungen Mannes, wenn man ihm die Ballonmütze abnehme. Von den Eingeborenen könne ich eine solche Mütze nicht so leicht erhalten, aber sie — Frau D. — habe noch ein Exemplar im Besitze, das wolle sie mir für das Stuttgarter Museum mitgeben.

Ich war der guten Frau sehr dankbar für die interessante Mütze, die, weil sie sofort nach dem Gebrauch von den Eingeborenen mit den hineingewachsenen Haaren abgeschnitten und verbrannt wird, nur sehr selten in Museen anzutreffen ist.

Die nächste Station war die südlicher, an einer durch vorgelagerte Inseln geschützten Bucht gelegene Regierungsstation Riëta, Residenz des Stationsleiters Kapitän D. Er war als Seemann ein Mann der Praxis, und solche Leute taten der Kolonie not.

Die Station befand sich in einem blühenden Zustande. Die hellen, verandengezierten Häuser der Europäer, welche sich an einem grasbewachsenen Hügel hinaufzogen, gewährten ein anmutiges und freundliches Bild. Unten am Strande unterhielt die Firma Hershheim einen Store, von wo aus alle Weißen auf der Insel mit Lebensmitteln versorgt wurden.

Der Stationsleiter betrieb neben seinen Amtsgeschäften auch Viehzucht. Er hatte als erster das javanische Fettsteißschaf in die Kolonie eingeführt — ein Versuch, der sich rentiert hatte, denn die Schafe gediehen nicht nur, sondern sie pflanzten sich auch fort. Dagegen hatten die ebenfalls von ihm eingeführten australischen Rinder auch hier unter den Bissen einer Zecke zu leiden.

Herr D. hatte die Liebenswürdigkeit, mir für den Fall, daß ich in Riëta wohnen wollte, ein Häuschen anzuweisen; auch versprach er mir Träger für eine Expedition in das Innere. Von Herrn D. erhielt ich auch meinen treuen Diener Sisi, einen Salomonier, der mich auf allen meinen Wegen begleitete, ein braver und anstelliger Bursche.

Einige Meilen südlich von Riëta lag die Pflanzung Uropa, das Ziel meiner Reise. Auch Herr und Frau M. stiegen hier aus, denn Herr M. wollte in seiner Eigenschaft als Direktor der Bismarck-Archipel-Pflanzungsgesellschaft die Pflanzung inspizieren. Er wohnte mit seiner Gattin im Hause des Pflanzungsleiters S., jenes alten Bekannten vom „Sandakan“, von dem schon früher die Rede war.

Mit Herrn S., der sich übrigens über den Verlust seiner desertierten Amboinesin noch immer nicht ganz getröstet hatte, war ich schon auf dem Schiffe übereingekommen, daß ich bei ihm auf seiner einsamen und schönen Pflanzung wohnen sollte. Von dort aus wollten wir dann zusammen eine Expedition unternehmen bis tief in das Kronprinzengebirge hinein. Diese geplante Expedition aber wurde zu Wasser, denn durch die Anwesenheit des Herrn M. war S. an die Pflanzung gebunden.

Nur auf die gemeinsame Einladung meines Gastgebers und der Familie M. hin entschloß ich mich, noch einige Wochen auf der Pflanzung zu bleiben, nachdem ich mich davon überzeugt hatte, daß das Haus uns allen reichlich Platz bot.

Das große Holzhaus, mit weiter Halle, war auf einem unmittelbar am Strande gelegenen Hügel erbaut und gewährte nach Norden hin einen prachtvollen Ausblick auf die brandende See, nach Süden

auf die Pflanzung und das hinter der Pflanzung liegende, mit dichter Urwaldvegetation überzogene Kronprinzengebirge.

Das Gebirge besteht aus mehreren parallelen Höhenzügen. Im Hintergrunde bemerkt man drei hohe zerklüftete und völlig mit Vegetation überzogene Krater, die bis jetzt noch von keines Menschen Fuß betreten worden waren und deren Höhe auf mehr als 2000 m über dem Meerespiegel geschätzt wird.

Diese Krater wollten G. und ich besteigen. Mindestens drei Wochen Zeit und weitgehende Vorbereitungen wären dazu erforderlich gewesen — aber es ging nicht, aus dem vorerwähnten Grunde.

Von unserem Hügel aus konnte ich genau sehen, wie weit die Siedlungen der Eingeborenen bis in das Gebirge hineinreichten. Sie stiegen meiner Schätzung nach bis zu 800 m bergan, denn in dieser Höhe sah ich noch Rauchwolken aus dem Walde aufsteigen, ein sicheres Zeichen dafür, daß sich dort noch Eingeborenen-siedlungen befanden.

Die Pflanzung lag wie ein kleines Königreich um den Hügel herum. Man pflanzte Kofos, Fikus, Hevea (brasiliensis), Kakao, Bananen und anderes. Am Fuße des Hügels war die Siedlung der Pflanzungsarbeiter, die in kleinen, zu der Pflanzung gehörigen Hütten mit ihren Familien wohnten. Ein vorzügliches Verfahren, denn einmal werden die Arbeiter hierdurch an die Pflanzung gefesselt — sie haben ja hier ihre Familie, ihr Heim —, dann aber wird auch durch dieses Familiensiedlungssystem vermieden, daß der Arbeiter nicht jahrelang von seiner Familie getrennt lebt, ein Uebelstand, der nicht wenig dazu beiträgt, die Bevölkerung, die an sich schon auf dem absteigenden Uste ist, noch schneller dem Aussterben entgegenzuführen. In der Regel lassen sich ja nur junge, zeugungskräftige Männer anwerben, die dann durch den Vertrag jahrelang von ihren Familien ferngehalten werden, wodurch der Geburtenrückgang noch vergrößert wird.

Die Pflanzung Aropa, die ihren Namen nach dem einige englische Meilen südlich in das Meer mündenden Aropaflusse führt, war

mit der Regierungsstation Rieta sowohl wie auch mit den übrigen an der Ostküste liegenden Siedlungen und Missionsstationen durch einen breiten, in den Busch geschlagenen Küstenweg verbunden, den sogenannten Regierungsweg, weil die Regierung ihn hatte anlegen lassen.

Ein Abelftand nur machte sich auf der Pflanzung bemerkbar, sie war, wie die Ostküste der Insel überhaupt, völlig malariaverseucht. Weiße und Farbige litten unter Fiebern, und in der Zeit meines Aufenthaltes auf der Insel starben drei Weiße am Schwarzwasserfieber, was immerhin bei der geringen Anzahl von Weißen, die die Insel bewohnen, schon etwas heißen will.

Man konnte sich gegen die Anopheles, die hier des Abends in Massen ausschwärmt, nicht einmal durch Handschuhe und doppelte Strümpfe schützen. Besonders des Nachts hat man unter dieser Plage zu leiden, da es trotz aller Vorsicht nur selten vermieden wird, daß solch ein kleines, schwarzes Ungeheuer unter das Netz gerät, und dann ist es schon mit der Ruhe vorbei.

Im übrigen befand ich mich hier in Gesellschaft gebildeter Weißer recht wohl. Auch führte Herr S. eine vorzügliche und bekömmliche Küche. Viel Vergnügen bereiteten uns die Hunde des Herrn S. und vor allem sein Affe „Jakob“, ein drolliges Tier, das sich S. während seines letzten Urlaubs aus Indien mitgebracht hatte. Jakob trank auch Bier, wurde regelrecht betrunken, und machte im Rausch die tollsten Streiche, schlug Purzelbäume und warf den schwarzen Jungen allerhand Gegenstände an den Kopf.

Da die Hitze sehr groß war, so freute ich mich immer auf mein kühlendes Bad, das ich in der Regel des Abends nach vollbrachtem Tagewerk im Uropa nahm. Hier hatte ich so recht Gelegenheit, kleinere Schwimmübungen zu machen. In der Regel badete ich in der Nähe der Mündung, einmal, weil der Fluß hier eine gehörige Breite und Tiefe hatte, dann aber auch, weil die Krokodile, die recht zahlreich den Fluß bevölkerten, an diese Stelle nur selten hinkamen.

Als ich mich trotzdem eines Nachmittags ein wenig weiter

hinaufgewagt hatte, sollte ich denn auch die persönliche Bekanntschaft eines solchen Ungeheuers machen. Die Tiere liegen nämlich, wenn sie sich sonnen, wie faules Holz auf dem Wasser und sind dann kaum von einem morschen Baumstamme, wie sie häufig hier im Wasser herumliegen, zu unterscheiden. So glaubte ich denn, als ich, ermüdet von den Anstrengungen des Schwimmens, einen graugrünen morschen Baumstamm im seichten Uferschlamm liegen sah, ein bequemes Ruheplätzchen gefunden zu haben — aber groß war mein Entsetzen, als meine Hand auf den schuppigen Panzer eines Krokodils faßte, das natürlich sofort mit blitzartiger Schnelligkeit untertauchte. Das war eine recht unangenehme Situation, denn die Bestie, die im Wasser sehr behende ist, konnte mit ihren spitzen Zähnen mein Bein fassen und dann war ich verloren. Hat nämlich ein Krokodil im Wasser seine Beute mal erfaßt, so läßt es sie nicht wieder los.

Zum Glück war das Ufer nahe, dem ich dann so schnell wie möglich zustrebte. Ich dankte meinem Schöpfer, als ich noch mit heiler Haut das Ufer erreicht hatte, und nahm mir vor, nie wieder im Uropa zu baden.

Als ich Herrn S. den Vorfall erzählte, erwachte in ihm die Jagdlust. S. war ein alter Krokodiltöter und besaß manche schöne Trophäe in seiner Arbeitsstube.

Wir dehnten nun täglich unseren Spaziergang bis zum Uropa aus, jedoch kein Krokodil wollte sich mehr zeigen.

Aber „wer ausharrt wird gekrönt“. Eines schönen Morgens bemerkte Herr S. ein Tier, wie es träge und fett auf dem seichten Ufer lag und sich sonnte. Es hatte den gewaltigen Rachen ein wenig aufgesperrt und ließ eine Reihe spitzer Zähne sehen.

Nun hieß es die Riesenechse so treffen, daß sie nicht mehr entweichen konnte, denn nur in den Weichteilen der Achselhöhle ist dieses gepanzerte Ungeheuer verwundbar.

Während ich noch überlegte, krachte schon ein Schuß. Noch einmal bewegte das Tier, tödlich getroffen, den langen Schwanz und blieb dann ruhig liegen — eine Krokodilleiche.

Im Triumph trugen die Jungen das noch nicht ganz ausgewachsene Reptil nach Hause. Es lieferte für die Eingeborenen einen guten Fesibraten, während Herr S. den Schädel seiner Krokodiltrophäensammlung einverleibte.

So gut es mir auch auf der Pflanzung gefiel, so mußte ich doch daran denken, in das Innere der Insel vorzudringen, um mit den Nasioi, einem Bergvolke im Hinterlande der Landschaft Uropa, in Fühlung zu treten.

Bougainville ist keineswegs einheitlich bevölkert. Im Norden der Insel wohnen die schon früher erwähnten Nordsalomonier, auch „Bukaleute“ genannt, dieselbe Rasse, welche ja auch die uns schon bekannten Inseln: Buksa, die Carterets, die Nissan- und Tanga-Gruppen und andere bewohnt.

An diese schließen sich südlich die ihnen nahe stehenden Api- und die Numa-Numa-Leute. Es folgen die Nasioi, die kulturell und sprachlich von ihren nördlichen Nachbarn wesentlich abweichen, und schließlich, in der südlichen Ebene, die Buin- oder Selei-Leute. Letztere sind von den Bewohnern der südlich von Bougainville liegenden Ulu-Inseln kulturell stark beeinflusst worden. Ulu-Inulaner haben sich auf Bougainville angesiedelt und mit der Küstenbevölkerung vermischt. Weiter in den Bergen finden sich reinere Kulturen.

Meine Absicht war nun, das bis dahin wenig bekannte Bergvolk der Nasioi aufzusuchen und einige Wochen bei diesem ethnographisch, wie anthropologisch hochinteressanten Volke zu verbringen.

Obwohl die Nasioi ein ausgesprochenes Bergvolk sind, haben sie auch an der Küste einige Siedlungen gegründet, deren bedeutendste das Handelsdorf Toberoi, berühmt wegen seiner Sonopfmanufaktur, und das Fischerdorf Reboine sind.

Reboine liegt direkt am Ausflusse des Uropa und sollte später noch meine Residenz werden, denn hier stand ein leeres Grasshaus, das ich in den letzten Wochen meines Aufenthaltes auf Bougainville bezog.

Zunächst plante ich eine Expedition in das dicht bevölkerte Hinterland von Aropä, wo ich die beste Gelegenheit hatte, die Nafioi in ihrer gebirgigen Heimat kennenzulernen.

Zu diesem Zwecke versorgte ich mich in Riëta mit Konserven, Tradewaren und Säcken. Auch besorgte mir Herr Stationsleiter D. vier Träger, nämlich drei Admiralitäts- (jetzt „Admiralty“) Insulaner und einen Neu-Irländer Namens Samoni. Letzterer war zugleich Führer der Expedition. Dazu kam noch mein Junge Sisi, der meinen photographischen Apparat zu tragen hatte und zugleich mein Leibkoch war.

Der Marsch in das Innere dieser unwegsamen Gebirginsel war sehr anstrengend. Die schmalen Kanakpfade, die die einzelnen Dörfer miteinander verbanden, verloren sich hin und wieder ganz im wilden Busch, und ich bewunderte Samoni, der sich immer wieder aus diesem verworrenen Knäuel von Schlinggewächsen und stacheligen Rotan hinausarbeitete. Ja, hier mußte, ähnlich wie in den Bainingbergen, jeder Schritt Wegeß mühsam erkämpft werden. Samoni teilte mit seinem scharfen Buschmesser nach links und rechts gewaltige Hiebe aus und öffnete uns eine Gasse.

Die Vegetation war von seltener Schönheit. Riesige Eisenbäume strebten kerzengrade 50 bis 60 m in die Höhe. Mandel- und Galipbäume, Brennpalmen und Fächerblattpalmen wuchsen wild durcheinander. Viele Bäume waren umklammert von den armdicken Tauen der Lianen, der Würger des Urwaldes. Überall dort, wo Luft und Licht die taufrischen Stämme der Bäume berührte, hatten sich Moose und Farne festgesetzt. Jeder freie Raum war ausgenutzt, denn die Natur ist geizig im Urwalde.

Charakteristisch für die echte Urwaldszenerie sind auch die vielen Nestfarne mit ihren langen lanzettförmigen Blättern, die oben in den Zweigen der Bäume ihr epiphytisches Dasein fristen.

Flüsse waren zu überschreiten und steile Abhänge zu überwinden. Oft mußten mich meine Begleiter buchstäblich den Berg hinaufziehen, weil ich auf dem schlüpfrigen Boden mit meinen Schuhen keinen Halt fand.

Hatten wir nun endlich mühsam eine Höhe von etwa 1000 Fuß erklommen, so ging es wieder auf jähen Pfaden in das Thal hinab. Unten rauschte über Steingeröll das klare Wasser eines Bergflusses. Ich stärkte mich durch ein erfrischendes Bad im fischreichen Wasser dieses Flusses, und weiter ging es, den nächsten Berg hinauf bis zum Dorfe Mandorono.

Ich war völlig erschöpft und entschlossen, vorläufig hier mein Lager aufzuschlagen. Aber ich hatte meine Rechnung ohne den Wirt gemacht. Dieser, in Gestalt eines splitternackten Kerls, rief sich die Hände und machte viele Worte, aus denen hervorging, daß er mich nicht im Dorfe haben wolle; ich solle weiter hinauf nach Sirampona gehen.

Ich wollte es erst einmal in Güte mit dem Burschen versuchen und ließ ihm einige Porzellanarmringe reichen, stopfte ihm schließlich auch noch eine Seife mit Tabak in seinen großen Mund. Das zog — er wurde freundlicher und sah ruhig zu, wie ich mich mit meinen Leuten für den Rest des Tages und die Nacht in Mandorono häuslich einrichtete.

Das Dorf bestand aus zwei Familien- oder Frauenhäusern und einem Männerhause. Letzteres war das Versammlungs- und Arbeitshaus der männlichen Stammesangehörigen; es war zugleich Schlafraum für die unverheirateten Männer und Logierhaus für Fremde.

Die Familienhäuser stehen hier bei den Nasioi auf Pfählen, während die Männerhäuser zu ebener Erde errichtet sind. Die Häuser waren mit einer gewissen Sorgfalt erbaut. Das große Giebeldach war mit Utap (Palmbblatt) bekleidet, die Wände des Hauses waren aus Sagopalmbblatt geflochten. Die Giebel und Stützbalken waren mittels Lianen und Streifen von gespaltenem Rotan, die bei den Südseevölkern an die Stelle von Bindfäden treten, aneinander befestigt.

Im Innern der Familienhäuser, die in der Front eine durch das weit vorspringende Dach geschützte Veranda aufwiesen, bemerkte ich in der Nähe der Feuerstelle ein kastenartiges Gerät, das mir als

Räucherlammer für Mandeln und Schweinefleisch bezeichnet wurde. Speisevorräte waren mit Hilfe einer Bierflasche am Firstbalken befestigt, damit die Ratten nicht daran gelangen konnten. Alle Gegenstände waren mit einer dicken Rußkruste überzogen.

Einige Frauen traf ich in der Nähe der Feuerstelle; sie zogen sich scheu vor mir zurück und bedeckten Brüste und Leib mit einem großen fächerartigen Palmblatt, das mit geschmackvoller Randstickerei versehen war. Diese Sitte habe ich nur bei den Nasioi angetroffen, wie denn überhaupt die Frauen hier außerordentlich scheu sind.

Man ist versucht, derartige Sitten auf das natürliche Schamgefühl zurückzuführen, aber ich glaube nicht, daß der Naturmensch ein Schamgefühl in unserem Sinne kennt. Es liegen allen ähnlichen Gebräuchen magische Erwägungen zu Grunde, die in den verschiedenen geschlechtlichen Qualitäten ihre Ursache haben. Wohl bei allen Naturvölkern der Erde ist die Frau Gegenstand magischer Furcht, ihre Gegenwart bringt Unglück bei der Jagd und beim Fischfang, ihr Anblick kann Krankheit und Tod herbeiführen. Darum verbirgt sich der Mann, wenn er Fischerei- und Jagdgeräte verfertigt, vor der Frau, darum sondern sich vielfach die Männer gänzlich von den Frauen ab, darum gelten die Frauen zu gewissen Zeiten als unrein und müssen getrennt von den übrigen Bewohnern in besonderen Häusern wohnen. Auch hier in den Nasioidörfern habe ich „Menstruationshäuser“ angetroffen, in denen die kranken Frauen abgeschlossen und unsichtbar für die Männerwelt ihre Zeit verbringen mußten.

Mandorono allerdings besaß ein solches Haus nicht.

In den zu ebener Erde erbauten Männerhäusern befanden sich die Gerätschaften der Männer: Speere, Pfeile und Bogen, auch Keulen und Schweinefangnetze in allen Größen.

Die schlanken elastischen Palmholzspeere der Salomonier haben eine Länge von vier bis fünf Metern; ihre Spitzen sind mit Widerhaken vom Knochen des fliegenden Hundes versehen. Dadurch wird der Speer zu einer gefährlicheren Kriegswaffe, denn die Wider-

haben brechen in der Wunde ab und sind nicht mehr aus dem Körper zu entfernen. Wunden dieser Art sind in der Regel tödlich. Auch die Pfeilspitzen werden mit diesen raffinierten Widerhaken versehen.

Der alte Bursche schien übrigens der einzige Mann am Platze zu sein, die übrigen waren auf die Jagd gegangen. Ihm lag die ehrenhafte Ritterpflicht ob, währenddessen die Weiber des Dorfes zu behüten, und seine Angst und Widerborstigkeit bei unserm Einmarsch läßt sich unter diesem Gesichtspunkte leicht begreifen.

Aber ich hatte meinen Leuten dringend an's Herz gelegt, Frieden zu halten und die Hand von den Weibern abzulassen. Ich hatte meine Hängematte zwischen dem Pfahlgerüst eines Familienhauses aufgespannt und legte mich, müde und abgesspannt wie ich war, früh zur Ruhe.

Wie wohl tat es mir, nachdem ich das nasse Zeug ausgezogen hatte, im bequemen Schlafanzug in meiner Hängematte zu liegen. Mein Gisi hatte mir inzwischen Tee gekocht. Der durststillende Trunk, im Verein mit einer würzigen Zigarre, versetzte mich in eine vergnügte Stimmung. Ja, hier oben in den Bergen war es schön!

Schon dunkelte es, und die fröhlichen Zikaden stimmten ihren tausendfachen Gesang an.

Ich ließ Kerzen anzünden und hörte zu, was sich meine Leute erzählten. Von den Weißen sprachen sie, die so eigenartige Sitten hätten, und deren Frauen mit den Männern speisten und spazieren gingen. Dann sprachen sie von der Pflanzung, auf der sie arbeiteten, und von ihrem weißen „Master“. Ihre Rede war so geläufig und laut, daß ich, als ich schlafen wollte, mit einem donnernden „Ruhig“ dazwischen fuhr und sie in das Männerhaus gehen hieß.

Jetzt war ich allein und herrlich war die Stille des Waldes. Gerade wollte ich mein Haupt zur Ruhe legen, als plötzlich über mir aus dem Familienhause ein quäkendes Stimmchen ertönte. „Ganz wie bei uns“, dachte ich und schlief trotzdem ein.

Nach gut verbrachter Nacht ließ ich schon um sechs Uhr abkochen

und dann ging es weiter zum nächsten Dorfe. Der Alte aber machte uns drei Kreuze nach; er hatte große Angst gehabt um seine Frauen.

Der Weitermarsch war nicht minder beschwerlich wie tags zuvor. Samoni hatte das Glück, einen Nashornvogel zu schießen, den ich den Leuten als Mittagsbraten überließ, da ich mich genügend mit Konserven versorgt hatte.

Auch an Papageien ist hier kein Mangel. Samoni schoß einen von diesen Schreihälsen, aber sein zähes Fleisch war ungenießbar.

Es fiel mir auf, daß ich hier auch in den Flußtälern keine Spuren vom Kasuar wahrnahm. Dieser für Neu-Britannien und Neu-Guinea so charakteristische Laufvogel scheint in diesen Gegenden vollkommen zu fehlen.)

In Höhe von etwa 500 m sah ich auch wieder die mir von den javanischen Bergen her bekannten Baumfarne. Ich begrüßte sie als alte Bekannte aus einer schönen Zeit.

Noch eine Unhöhe war zu überwinden und wir befanden uns in der Taropflanzung des Dorfes Tirampona. Die Leute nahmen uns freundlich auf und bewirteten uns mit Kokosnüssen. Welch ein Genuß ist doch das Fruchtwasser der Nuß nach einem anstrengenden Marsche! Unter den Bewohnern der Dorfschaft bemerkte ich einen Mann, der von unten bis oben mit eiternden Geschwüren bedeckt war — einige Glieder waren schon in Fäulnis übergegangen. Ja, Ärzte und Heilgehilfen sind hier nötiger wie Juristen und Schreiber.

In der Mitte des Dorfplatzes lag ein Granitblock. Einer meiner Leute wollte sich auf diesem Stein niederlassen, wurde aber von den Dorfbewohnern daran verhindert. Da der Mann sich weigerte, mußte ich Friede wirken. Der Granitblock, den ich übrigens in allen Nasiodörfern angetroffen habe, galt als heilig (tabu) und durfte nicht als Ruheplatz benutzt werden.

In jedem Dorfe der Nasioi bemerkte ich auch ein auf hohen Pfählen errichtetes kastenartiges Häuschen, welches mir meine Leute als „Sambaranhaus“ (Geisterhaus) bezeichneten. In dem

Häuschen, das offenbar dem Ahnenkult geweiht war, waren Opfergaben ausgesetzt; es galt dem Andenken Verstorbener.

Einige der Dorfbewohner begleiteten mich bis zum nächsten Dorfe Tjako. Hier traten uns drei mit Speeren bewaffnete Krieger entgegen, beinahe ebenholz-schwarz, von muskulösem und geschmeidigem Körperbau und kühnem Gesichtsausdruck. Aber nicht an die Neger Afrikas, auch nicht an die Bewohner Neu-Britanniens, sondern eher an die Dravida Vorderindiens erinnerten mich diese Typen mit den hohen, schmalen Nasen und der nur wenig prognathen Mundpartie. Es waren die Herrscher ihres Stammes, die Eroberer, welche von Süden kommend die plumpen Ureinwohner unterworfen und sich mit ihnen vermischt hatten. An ihrer Spitze schritt der Häuptling, welcher im Gegensatz zu seinen völlig nackten Begleitern ein „Lavalava“ um die Lenden geschlungen hatte.

Als ich dem Manne die Hand zum Gruße bot, stieß er ein lautes Freudengeheul aus. Er bewirtete mich und meine Leute auf das trefflichste und freute sich sehr, als ich ihm erklärte, die Nacht in seinem Dorfe bleiben zu wollen.

Gegen Abend stieg ich hinunter in das Thal, um im klaren Bergwasser zu baden. Einige Dorfbewohner folgten mir, und als sie sahen, daß ich Anstalten machte, in das Wasser zu gehen, wiesen sie mich auf ihre aus Bananenblättern gebildeten Fischzäune hin und zeigten mir eine andere Badestelle.

Wald und Wasser stehen hier im Eigentum der einzelnen Dorfgemeinschaften, die eifersüchtig über ihre Rechte wachen und einen Verstoß hiergegen als feindseligen Akt betrachten.

Gegen Abend konnte ich im Dorfe beobachten, wie sich die Leute hierzulande ihre Nationalspeise, die sie „Kris“ nennen, bereiteten. Während im allgemeinen die Zubereitung der Speisen in den Händen der Frau liegt, wird diese Nationalspeise in erster Linie von den Männern hergestellt, und zwar nach dem Gesetze der Arbeitsteilung von verschiedenen Männern, von denen jeder ein gewisses Geschäft auszuüben hat.

Ein Jüngling bohrt einen Holzmörser in die Erde, in den die

Frauen gekochte Taroknollen hineinschütten. Der Jüngling zerstampft sodann mittels eines Stößels die Knollen in dem Mörser zu einer breiartigen Masse, welche sich schließlich hülsenartig um die Spitze des Stößels wickelt. Ein anderer Mann entfernt dann die Breihülsen mit Hilfe einer Pianenfaser von dem Stößel und wirft sie auf einen Taroteller von Holz, um dann den Brei mit den Fingern zu kleinen dicken Würsten zusammenzurollen. Inzwischen hat ein dritter Mann Kokosmilch aus den Fleischteilen der Kokosnuß (Kopra) gepreßt und den Saft in einem großen Bananenblatt, welches auf einem geflochtenen Teller liegt, aufgefangen. Die Tarowürste werden dann in diesen Saft gelegt und nach einiger Zeit, wenn anzunehmen ist, daß der Saft den Brei durchtränkt hat, herausgenommen und in Bananenblättern oder in einem Tontopf, der von den Toberoifrauen ohne Drehscheibe geformt wird, gekocht. Alle bei der Zubereitung dieser Speise verwendeten Gerätschaften werden von den Männern angefertigt.

Auch mir bot man eine Schüssel mit „Kris“ und geräuchertem Schweinefleisch an. Das Gericht war angenehm von Geschmack, aber stark sättigend. Jedenfalls zog ich eine Konservenbüchse mit Speck und Sauerkraut vor.

Ganz im Gegensatz zu ihren nördlichen Nachbarn sollen die Nasioi keine Menschenfleisch-Mahlzeiten abhalten. Sie beschränken sich auf den gelegentlichen Genuß von Schweine- und Hundefleisch.

Die Schweinezucht wird hier mit Vorliebe betrieben. Die Leute schneiden ihren Schweinen die Ohren ein und nehmen ein Stückchen Fleisch aus dem Ohr an sich, in der Meinung, daß nunmehr das Schwein an das Gehöft gebunden ist und nicht mehr entwischen kann. Ganz denselben Zweck verfolgt man mit der Aufbewahrung der Schweineschädel, die man überall vor den Hütten wahrnehmen kann.

Die Schweine wurden in Tjako in einem Verschlage unter dem Familienhause untergebracht, so daß ich hier nicht mein altgewohntes Logis an der gewohnten Stelle beziehen konnte, sondern gezwungen war, mit den übrigen Leuten im Männerhause zu

schlafen. Aber ich spannte meine Hängematte zwischen den Eingangspfeosten auf, um gute Luft zu haben und nicht den Bissen des Ungeziefers ausgesetzt zu sein. Ich habe in allen diesen Nasioisdörfern immer vorzüglich geschlafen. Hier als Gast eines Salomonierhäuptlings hatte ich ein Gefühl der Sicherheit und Ruhe, wie ich es inmitten der von der gestrengen Polizei bewachten europäischen Großstadt nicht gehabt hätte. Ich brauchte hier weder Diebe noch Einbrecher zu fürchten.

Am anderen Tage trat ich meinen Weitermarsch an. Der Häuptling von Tjako und einige seiner Mannen begleiteten mich, um mich in dem nächsten ihnen befreundeten Dorfe Dovingoro einzuführen.

Ich hatte in Tjako so viele Schweinefangnetze erworben, daß diese allein eine Trägerlast ausmachten. Auch Steinbeile, Speere, Keulen und große geflochtene Taroschüsseln waren hier meine Beute geworden. Alle diese Dinge hatte ich in diesen abgelegenen Walddörfern, die noch nie eines Europäers Fuß betreten hatte, für Tradeware in Höhe von höchstens fünf Mark erworben. Auch hier machte ich wieder die alte Erfahrung, daß der Sammler nur in entlegenen Bezirken noch gute alte Sachen billig erhalten kann.

Nachdem wir einen von zahlreichen Wasseradern durchzogenen Busch durchwandert hatten, ging es steil bergan. Oben auf dem Berge in Höhe von etwa 1000 Fuß lag das Dorf Dovingoro, eine größere Nasioisiedelung.

Der Häuptling von Tjako führte mich bei den Dorfbewohnern ein. Alle staunten mich verwundert an und einige befühlten meine Haut, um sich davon zu überzeugen, daß ich auch ein Mensch und kein Luftgebilde sei. Nur Männer umringten mich, die Frauen, die doch sonst das neugierigere Geschlecht sind, hielten sich auch hier zurück. Näherte ich mich oder einer meiner Begleiter sich einer Frau, so bedeckten sie ihre Brüste mit dem schon erwähnten Fächer. Ubrigens trugen die Frauen im Gegensatz zu den Männern, die völlig nackt waren, einen kurzen Grasschurz. Europäische Lavalaba waren auch schon zu sehen.

Einige Frauen waren von oben bis unten mit Kalk beschmiert. Trauernde Witwen waren es, die sich mit Kalk geweißt hatten, denn weiß ist hier, wie bei vielen Völkern des Orients, die Farbe der Trauer.

Bei den Nasioi werden die Toten auf einem Holzstoß verbrannt und die Asche in der Erde beigefetzt. So habe ich denn von ihnen keine Schädel erhalten können.

Die Anlage von Dobingoro war dieselbe wie die der übrigen Dörfer. Nur bemerkte ich hier oben haus hohe Granitblöcke, die offensichtlich durch ein Naturereigniß, nicht von Menschenhand hierhingetragen worden waren.

Ich hatte von dieser Höhe aus einen prachtvollen Überblick auf das zerklüftete, von dichtem Urwald überzogene Gebirge und auf die Küste. Nach Norden hin konnte ich bis zur Pflanzung Uropa blicken.

Der Häuptling von Dobingoro war in Geschäften nach Buin (südlichster Teil der Insel) gewandert. Nach seiner Rückkehr sollte ein Fest stattfinden. Da ich nun einmal gerade hier war, so kam es mir auch nicht darauf an, zwei Tage länger zu bleiben, um dem Feste beiwohnen zu können.

Ich inspizierte die Hütten und beobachtete die Leute bei ihren verschiedenen Hantierungen. Des Morgens unternahm ich auch kleinere Wanderungen in die Umgebung. Kam ich von diesen Streifereien zurück, so war ich immer bis auf die Haut durchnäßt, denn es fällt in der Nacht ein reichlicher Tau, der erst gegen Mittag von der Sonne aufgesogen ist.

Auch Regen kommt jeden Nachmittag vom Himmel hernieder — wolkenbruchartiger Tropenregen, von dessen Heftigkeit man sich in Europa gar keinen rechten Begriff macht. Ein gebrechlicher Schirm würde also nur schlechte Dienste leisten. Dann stürzt das Wasser stromweise die Abhänge der Berge hinunter, und wenn der Regen anhält, schwellen die Bäche zu Strömen an. Dann sind diese Berge in Dunstwolken gehüllt und unpassierbar.

In Dobingoro befand sich auch ein großes, auf hohen Pfählen

errichtetes Weiberhaus, welches mir die Leute als „Haus für franke Frauen“ bezeichneten. Offenbar handelte es sich hier um ein Menstruationshaus.

Will ein junger Mann heiraten, so kauft ihm seine Sippe ein Weib. Als Kaufpreis dienen einige Fäden Muschelgeld (anderes Muschelgeld wie auf der Gazelle-Halbinsel) oder Schweine und Hunde. Aber der Nasioijüngling kann nicht wie der Baininger jedes Mädchen heiraten, sondern er steht unter dem Banne scharfer Heiratsgesetze, deren Übertretung als „Blutschande“ mit dem Tode bestraft wird. Diese Heiratsgebräuche hängen mit der hier herrschenden Totemverfassung zusammen.

Das Volk der Nasioi zerfällt in verschiedene Klassen, die sich nach einem Tier oder nach einer Pflanze benennen. Solche Klassen sind: Die Koki- (Papageien) Klasse, die Nufutaka- (Taro) Klasse und andere. Mitglieder ein und derselben Klasse gelten als miteinander verwandt und dürfen einander bei Todesstrafe nicht heiraten. Die Kinder gehören nicht etwa zur Klasse des Vaters, sondern zu der der Mutter und demgemäß ist der Geschlechtsverkehr unter Geschwistern oder Vetter und Base mütterlicherseits verboten. Dagegen ist die Heirat zwischen Vaters Sohn und dessen Base väterlicherseits gestattet.

Ver schwägerte dürfen sich nicht bei Namen nennen, eine bei allen Naturvölkern der Erde verbreitete Sitte, die ebenfalls in der magischen Denkweise der Primitiven ihre Wurzel hat.

Vielweiberei ist bei den Nasioi allgemein. Ich habe ältere Häuptlinge kennen gelernt, die sieben und acht Frauen hatten. Nur ältere Männer sind in der Lage, mehrere Frauen zu kaufen. Da nun ein Überschuß an Frauen nicht vorhanden ist, so bleibt mancher unbemittelte junge Mann unverheiratet, ein Umstand, der nicht wenig mit zum Aussterben des Volkes beiträgt.

Zwischen den Eheleuten besteht Gütertrennung, weil die Frau nicht durch die Heirat in die Familie des Mannes eintritt, sondern in ihrer eigenen Familie verbleibt (obwohl sie bei dem Manne wohnt). Das Vermögen gehört, ebenso wie die Kinder der Sippe,



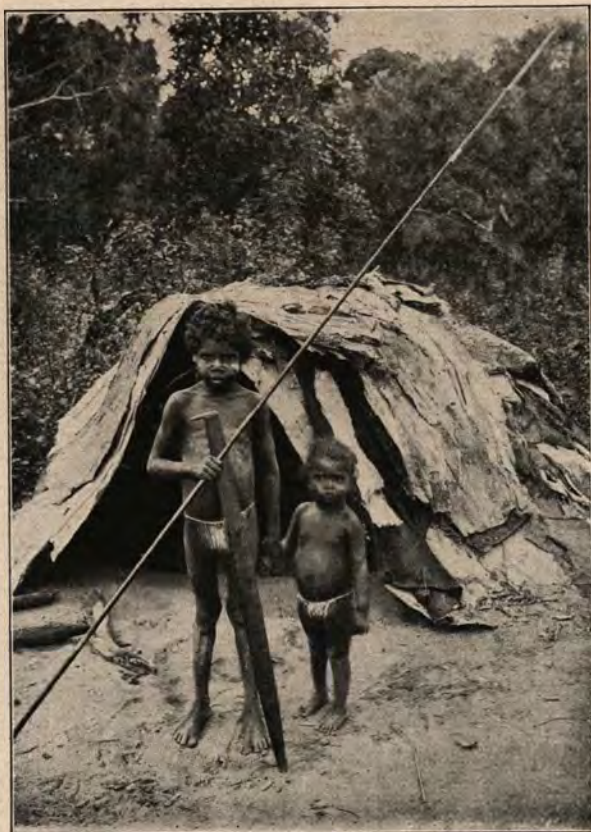
Rafioi vor einer Hütte, Salomo-Inseln (Bougainville)
(Kap. XI)



Dorf Loberoi (Bougainville)
Frauenhäuser auf Pfählen, im Hintergrunde ein Männerhaus
Volk der Rafioi
(Kap. XI)



Wohnhaus des Verfassers in Reboine (Bougainville)
(Rap. XI)



Zwei Eingeborenentinder von Queensland (Australien)
Im Hintergrund ein Wetterdach aus Baumrinde
(Rap. XII)

der Frau und fällt nach dem Tode der Frau deren Sippe ohne weiteres wieder zu. Auf die väterliche Hinterlassenschaft haben die Kinder keinen Anspruch, weil diese bei der Sippe des Mannes verbleibt.

Inzwischen war Kofi, der Häuptling von Dovingoro, zurückgekehrt. Er hatte viel Vorrat mitgebracht und schien guter Laune zu sein, denn morgen sollte ein Fest stattfinden, bei dem er, Kofi, die Hauptrolle spielen wollte.

Das ganze Dorf war tätig. Taro und Bananen wurden zerstampft und zu „Kris“ verarbeitet. Ein Schwein wurde gespeert, die Borsten mit glühenden Kofoschalen abgefangen und der Leib mit einem spitzen Bambusmesser aufgeschnitten. Dichter Rauch stieg aus den Hütten und das Geschrei der Schweine und Geheul der Hunde ließ mich nicht zur Ruhe kommen.

Die Südseehunde sind kleine, gelbe, mit Ungeziefer bedeckte Tiere, die nicht bellen, sondern heulen. Vielleicht sind sie verwandt mit dem australischen Dingo. Die Hunde werden hier bei der Schweinejagd verwendet, aber auch geschlachtet und verspeist. Ungeheuer viele Hunde gab es in den Nasioidörfern, deren unerträgliches Geheul mich noch oft in der Nacht gestört hat.

Laut hallten die Töne der großen Anschlagtrommel durch den Wald.

Morgen sollte ja das Fest stattfinden, und das mußte den Nachbarn kundgetan werden.

Nachdem man am anderen Tage alles vorbereitet hatte, und die großen Panflöten, die die Nasioi als Musikinstrumente bei ihren Festen benutzen, herbeigeholt worden waren, begann am Nachmittage der Tanz.

Die Teilnehmer hatten sich mit Armringen geschmückt und Tanzrasseln um die Beine gelegt, sie hatten den Nacken mit wohlriechenden Kräutern behangen und Muschelsläbe durch das durchbohrte Nasenseptum gesteckt. Dabei schwangen sie schreiend ihre Speere und Keulen in der einen Hand, während sie in der anderen

eine Panflöte hielten. Auch die Frauen sangen mit und beteiligten sich an dem Festzuge.

Bald grupperten sie sich um einen Mann, der einer besonders großen Panflöte tiefe melodische Töne entlockte, und trippelten in dicht gedrängten Scharen um ihn herum, während ein abseits sitzender Sängerkhor Tanz und Flötenspiel mit Gesang begleitete.

Stundenlang bewegten sich so die Tänzer in dichten Scharen. War der eine ermüdet, so sprang ein anderer für ihn ein. Gesang und Flötenspiel wirkten auf mich einschläfernd, verfehten aber die Teilnehmer in einen Zustand wilder Begeisterung und Ekstase. Laute Schreie ausstoßend, schlangen sie ihre Speere und schossen Pfeile ab unbekanntem Zielen entgegen.

Dazwischen hallten die Töne der Anschlagtrommel über den Festplatz; sie luden die Hungrigen zum Schmause ein.

Bald sammelten sich die Festteilnehmer um die mit Kris und Schweinefleisch gefüllten, großen geflochtenen Schüsseln, und unter mancherlei Naturlauten verschlangen sie enorme Quantitäten von gekochtem Kris und auf heißen Steinen geröstetem Schweinefleisch.

Es ist erstaunlich, welche Mengen von Essen diese Leute bei festlichen Gelegenheiten in sich aufnehmen können; sie füllen den Leib bis zum Platzen.

Männer und Frauen aßen gesondert.

Ich verabfolgte ihnen eine Portion Salz als Würze, was mit lautem Freudengeheul aufgenommen wurde. Viele drängten sich an mich heran und boten mir Ethnologika für Salz und Tabak an. Manch stolzer Speer — manch kunstvoll geschnitzter Pfeil wurde hier meine Beute.

Die Krisberge schwanden dahin, und von dem Schweine waren bald nur noch einige Knochen übrig, um die sich Hunde und Schweine zankten.

Auch meine Begleiter hatten am Mahle teilgenommen und leckten sich die fetttriefenden Finger ab.

Betelnuß wurde gekaut, und noch lange tönten Lärm und Gesang durch die stille Nacht.

Ich aber zog mich in meine Hängematte zurück, um am anderen Tage mit frischen Kräften weitermarschieren zu können.

Ich war mit meinen Leuten allein abgezogen. Kofi, der Häuptling von Dovingoro, wollte mich mit einigen seiner Leute gegen Abend in Kumbona erwarten.

Wir passierten ein mittleres Dorf, dessen Name mir entfallen ist. Dieses Dorf war wie ausgestorben — kein Mensch war zu sehen. Schon wollte ich mit meinen Begleitern weiterziehen, als plötzlich ein Pfeil durch die Luft schwirrte und meinen Sisi am Arme streifte. Allgemeine Empörung war die Folge. Ich konnte meine Leute nicht mehr halten, sie warfen das Gepäck bei Seite und drangen in die Hütten ein.

Bald hörte ich kreischende Frauenstimmen, und schon schleppten sie einen häßlichen alten Kerl herbei, den Bogenschützen, der den Pfeil gegen uns abgeschickt hatte. Der Bursche zitterte vor Angst, und blutiger Schaum stand ihm vor dem Munde. Sie hatten ihn furchtbar verprügelt. Es war der Weiberhüter, der in seiner Angst und Dummheit geglaubt hatte, wir wollten in das Frauenhaus eindringen. Die Leute wollten ihn speeren, aber ich mischte mich dazwischen und konnte noch gerade das Schlimmste verhüten.

Abel zugerichtet, aus Mund und Nase blutend, wurde der Kavaliere im Dorfe zurückgelassen. Die Weiber aber, seine Schutzbefohlenen, waren alle bis auf eine in den Busch entflohen.

Sisi hatte viel Blut verloren, war aber nach Anlage eines Verbandes wieder marschfähig.

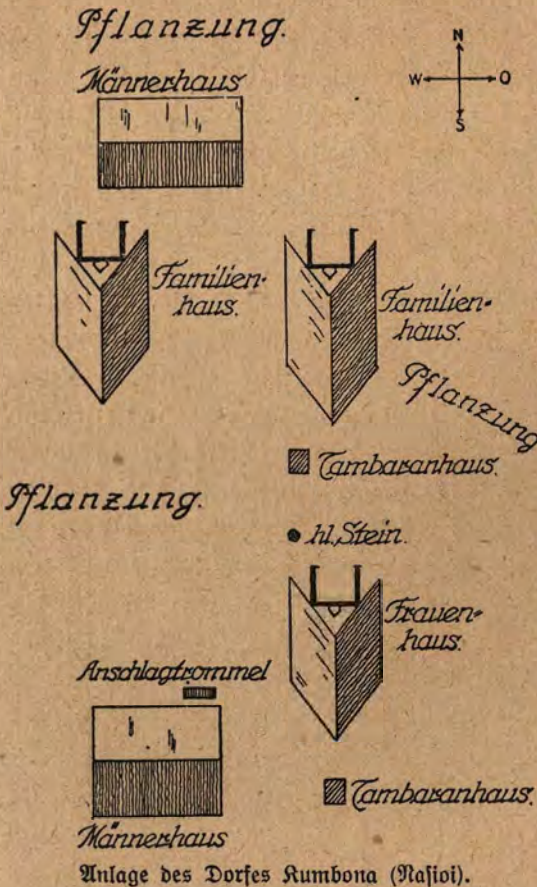
Gegen Abend kam uns Kofi mit einigen Leuten aus Dovingoro und Kumbona entgegen, um uns nach Kumbona zu bringen. Als sie von dem Vorfall hörten, waren sie betroffen. Die Leute jenes Dorfes, sagten sie, seien ihnen befreundet; sie seien zum Fischfang ausgezogen. Auch sie verurteilten das Verhalten des Weiberhüters und meinten, er habe eine gute Lektion verdient.

Mein Gepäck war schon zum Teil in Kumbona vor dem Männerhause aufgespeichert. Die Bewohner nahmen uns freundlich auf

und bewirteten uns mit Kokosnüssen und Betel. Ich suchte meinen Platz vor dem Männerhause auf.

Das Dorf, welches aus drei Familienhäusern und zwei Männerhäusern bestand, lag auf einer steilen Höhe. Die Pflanzungen zogen sich die Abhänge des Berges herab. Das Dorf war reich an Kokospalmen — ich zählte 20 Bäume —, außerdem pflanzte man Tabak (vereinzelt), Bananen, Yam und Soro.

Letzterer gedieh hier nicht so gut wie in Baining, weil die Leute die Anbaufläche nicht genug wechseln. Um Abend stand der Mond in Gestalt einer kleinen Sichel am Himmel. Gespannt schaute alles dorthin, und dann wurde die Anschlagtrommel gerührt. Bald antwortete man in den anderen Dörfern. Sie hatten sich auf diese Weise gegenseitig mitgeteilt, daß Neumond



Am Abend stand der Mond in Gestalt einer kleinen Sichel am Himmel. Gespannt schaute alles dorthin, und dann wurde die Anschlagtrommel gerührt. Bald antwortete man in den anderen Dörfern. Sie hatten sich auf diese Weise gegenseitig mitgeteilt, daß Neumond

eingetreten sei, was für diese Leute immer ein Ereignis ist.

Eine schöne Nacht noch — die letzte auf diesem Marsche —.

In aller Frühe brach ich auf. Viel Volk folgte mir mit den Lasten, die in Säcken verpackt waren, bis hinunter nach dem Dorfe

Navis. Hier ließ ich abkochen, und dann ging es weiter nach Uropa, daß wir in zwei Stunden erreichten.

Die Familie M. saß gerade in der Halle am Kaffeetische, als ich mit meinen Begleitern herankam, die, zum Theil splitternaß, das Entsetzen der Frau M. hervorriefen.

Der Marsch hatte mich sehr angestrengt, und ich bedurfte der Ruhe. Ich hatte viel gesehen und viel gesammelt und war tagelang mit Aufzeichnungs- und Katalogisierungsarbeiten beschäftigt.

Einen größeren Ausflug unternahm ich noch nach Koramira, einer Missionsstation, einige Meilen südlich von Uropa an der Küste gelegen. Hier traf ich auch Herrn Professor F., einen bekannten Münchener Anthropologen.

Inzwischen war auch der Händler H. nach Uropa gekommen. Er hatte angeblich in den Bergen Leute geworben, die er nächstens abholen wollte. Nach seiner schlechten Laune zu schließen dürften seine Bemühungen allerdings wohl kaum von besonderem Erfolg gekrönt gewesen sein, denn er schimpfte und stöhnte noch mehr wie sonst. Da er nun in keiner Weise auf Herrn und Frau M. Rücksicht nahm und sich auch an mir bei jeder Gelegenheit zu reiben versuchte, so stellte ich ihn zur Rede. Darüber geriet er in Wut und meinte, wenn ich schon nicht mit ihm trinken wollte, dann sollte ich mit ihm „feiten“ (boxen). Schon krepelte er herausfordernd seine Hemdsärmel in die Höhe. Mir aber lief nun auch die Galle über. Ich bin von Natur aus mit ziemlich kräftigen Fäusten ausgerüstet, und meine Faust hielt ich dem Burschen unter die Nase, mit den Worten: „Na, Mister H., wollen Sie vielleicht damit Bekanntschaft machen?“

Das hatte H. nicht erwartet. Er hatte wohl geglaubt, der friedliche „Professor Feuerholz“ würde seine Flegeleien still lächelnd hingenommen haben, und dann hätte er den Trumpf in der Tasche gehabt. So machte er gute Miene zum bösen Spiel, denn im Grunde genommen war er ein Feigling. Ich aber hatte die Lacher auf meiner Seite. Seitdem haßte H. mich grimmig.

Herr H. war der Freund meines Gastgebers S., und da ich

diesem keine weiteren Unannehmlichkeiten machen wollte, so führte ich nun meinen schon lange gehegten Plan aus; ich verließ das gastliche Haus des Pflanzers und siedelte nach dem schon erwähnten Rüstendorfe Reboine über. Dort stand ein unbewohntes, auf Pfählen errichtetes Grasshaus — das wollte ich für den Rest meines Aufenthaltes auf der Insel bewohnen.

Das Grasshaus enthielt nur einen Raum, aber rings um das Haus herum lief eine schöne Veranda. Hier verlebte ich noch in aller Ruhe und Beschaulichkeit die letzten schönen Tage auf Bougainville.

Im Einvernehmen mit Herrn S. hatte ich meine Kisten in Uropa gelassen, damit sie von hier aus auf dem kürzesten Wege auf das Schiff transportiert werden könnten. Mein Sisi war zur Bewachung meiner Sachen auf Uropa zurückgeblieben.

Dafür hatte mir dann der Häuptling von Reboine ein Weib seines Dorfes für Geld und gute Worte überlassen, die für mich kochte und, so gut es ging, auch meine Wäsche besorgte.

Reboine war ähnlich wie Soberoi eine große Nafioisiedlung an der Küste. Auch die Anlage des Dorfes und der Bau der Hütten waren genau so wie in den Bergen; nicht einmal das Sambaranhäuschen fehlte und der Granitblock.

Anfangs waren die Bewohner von Reboine recht scheu und betrachteten mich mit mißgünstigen Augen — aber allmählich gewöhnten sie sich an ihren neuen Mitbürger. Sogar die Weiber fingen an ihre Scheu abzulegen, wenn ich sie in ihren Hütten besuchte. Nur meine nächste Nachbarin wurde unruhig und heulte jämmerlich, wenn ich mich ihr näherte.

Die Reboiner waren schon etwas mehr von der Kultur belehrt wie ihre Stammesgenossen in den Bergen. Sie waren weniger Jäger und Krieger, als Ackerbauer und Fischer. Keulen, Speere und Schweinekeze habe ich bei ihnen nur in wenigen Exemplaren gefunden.

Alle Geschäfte wurden gemeinschaftlich besorgt, auch der Haus-

bau und die Pflanzungsarbeiten. Natürlich war die Frau bei allen Arbeiten der leidtragende Teil.

Zwei Übelstände aber gab es hier: die Moskiten und die Hunde.

Gegen die ersten suchte ich mich, so gut es möglich war, mit Hilfe meines Moskitonezes zu schützen. Gegen das Geheul der Hunde aber gab es keinen Schutz, und ich begann diese Tiere zu hassen.

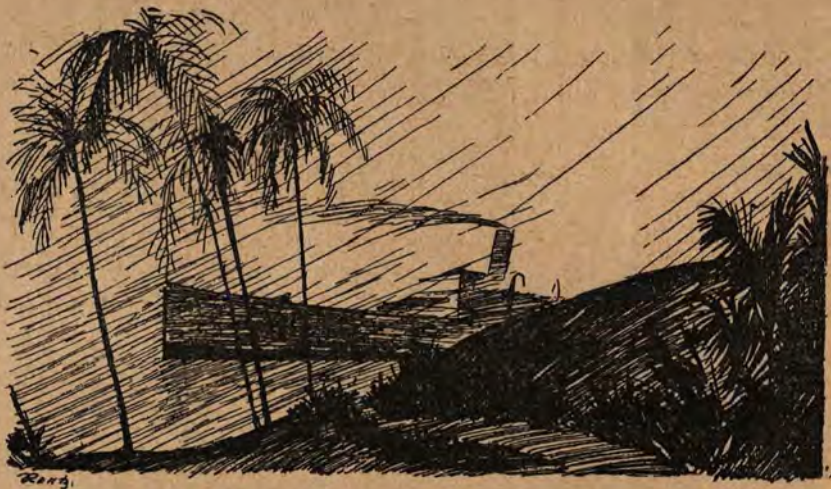
Meine Nahrung bestand aus Taubenfleisch und Reis oder Fisch und Reis. Nur einmal hatte ich das Glück, einen großen Nashornvogel zu erlegen. Das ganze Dorf versammelte sich vor meiner Hütte, um das Tier zu sehen, dessen Flügelspannweite 2 m betrug.

Schön waren meine Bäder im breiten Uropa, der hier in das Meer mündet. Aber ich hütete mich wohl, weiter den Fluß hinauf zu gehen, denn ich hatte das Krokodil noch nicht vergessen.

Man tut gut daran, in den Tropen niemals Flußwasser zu trinken. Ich erinnere mich, daß ein Weißer während meines Aufenthaltes auf der Insel leichtsinnigerweise Uropawasser aus dem Flusse getrunken hatte — er hat nicht mehr lange gelebt. Das Flußwasser enthält animalische und mineralische Gifte. Letztere werden aber auch durch Abkochen nicht beseitigt, so daß es noch fast ebenso gefährlich ist, gekochtes Wasser zu trinken.

Ich hielt es mit einem Glas Milch (aus der Konservenbüchse), worin ich einen Rognak goß — ein Göttergetränk, das auch Blut gab. Ja, mein Blut hatte hier gelitten — das sollte ich erst später merken.

Die „Sumatra“ war eingelaufen, und die schönen Tage von Reboine waren nun zu Ende. So schnell wie möglich verfügte ich mich unter strömendem Regen nach Uropa hinauf, um meine Kisten verladen zu lassen. Dann nahm ich Abschied von Herrn S. und schiffte mich zusammen mit Herrn und Frau M. wieder nach Rabaul ein. Herr H., der auch mitging, war dieses Mal sehr still. Von den angeworbenen Leuten war keiner gekommen — alle waren ausgeblieben.



Zwölftes Kapitel

Die letzten Wochen in Rabaul – Australien

Weihnachtsfeier an Bord – Der Japaner – Bei der Neu-
Guinea-Kompagnie – Abfahrt – Samarai – Schlechtes
Wetter – Australien (Allgemeines) – Brisbane – Sydney
– Sitten und Gebräuche – Die Eingeborenen – In den
„Blauen Bergen“ – Melbourne – Adelaide – Perth –
Abfahrt nach Ceylon

Der Wind war uns günstig und die „Sumatra“ legte wohl zehn Knoten in der Stunde zurück. Schneller noch als das Schiff aber waren die Schweinsfische, die, angelockt durch die Rückenabfälle, uns scharenweise begleiteten. Sie trieben allerhand Kurzweil, sprangen aus dem Wasser und schwammen vor dem Schiff her, gleich als wollten sie den Beweis erbringen, daß sie doch noch besser schwimmen könnten wie die schmutze „Sumatra“.

Gerade am Weihnachtstage lief das Schiff im Hafen von

Rabaul ein. Da mochte wohl manch einer an seine Kindheit zurückdenken und an den strahlenden Weihnachtsbaum, den seine Lieben daheim heute ansteckten.

Hier gab es zwar keinen Weihnachtsbaum, aber Kapitän N. veranstaltete ein kleines Fest an Bord. Ein vorzügliches Essen gab es und guten alten Rheinwein. Alle waren geladen — Schiffs-offiziere und Passagiere. Fröhliche Gäste saßen an festlich geschmückter Tafel. Da war Herr und Frau M., Professor F., der Händler H. und ich. Man ließ Deutschland hochleben und vor allem die Kolonie. Die Stimmung wurde immer gemüthlicher. Professor F., ein geschworener Weiberfeind, hielt eine Rede auf — oder vielmehr gegen die Damen. Darüber aber war Frau M. empört; sie stand vom Tisch auf und wollte ihren Mann bestimmen, auch mitzugehen — er habe genug, so meinte sie. Herr M. aber wollte nicht. Es gefiel ihm zu gut im heiteren Kreise. Diesen Abend wollte er mal wieder „Junggeselle“ sein; er stand sonst sehr unter dem Pantoffel.

Alleß war fröhlich, und selbst Herr H. machte wieder in altgewohnter Weise seine Witze. Er saß mir gegenüber. Finsteren Groll im Herzen, aber Freundlichkeit in den Mienen, näherte er sein Glas dem meinen und stieß mit mir an: „Prost, Feuerholz!“ „Prost, altes Sumpfhuhn!“ — Also es ging schon wieder —

Das war ein schöner Abend!

Da ich in Rabaul obdachlos war, so blieb ich noch eine Nacht auf dem Schiffe. Am anderen Tage begab ich mich zum Hause des Herrn Ra., des ehrsamten Gastwirts. Meine Kisten standen noch genau so unter dem Hause wie ich sie verlassen hatte, das Haus aber war abgeschlossen.

Ich glaubte, Herr Ra. sei ausgegangen, und gegen Abend wieder. Aber auch jetzt war die Thür noch abgeschlossen. Niemand war zu sehen. Nun, dann nicht! — ich spannte meine Hängematte auf der Veranda aus, befestigte sorgfältig mein Netz darüber, schlüpfte in meinen Schlafanzug und legte mich zum Schlafen nieder.

Noch nicht lange mochte ich geschlafen haben, als ein Geräusch

mich weckte. Sah ich recht — vor mir stand eine kleine Japanerin, ein zierliches Figürchen, das mich verwundert anschaute. Ich rieb mir die Augen, ob ich nicht träumte. Aber schon war die Gestalt durch die Thür verschwunden. Sollte vielleicht Herr Ka... Aber nein, jetzt kam auch ein kleiner Herr, ein Japaner im weißen Anzug. Auch er verschwand im Hause, ohne weiter von mir Notiz zu nehmen.

Am folgenden Tage wurde mir die Aufklärung erteilt. Herr Ka. hatte ausgewirtschaftet und das Haus verlassen müssen. Jetzt wohnte hier ein japanischer Zahnarzt mit seiner Frau. Ich entschuldigte meinen Irrtum, aber der Japaner meinte, das täte nichts, und ich könne auf der Veranda schlafen sooft ich wolle.

Natürlich wollte ich das freundliche Anerbieten des Japaners nicht ausbeuten und war bemüht einen anderen Unterschlupf zu finden. Sollte ich wirklich gezwungen sein, mich an den Rabaul-Klub zu wenden? — Da half mir Herr Direktor S. von der Neu-Guinea-Kompagnie aus der Verlegenheit. Er stellte mir für die Zeit meines Aufenthaltes in Rabaul ein leeres Häuschen unentgeltlich zur Verfügung, auch könne ich in der Messe der Kompagnie mit den Beamten der Gesellschaft essen. Niemand war froher als ich über dieses Entgegenkommen.

Nette Menschen waren es; in deren Kreise ich meine letzten Wochen verbringen konnte, aber keiner von ihnen verkehrte im Rabaul-Klub. Hier war es auch entschieden gemüthlicher wie dort. Man entbehrte nichts, sogar eine Bibliothek stand uns zur Verfügung.

Mein Häuschen lag direkt am Meere. Da saß ich des Abends am Fenster, schaute über die glitzernden Wogen und dachte an die bevorstehende Abreise. Man hatte mir eine Koprappflanzung in den Bainingbergen angeboten. Für einen geringen Preis konnte ich sie erwerben. Die Versuchung war stark, denn ich sehnte mich nicht nach Europa. Aber ich hatte eine alte Mutter in Deutschland, das trieb mich zurück.

Mein Befinden war schlecht, und die Fußwunden, die ich mir

auf den anstrengenden Märschen auf Bougainville zugezogen hatte, heilten nicht mehr. An große Expeditionen konnte ich also nicht denken, aber ich unternahm noch kleinere Streifzüge nach den verschiedensten Richtungen.

Auch beim Händler Hi. in Bunabatur an der Nordküste war ich noch ein paar Tage, ein alter „Kulturpionier“, den die Eingeborenen „So Maliberan“ nannten.

Herr Hi. bewohnte mit seiner „Frau aus Japan“ ein nettes Haus direkt am Meere. Wie friedlich lebte dieser Mann hier in der schönen Einsamkeit. Gegenüber auf der großen Insel Uatom besaß er eine Koprappflanzung. Gern hätte ich mit ihm tauschen mögen. Merkwürdig, ich hatte Angst vor — Europa.

Die Matupiter hatten mir noch das vor Monaten bestellte Duffkostüm gebracht, bei Nacht und Nebel übergaben sie es unter großen Heimlichkeiten. Sie hatten schon zwei Anzüge gemacht und beide verbrannt, weil sie geglaubt hatten, ich käme nicht mehr. „Nur keiner Mary (Frau) zeigen, das wäre ein Unglück“, so meinte der ängstliche Bote.

Die Sorge war unnötig, denn am anderen Tage wurde das Blätterkostüm mit den anderen Sachen schon verladen.

Das Schiff war eingelaufen, das den stolzen Namen „Prinz Sigismund“ führte; es sollte mich nach Australien bringen. Alle waren sie an Bord gekommen, die lieben Bekannten von der Neu-Guinea-Kompagnie, und mancher Becher wurde noch in der letzten Nacht in Rabaul geleert.

In aller Frühe um 3 $\frac{1}{2}$ Uhr setzte sich das Schiff in Bewegung. Noch einmal sah ich den nebelumhüllten Wunakofor, noch einmal die düsteren und doch so schönen Bainingberge.

Auf Wiedersehen, ihr trauten Berge! Aber — ich sollte sie nicht mehr wiedersehen.

Es gab schlechtes Wetter, Regen und Sturm. Wir fuhren dicht an der Woodlark-Insel vorüber, die dem östlichsten Teile von Neu-Guinea vorgelagert ist. Das Eiland war dergestalt von Wolken umdüstert, daß nicht einmal die Umrisse des Gebirges

zu erkennen waren. Viele andere Inseln kamen uns zu Gesicht, große und kleine. An den Hängen der Berge bemerkte ich ausgedehnte Guneifelder zwischen dem wilden Busch. Wie lieblich erscheint uns das sanfte Grün dieser Felder aus der Entfernung — und doch — wer sie einmal durchmessen hat, der weiß, daß die ganze Lieblichkeit auch hier nur trügerischer Schein ist.

Gegen Abend liefen wir in dem Hafen von Samarai ein, einer Insel, die dem Festlande von Britisch-Neu-Guinea vorgelagert ist. Hier waren 300 Tonnen Reis auszuladen, und so hatte ich denn Zeit und Muße, den Hafenplatz in Augenschein zu nehmen.

Samarai ist ein bedeutender Platz, bedeutender als Rabaul und schöner angelegt. Drei Hotels gab es, denn an diesem Platz pflegten sich die Goldsucher und andere Abenteurer, die nach dem Festlande von Neu-Guinea übersehen wollten, vorher zu equipieren. Rings um die Europäersiedlung zogen sich freundliche Kofosanlagen. Das gegenüberliegende Festland und die umliegenden Inseln sind von hohen Gebirgen durchseht.

Die Eingeborenen von Samarai haben auffallend helle Hautfarbe. Ihr krauses Haar tragen sie hoch aufgezottelt, so daß es buschartig um den Kopf steht. Die Mundpartie steht nur wenig vor und die Nasen sind oft schmal und hoch gebaut. Nach diesen Merkmalen haben wir es hier mit einer Mischrasse zu tun, die einen starken polynesischen Einschlag aufweist.

Die Männer pflegen sich nach polynesischer Art Brust und Wangen zu tatauieren, sie tragen geflochtene Penis kapseln und T-förmige Tapabinden, während die Frauen ihren Leib in hauschige Grasschurze hüllen, die nach allen Seiten abstehen.

Die Leute sind in erster Linie Fischer und benutzen auf ihren Fahrten kunstvoll gebaute Auslegeboote mit Mattensegeln. Sie wohnen in kleinen Giebeldachhütten aus Palmblatt, die zu ebener Erde erbaut sind.

Passagiere und Seeleute kauften sich hier ungestempelte Freimarken, auf denen Eingeborene in ihren Segelbooten dargestellt waren. Um den Sammlerwert der Freimarken zu erhöhen, ließen

sie dieselben von einem Postbeamten stempeln, eine Freundlichkeit, die man von einem Beamten der deutschen Kolonie nicht hätte erwarten dürfen.

Man sagt, daß der Engländer mit drei Beamten in der Kolonie mehr leiste wie der Deutsche mit sechs. Das mag stimmen, jedenfalls ist der Engländer infolge seiner langen kolonialen Erfahrung praktischer wie der Deutsche. Ob auch in der englischen Kolonie ein so scharfer Gegensatz besteht zwischen Ansiedler und Regierung — ob eine so bittere Stimmung gegen das Mutterland vorherrscht, wie früher in fast allen deutschen Kolonien, das möchte ich bezweifeln, denn England ist ein Kolonialstaat, Deutschland aber war es noch nicht, trotz seines großen Kolonialbesitzes. Es mangelte noch an Erfahrung. Vom grünen Tisch aus lassen sich aber koloniale Fragen — insbesondere auch hinsichtlich der Eingeborenenbehandlung — nicht beurteilen. Dazu gehört eben praktische Erfahrung in den Kolonien.

Gegen Mittag verließen wir Samarai, um nach Australien zu fahren. Die Fahrt sollte aber länger dauern wie vorgesehen war, denn es stellte sich schlechtes Wetter ein. Der Wind drehte unserem Kurs entgegen von Südwest nach Südost. So konnte denn der „Prinz Sigismund“ nur fünf Knoten in der Stunde zurücklegen. Dazu ging das Gerücht, daß nicht genug Kohlen vorhanden seien.

Haushoch türmten sich die Wellen; sie schlugen klatschend über Bord und überschwemmten das Deck mit salzigem Wasser. Dazu trat ein häßlicher kalter Regen, der bis auf die Haut durchschlug.

Zähneklappernd lag ich in meinem Liegestuhl, ein Bild leibhaftigen Jammers, denn ich hatte heftige Schmerzen in der Milzgegend und war unfähig mich zu bewegen, zu essen und zu trinken.

Die Ärzte meinten, ich sei nierenleidend, und ich glaubte selbst daran. So vermied ich Fleisch und eiweißhaltige Nahrung und magerte zusehends ab. Die Herren Schiffsärzte hatten aber Unrecht, denn als ich mich später in Europa nochmals gründlich untersuchen ließ, stellte sich heraus, daß ich nicht nierenleidend war, sondern daß die Schmerzen auf Malarianeuralgien zurückzuführen seien.

Trotz des schlechten Wetters und der ungünstigen Winde kamen wir Australien immer näher.

Dieser jüngste Erdteil mit seinen weiten Salzbuschsteppen und Einöden, seiner von der übrigen Welt getrennten Fauna und Flora und seinen auf der Urstufe alles menschlichen Seins zurückgebliebenen Eingeborenen hatte auf mich von jeher eine mächtige Anziehungskraft ausgeübt.

Lange Zeit wußte man nichts von diesem Erdteil. Erst im sechzehnten Jahrhundert verbreitete sich die Kunde, daß im äußersten Süden die „terra Australis“ liege, die durch eine schmale Straße (Torres-Straße) von Neu-Guinea getrennt sei. Das siebzehnte Jahrhundert aber war das eigentliche Zeitalter der Entdeckungsgeschichte Australiens, an der sich zunächst die Holländer von Indonesien aus¹⁾ und später im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert vor allem auch die Engländer²⁾ beteiligten.

Aber lange Zeit dauerte es, bis man in das Innere dieses unwirklichen Erdteils vordringen konnte. Hier waren es nicht nur die überaus kriegerischen Eingeborenen, sondern auch die undurchdringlichen Salzbusch- (Strub) Dickichte, die Sandwüsten und die große Dürre und Wasserlosigkeit, die den wagemutigen Forschern unendliche Hindernisse entgegensetzten. Die Engländer Thomas Mitchell, Charles Sturt und andere haben kühne Vorstöße gewagt, und der Deutsche Ludwig Leichhardt hat 1845 und 1847 zwei Forschungsreisen unternommen. Auf der dritten aber 1848 hat er offenbar sein Leben eingebüßt, denn er kam nicht mehr zurück.

Australien ist ein im Osten höheres, im Westen niedrigeres Plateau aus Granit und rotem Wüstensandstein. Nur im Osten weist es bedeutendere Höhenzüge auf: die blauen Berge und die australischen Alpen, die in ihrer höchsten Erhebung, dem Mount Cosciusko, bis auf 2240 m aufsteigen.

¹⁾ Derl Harton kam 1616 nach Westaustralien. Abel Tasman entdeckte 1642 Tasmanien.

²⁾ James Cook landete am 28. April 1770 in Neu-Süd-Wales.

Im Innern senkt sich das Plateau, das hier offenbar früher Meeresboden gewesen ist, bis zum salzigen Eyre-See.

Die Küstenlinien sind nur wenig gezackt und bieten, abgesehen von der Ostküste (Sydney), nur vereinzelte brauchbare Häfen.

An schiffbaren Flüssen ist dieser Erdteil arm. Die meisten Flüsse haben einen mangelhaften Wassergang und neigen zur Versandung. Von Bedeutung ist der große Murrayfluß, der im Südosten auf den australischen Alpen entspringt, und sein rechter Nebenfluß, der Darling.

Nur an der Küste liegen die größeren Städte, und zwar hauptsächlich im Osten und Süden.

Australien hat als staatliches Gebilde eine schnelle Entwicklung hinter sich. Noch im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts war es eine englische Sträflingskolonie, und erst im Laufe dieses Jahrhunderts haben sich die Nachkommen dieser Sträflinge in harten Kämpfen gegenüber dem Mutterlande ihre politische Selbständigkeit ertrotzt.

Australien besteht heute aus sechs Staaten: Queensland mit der Stadt Brisbane, Neusüdwales mit Sydney, Viktoria mit Melbourne, ferner Südaustralien mit Adelaide und dem wirtschaftlich weniger bedeutenden Westaustralien mit Perth. Schließlich kommt noch hinzu die dem Kontinent südlich vorgelagerte obstreiche Insel Tasmanien mit der Stadt Hobart.

Seit 1900 sind diese Staaten zu einem Bundesstaat vereinigt mit dem Bundesparlament in Melbourne.

Australien hat sich im Laufe seiner Entwicklung unabhängig vom Mutterlande, und, ohne an historische Überlieferung gebunden zu sein, eine eigene extrem-demokratische Verfassung gegeben. England aber hat sich dem Entwicklungsgange der Kolonie gegenüber reserviert verhalten und besitzt heute nur noch wenige Rechte, die mehr formaler Natur sind, und im Laufe der Zeit werden auch diese Rechte schwinden, denn die Australier ehren zwar England als ihr Mutterland, legen aber auch großen Wert auf ihre politische Selbständigkeit.

Die wirtschaftliche Bedeutung Australiens steigt von Jahr zu Jahr. Nach hartem Kampfe erst ist es den Kolonisten gelungen, in das unwirtliche Innere vorzudringen. Die Eingeborenen erblickten in den Europäern freche Eindringlinge, die ihnen durch Wegnahme ihrer Jagdgründe die Lebensader unterbanden. Die Kämpfe wurden auf beiden Seiten mit erbitterter Grausamkeit geführt, wobei sich die Europäer nicht scheuten, vergiftete Hämmer in den Busch zu werfen, damit die Schwarzen an ihrem Genusse zu Grunde gingen. Auch der Schnaps, den man den Eingeborenen in verderblicher Absicht verabfolgte, hat seine Wirkung nicht verfehlt. Dazu kam, daß der Eingeborene auf die Dauer dem Feurgewehr der Weißen nicht gewachsen war.

So haben sich denn die Ureinwohner immer mehr in das unwirtliche Innere zurückgezogen. Aber von dem Gifte der europäischen Kultur durchseucht, können sie dort ihre Lebensbedingungen nicht aufrecht erhalten und gehen allmählich zu Grunde.

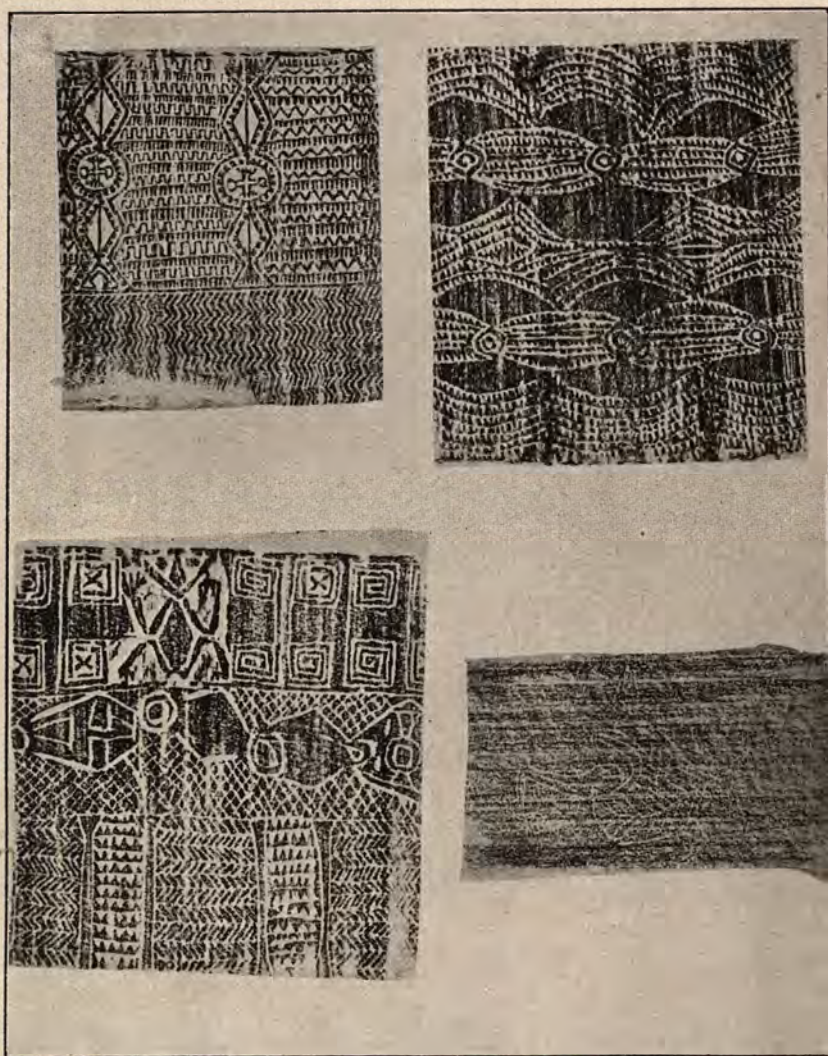
Auf der Insel Tasmanien haben die weißen Kolonisten die Eingeborenen, auf die sie förmliche Treibjagden veranstalteten, vollkommen ausgerottet. Es gibt schon seit Jahrzehnten keinen Ureinwohner mehr auf Tasmanien. Nach alten Abbildungen zu schließen aber müssen sie den früher erwähnten Bainingern sehr ähnlich gewesen sein.

Charakteristisch ist auch die Art und Weise, wie die weißen Pflanzler im tropischen Nordaustralien und auf den benachbarten Inseln Jahrzehnte hindurch ihre Arbeiter anzuwerben pflegten.

Die Kapitäne der Anwerbeschiffe ließen die einzelnen Südfseeinseln an und lockten die Eingeborenen durch Geschenke und Versprechungen auf ihr Schiff. Während nun die blind Vertrauenden all das Neue, was sie auf dem Schiffe sahen, bewunderten, wurde plötzlich das Zeichen zum Abfahren gegeben, und das Schiff setzte sich in Bewegung. Wilde Verzweiflung bemächtigte sich der Betrogenen und ihrer am Ufer stehenden Stammesgenossen, aber niemand konnte mehr zurück, und die meisten dieser Unglücklichen sahen ihre Heimat und ihre Sippe niemals wieder.



Australier von Queensland
(Kap. XII)



Ornamente von Betelkalkbüchsen
 Links unten eine hockende Geisterfigur, rechts unten Dregatvogel
 Britische Salomo-Inseln

Ist es da zu verwundern, wenn die Eingeborenen in jedem Europäer ihren Feind sahen und blutig Rache nahmen? —

Aber noch eine andere Frage taucht auf: Haben die Völker, deren Kolonialgeschichte solche einzig dastehende Gewalttaten aufweist, nicht das Recht verwirkt, anderen ihre fehlerhafte Eingeborenenpolitik zum Vorwurfe zu machen? —

So ist denn die Kolonialgeschichte Australiens mit Blut geschrieben. Heute allerdings sucht man Reste von Eingeborenen in Missionsreservaten sorgfältig zu hüten und zu schützen, damit sie nicht völlig aussterben —. Vergebliche Liebesmühe, auch der Uraustralier geht langsam aber sicher an den Folgen der Berührung mit der weißen Kultur zu Grunde.

Australien hat eine gesunde wirtschaftliche Entwicklung hinter sich und seine Bedeutung als Exportland steigt von Jahr zu Jahr. Zwar ist die Anbaufläche für Weizen und Körnerfrucht auf die dem Küstenstreifen parallel laufenden Gebiete im Osten und Süden beschränkt, denn im Hinterlande ist wegen Mangels an Regen kein Raum für Ackerbau. Hier wird aber Viehzucht, insbesondere Schafzucht getrieben wie kaum in einem anderen Lande der Erde.

In den weiten Salzbuschsteppen, die von vereinzelt Eufalyp-
tusstreifen durchzogen sind, liegen die großartigen Wollstationen, zu denen nicht selten Landkomplexe gehören, die Tausende von Quadratmeilen groß sind. In diesen gewaltigen Triften läßt der Besitzer seine Herden — oft mehrere Hunderttausende von Schafen — umhertreiben. Als Treiber aber fungieren landeskundige Männer, die mit Zelten, Wagen und Pferden versehen sind und hoch bezahlt werden. In erster Linie werden Merinoschafe gezüchtet, weniger des Fleisches wie der Wolle wegen. Daneben wird aber auch die Rindviehzucht in großem Maßstabe betrieben.

Allein der Staat Queensland exportierte im Jahre 1909 Wolle im Werte von rund hundert Millionen Goldmark.

Australien ist auch reich an Mineralien: Gold, Kupfer, Silber und Kohle.

Queensland allein hat im Jahre 1909 Mineralien im Werte

von 3656564 £, also beinahe achtzig Millionen Goldmark exportiert. Ganz Australien aber exportierte im Jahre 1910 Mineralien im Werte von 23,075 000 £.

Aber was wollen diese Zahlen sagen gegenüber den ungeheuren Schätzen, die noch in der Erde ruhen und mangels hinreichender Arbeitskräfte noch nicht gehoben werden können!

Im wirtschaftlich weniger bedeutenden tropischen Norden des australischen Kontinentes wird hauptsächlich Zuckerrohr, Baumwolle und auf den Inseln auch Kopro gepflanzt.

Der „Prinz Sigismund“ fuhr die Küste von Nordostaustralien entlang, eine flache, sandige Küste, streckenweise mit Busch überzogen. Oberhalb Brisbane weist die Küste einige kleine Erhebungen auf.

Nun waren wir im Hafen von Brisbane, Queensland's Hauptstadt. Hier mußten vor allen Dingen Kohlen aufgenommen werden, denn diese „schwarzen Diamanten“ waren dem guten „Prinz Sigismund“ ausgegangen.

Der breite Brisbanefluß teilt die Stadt in zwei Hälften, die Villenstadt, bestehend aus einstöckigen, von Gärten umgebenen Häusern, und die Geschäftstadt.

Brisbane hat etwa 250 000 Einwohner, ist Universitätsstadt und Handelsmetropole, kann sich aber mit einer europäischen Stadt gleichen Ranges kaum messen. Die Straßen waren staubig und das Publikum wenig elegant. Es muß hier recht viele Pferde geben, jeder dritte Mann ist beritten. Die Seitenpassagen sind dort wie in den anderen australischen Städten mit Wellblech gedeckt, so daß man sie auch beim Regen trockenen Fußes passieren kann.

Während ich so durch die Straßen schlenderte, begegnete ich einer Truppe von Heilsarmeeleuten, die auf Trompeten bliesen und Psalmen singend hin und her sprangen — ein merkwürdiger Anblick!

Ein kleines Weiblein schien besonders begeistert zu sein; es sang noch lauter wie die anderen und warf die Beine noch höher. Ich stellte Vergleiche an zwischen dem Tanz der Kannibalen, aus

deren Lande ich kam, und diesem Aufzug hier und kam zu dem Schlusse, daß der Singaltanz der Baininger in seiner Wirkung ästhetischer war wie die Veranstaltung dieser Gottesstreiter.

Gerade wollte ich weitergehen, als mich ein Weiblein ansprach. Die Sängerin war es von der Heilsarmee.

Auf Englisch begrüßte sie mich und forderte mich auf, mit in ihre Behausung zu kommen. Dort wollte sie mir die Zukunft prophezeien. Ich antwortete, daß ich meine Zukunft gar nicht wissen wolle, da sie ja doch nichts Gutes bringe. Davon wollte aber das Weiblein — nebenbei gesagt ein älteres Semester — nichts wissen. Alle Deutschen holten sich bei ihr Rat, und ich müsse mitkommen.

Immer dringlicher wurde die Alte, und so entwich ich ihr denn in eine nahe gelegene Bar. Das Weiblein folgte mir, wurde aber sofort vom Wirt hinausgewiesen. „Na, die wäre ich mal los“, dachte ich und trank vor Freude ein großes Glas Whisky. Als ich aber wieder auf die Straße trat, stand die Alte wieder vor mir. Sie hatte auf mich gewartet. Das war mir denn doch zu dumm, ich ließ sie stehen und verfügte mich schleunigst heimwärts auf mein Schiff.

In der Nacht hatte ich heftiges Fieber.

Zwei Tage darauf liefen wir in dem Hafen von Sydney ein, einem der schönsten Häfen der Welt. Die gesicherte Bai hat viele kleinere und größere Buchten und ist rings von Bergen umgeben. Zahlreiche kleine Inseln liegen im Hafen, Willenplätze sind es, Garteninseln, auf die sich des Abends nach getaner Arbeit die Sydneyer Handelsherren zurückziehen.

Die eigentliche Stadt Sydney liegt auf einer der größten südlichen Landzungen. Stadt und Hafen sind geschützt durch die Forts Macquarie und Philipp sowie auch durch das Fort Denison, ferner noch durch ein an der Gegenküste gelegenes Fort.

Sydney, die Haupthandelszentrale Australiens und Stapelplatz aller Exportprodukte von Neusüdwales, hat etwa 600 000 Einwohner und überragt an Lage und Schönheit alle anderen Städte des australischen Kontinents.

Hier wollte ich vorläufig bleiben. Unglücklicherweise kam ich gerade an einem Sonntage hier an, da machte die Stadt einen trostlosen Eindruck. Alle Geschäfte und die meisten Vergnügungslokale waren geschlossen, alle Hotels aber mit Gästen überfüllt.

Schließlich, nach langem Rennen, gelang es mir, im Gresham-Hotel in der Yorkstreet, unmittelbar am Stadthause, eine Pension zu finden für den Preis von acht Schillinge pro Tag. Mit dem Fahrstuhl ging es hinauf zu meinem Zimmer im dritten Stock — eine freundliche Stube war es mit Blick auf das architektonisch bedeutsame Stadthaus und den Markt.

Gerührt betrachtete ich das schöne große Bett. Darin konnte ich ja meine armen Glieder nach Herzenslust ausdehnen. Müde von der langen Wanderung durch die Straßen ließ ich mich in einen Rohrfessel fallen. Wie gut das tat — doch was war das? — Eine Stelle an meinem Körper brannte wie Feuer, eine zweite, eine dritte — das waren ja Wanzen!

In den Fugen des Sessels hatten die Tiere gefressen und fielen nun gleich heißhungrigen Wölfen über mich her.

Das waren in der That angenehme Ausichten!

Aber ich verzagte nicht. Hatte ich dort drüben in der Südsee mit Moskiten, Blutigeln und Sandflöhen zu tun gehabt, so konnte ich auch hier die harmloseren Wanzen mit in Kauf nehmen.

So schlief ich denn in der Nacht tief und fest, das erstemal wieder seit langer Zeit. Aber am anderen Morgen hatte ich brennende Beulen am Körper —. Da lief noch gerade ein großes Tier über das Bettuch, dreimal so groß wie unsere Berliner Spezieß. Vollgesogen von meinem roten Lebenssaft, konnte sie sich kaum noch weiter schleppen. Ich übte Blutrache, und das Tier gab im Tode noch einen eigenartigen penetranten Geruch von sich.

Ausziehen wollte ich der Wanzen wegen nicht, denn ich wußte nicht, ob es in den anderen Gasthöfen besser wäre. Jedenfalls veranstaltete ich des Morgens immer eine Razzia im Bett, bis ich nach einigen Tagen von den Wanzen verschont blieb. Sie

sollen ja Feinschmecker sein, und so mag ihnen denn mein verdorbenes Blut wohl nicht mehr gemundet haben.

Sydney gefiel mir bedeutend besser als Brisbane. Die Stadt bietet alle Annehmlichkeiten einer Großstadt und überragt als schönste Stadt Australiens auch ihre Nebenbuhlerin Melbourne. Allerdings, die großen Bierpaläste, wie man sie in München und Berlin zu sehen gewohnt ist, würde man hier vergeblich suchen. Der Australier trinkt seine Spirituosen in der Bar. Außerdem gibt es dort viele Kaffees. Jede Bäckerei ist gleich mit einem Kaffee verbunden. Darinnen waltet eine schönfrisierte Hebe ihres Amtes. Aber sie will als Dame behandelt sein — Trinkgeld darf man ihr nicht anbieten. Aberhaupt darf man nie vergessen, daß man hier im demokratischsten Lande der Welt (gemeint ist die Zeit vor dem Weltkrieg) sich befindet.

Wohl nirgends in der Welt wurden (vor dem Weltkrieg) so hohe Löhne gezahlt wie in Australien. Ein Straßenbahnschaffner erhielt täglich sechs bis acht Schillinge, ein Diensthote 15 Schillinge pro Woche. Eine Verkäuferin konnte unter Umständen drei bis vier Pfund (£=20 Mark in Gold) pro Woche verdienen. Dabei arbeitete kein Angestellter und Handarbeiter auch nur eine Minute länger als acht Stunden am Tage.

Die Folge dieser Zustände war dann auch nicht ausgeblieben. Alle Lebensmittel waren unverhältnismäßig teuer. An Diensthoten und Arbeitskräften herrschte großer Mangel.

Die großen Arbeiterorganisationen waren hier allmächtig und Streike waren an der Tagesordnung.

Zur Zeit meines Aufenthaltes in Australien war in Brisbane unter den Straßenbahnern ein Riesenstreik ausgebrochen, der kein Ende nehmen wollte. Alles sprach von diesem Streik. Der Grund soll gewesen sein, daß ein Direktor von einem Angestellten verlangt hatte, daß er sein Vereinszeichen ablege.

In den australischen Staaten gab es (zur Zeit meines Aufenthaltes) zwei, oder besser gesagt drei Parteien, nämlich die Arbeiterpartei — meistens die stärkste Partei —, dann die liberale Partei —

etwa zu vergleichen mit unseren bürgerlichen Parteien — und schließlich die sehr schwache Partei der Unabhängigen (nicht im Sinne der unabhängigen Sozialdemokraten im nachkrieglichen Deutschland). Die stärkste Partei stellt auch die Minister, und so kommt es, daß einfache Arbeitsleute und Handwerker, gerade so wie heute in Deutschland, die Ministeressel einnehmen. Wenn nun auch diese Leute im allgemeinen recht unbedeutend sind, so sind doch auch schon hervorragende Staatsmänner aus diesen Arbeiterführern hervorgegangen.

Natürlich hat auch die Frauenfrage in Australien schon lange vor dem Weltkriege ihre Regelung gefunden im Sinne der extremen Demokratie. Seit 1894 schon hat in Australien die Frau das aktive und passive Wahlrecht zu den Unterhäusern der Staaten und zum Bundesparlament. Den Vorteil davon hat aber wieder die Arbeiterpartei, denn die Frauen der Arbeiter stürzen sich zur Zeit der Wahl in das demagogische Getriebe, während die bürgerlichen Frauen zurückhaltender sind.

Wir haben im Weltkriege gesehen, daß Australien trotz seiner extrem-demokratischen Verfassung auch imperialistische Gelüste befehdet hat, denn Australien hat seine Hand auf die Südseekolonie Neu-Guinea gelegt, obgleich diese Kolonie deutscher Besitz war.

Ich glaube, man ist überhaupt zu sehr geneigt, das monarchische System einerseits und das imperialistische und militaristische System andererseits als verwandte Erscheinungen anzusehen. In der Tat können demokratisch organisierte Staaten ebensogut militaristisch und imperialistisch sein wie monarchische. Ein Volk, welches wirtschaftlich erstarbt und an Zahl zunimmt, ist seiner Natur nach imperialistisch, gleichviel unter welcher Regierungsform es steht.

Doch zurück zu Sydney! Eigenartige Szenen konnte ich hier beinahe täglich auf den Straßen beobachten. So pflegte die Arbeiterpartei — besonders am Sonnabend — große öffentliche Versammlungen abzuhalten. Dann traten Redner auf, hielten donnernde Philippiken gegen den Kapitalismus und forderten zum Streik auf.

Oft fügte es sich, daß zufällig auf der anderen Seite der Straße eine fromme Gesellschaft ihre Zelte aufgeschlagen hatte. Hier wurden Psalmen gesungen und Bibelsprüche vorgelesen. Den Arbeitern aber waren die Frommen ein Dorn im Auge, und oft kam es vor, daß eine Rotte von Arbeitern die Psalmsänger angriff und auseinandertrieb. Ich selbst war einmal Zeuge eines solchen Auftrittes, bei dem es auf beiden Seiten Prügel absetzte.

Diese öffentlichen Versammlungen politischer oder religiöser Art waren hier auf den Straßen an der Tagesordnung. Dazu kamen noch die Veranstaltungen der Heilsarmee, die nicht wenig dazu beitrugen, das Getriebe auf den Straßen noch interessanter zu gestalten.

So bot denn das Leben hier in Sydney dem Fremden viel Neues.

Abgesehen war das nicht-angelsächsische — besonders das deutsche — Element hier ziemlich stark vertreten. Alle australischen Staaten, besonders auch Südaustralien, waren vor dem Kriege stark mit Deutschen durchsetzt.

Museen, Theater, Kinos und andere Stätten der Unterhaltung und des Vergnügens besitzt Sydney so gut wie jede europäische Großstadt.

Die Australier sind sehr stolz auf ihr Vaterland, und sie hören gern, daß man als Ausländer ihr Land und seine Einrichtungen lobt. Im allgemeinen sind es harmlose Leute, aber es haftet ihnen doch noch manches Unabgeklärte, ja sogar Rohe aus der Vergangenheit an.

Chinesische und japanische Konkurrenz wird in Australien von der Arbeiterpartei nicht geduldet, und das Einwandern ist weniger aus rassepolitischen, als aus wirtschaftlichen Gründen den farbigen Arbeitern nicht mehr gestattet.

Von Sonnabend Mittag bis Montag sind hier alle Geschäfte geschlossen. Dann zieht der kleine Mann mit seinem Handkofferchen fröhlich hinaus in die Umgebung Sydney's. Da ist der botanische Garten, wohl der schönste Garten Australiens, da

ist ferner der herrliche Hafen und das mit ihm verbundene Seebad Mainly. Schöne Bootfahrten werden gemacht, und auf den weiten Rasenplätzen der öffentlichen Anlagen lagern sich Gruppen heiterer Menschen.

Ein besonders beliebter Ausflugsort ist der Nationalpark, eine wald- und wasserreiche Naturanlage. Hier werden Segelbootfahrten und Sportspiele veranstaltet. Familien und Liebespäarchen lagern sich im Walde und verzehren ihre Delikatessen, die sie in ihrem Handkofferchen verpackt haben.

*

Die Ureinwohner Australiens, den sogenannten Australneger, werden wir hier in den australischen Städten, überhaupt im ganzen Küstenstreifen vergeblich suchen. Er hat sich, wie schon erwähnt, in das unwirtliche Innere des Kontinents zurückgezogen. Dort, abseits aller Kultur, lebt der Australier noch nach alter Väter Art als Jäger und Sammler. Mit dem Bumerang, einem sichelförmig gekrümmten scharfkantigen Wurfholz, macht er Jagd auf Papageien und Ränguruhs. Dort sucht er sich seine Nahrung, wie sie ihm die Natur gerade bietet, und dabei ist der Australneger durchaus nicht wählerisch, denn er verzehrt nicht nur das Fleisch der großen Tiere, sondern er verschmäht auch Würmer, Engerlinge und Termiten nicht. Unter den ungünstigsten Bedingungen kann er sein Dasein fristen, selbst dort, wo der Europäer wegen Wassermangels bald verschmachten würde, findet der Australneger noch seinen Unterhalt. Er stillt seinen Durst an dem Saft der Kräuter, die er sich zusammensucht, und der Wurzeln, die er ausgräbt und zer kaut.

Das Land ist Jagdgebiet der einzelnen Stämme, die in ihren Territorien umherziehen. Ein primitives Winddach, schnell aufgeschlagen, bietet hinreichend Unterschlupf gegen Kälte und sonstige Unbilden der Witterung.

Nur Speer und Schild, Keule und Bumerang stehen im Eigen-

tume des Kriegers, sonst herrschen auch hier, wie bei den meisten Naturvölkern, kommunistische Zustände.

Die Sippenältesten sind die Häuptlinge, und ihnen liegt auch die Erziehung der Jugend ob. In einem gewissen Alter werden die Jungen in den Stand der Krieger aufgenommen — aber erst nachdem sie in die Geheimnisse des Stammes eingeweiht sind und Proben ihrer Tapferkeit gegeben haben. Die Jünglingsweihen stellen harte Anforderungen an den Einzelnen, denn bei einigen Stämmen werden blutige Operationen an gewissen Körperteilen des Jünglings vorgenommen.

Auch werden mit scharfen Werkzeugen Wunden in den Körper eingeschnitten, die später vernarben, und auf die der Krieger ebenso stolz ist, wie bei uns ein junger Bursch auf seine Mensurschmisse. Diese Narbentatauierungen sind aber nur bei einzelnen Stämmen in Übung.

Die Nieren gelten dem Australneger als Sitz des Gefühls und der Stärke. Um sich nun die Kraft und Stärke anderer Krieger anzueignen, verzehren die Krieger die Nieren und besonders auch das Nierenfett der Erschlagenen. Auch Körperteile Verstorbener werden verzehrt. Über allen diesen kannibalischen Gebräuchen liegen Erwägungen magischer Natur zu Grunde. Man will die Kraft des Toten und seine hervorragenden Fähigkeiten seinem eigenen Ich zuführen, und solches glaubt man durch den Genuß gewisser Körperteile und Lebensäfte erreichen zu können.

Alle diese Sitten wechseln von Stamm zu Stamm, von Gau zu Gau, aber gemeinsam sind allen Stämmen einschneidende Heiratsgesetze, die auf totemistischer Grundlage beruhen und sehr kompliziert sind. In der Regel darf ein Mann nur eine Frau aus einem anderen bestimmten Stamme heiraten. Die Übertretung dieser Heiratsgesetze wird mit dem Tode bestraft.

Welch kindliche Vorstellungen noch vereinzelt angetroffen werden, geht schon daraus hervor, daß bei einigen Stämmen in Zentral-Australien, z. B. den Aranda- und Loritjastämmen, der ursächliche Zusammenhang zwischen Bewohnung und Empfängnis noch nicht

bekannt ist. Der Ahngeist sitzt als Kinderkeim auf gewissen Felsen am Wege und zieht in den Leib der Frau ein, wenn sie vorübergeht. Will nun eine Frau nicht Mutter werden, so nimmt sie im Vorübergehen die gebückte Haltung eines alten Weibes an und täuscht auf diese Weise den Geist, der sich in dem auf dem Felsen sitzenden Kinderkeim verkörpert.

In ihrer langen Abgeschlossenheit, die höchstwahrscheinlich Jahrtausende gedauert hat, hat sich die australische Rasse ziemlich rein erhalten. Die Ähnlichkeit des Australnegers mit dem Baininger der Gazelle-Halbinsel ist unverkennbar.

In seinem Knochenbau erinnert der Australneger an den Urmenschen, der vor vielleicht Hunderttausenden von Jahren in Europa gelebt hat, und dessen Überreste man noch in den letzten Jahrzehnten an verschiedenen Punkten des europäischen Kontinents aufgefunden hat.

Umso bedauerlicher ist es für die Wissenschaft, daß diese interessante Rasse dem Aussterben entgegengeht. Aber das ist ja der Fluch, der von der europäischen Kultur ausgeht, daß sie mit brutaler Rücksichtslosigkeit alles Fremde entweder aufsaugt oder vernichtet. Der Australneger, der Südseeinsulaner, der nordamerikanische Indianer, alle gehen an dem Gifte der weißen Kultur zu Grunde, und nur der Neger Afrikas scheint dem feindlichen Element einigermaßen gewachsen zu sein.

In La Pérouse, einer Missionsstation bei Sydney, hatte ich noch Gelegenheit, einige Ureinwohner Australiens, die hier künstlich gezüchtet werden, kennenzulernen. Aber es waren dieses nur traurige Gestalten — zum großen Teil Mischlinge, die mir ihre Kunststücke vormachten, vor allem das Bumerangwerfen.

Da mein Befinden noch immer zu wünschen übrig ließ, so beschloß ich, die westlich von Sydney gelegenen „Blauen Berge“ aufzusuchen; sie gehören zu den schönsten Punkten des östlichen Australiens.

Die Eisenbahnfahrt dorthin dauerte etwa drei Stunden. Ich fuhr durch ein sandiges Gelände, das vereinzelt von Eukalyptus

(gum tree) und Nadelhölzern durchzogen war. Auch Maisfelder und Weingärten nahm ich wahr. Der australische Wein ist recht wohlschmeckend und auch verhältnismäßig billig. Er gehört ebenso wie das prachtvolle Obst, das hauptsächlich in Südaustralien und Tasmanien gedeiht, zu den Hauptvorzügen des Landes.

In Ratoomba, mitten im Gebirge, verließ ich die Bahn. Hier, 3336 Fuß über dem Meere, inmitten einer herrlichen Vegetation, wollte ich mich für die Weiterreise erholen.

Ratoomba ist ein ausgesprochener Fremdenkurort, denn beinahe jedes Haus ist ein Boardinghaus. Ich nahm Quartier im Raffee-Palace, dessen Besitzer, ein Deutscher namens Tamm, mich freundlich aufnahm. In diesem Hause war ich mal wieder recht zufrieden. Die Küche war vorzüglich, nur konnte ich mich bei meinem vermeintlichen Nierenleiden den kulinarischen Genüssen nicht mit der Hingabe widmen, wie sie mein freundlicher Wirt von mir verlangte. Er war bekümmert, einen Landsmann in so elender Verfassung zu sehen. Auch eine Milchkur gebrauchte ich hier oben — das schlechte Blut sollte erneuert werden.

Ratoomba liegt auf einem Hochplateau. Diese Hochebene wird von dem bewaldeten Tal durch schroff abfallende, viele hundert Meter hohe Felswände und jähe Abgründe getrennt, und die Bergwasser fallen auf ihrem Wege zum Tal schäumend und brausend die Felsentwände herab und bilden prachtvolle Wasserfälle, die, umgeben von sprossendem Grün und herrlichen Baumfarnen, zu den schönsten und eigenartigsten Naturerscheinungen gehören, die ich je gesehen habe. Zahlreiche Grotten und überhängende Felsen bieten auch bei schlechter Witterung genügend Schutz. In diesen Grotten bemerkte ich an eisernen Ringen große Kupferkessel, darinnen eine große Familie ihr Mittagessen kochen konnte; auch Raffeeherde waren hier angebracht und größere Holzvorräte aufgespeichert.

So war denn nach jeder Richtung für Bequemlichkeit und Wohlfahrt gesorgt. Besonders schwierige Passagen waren durch Einschauen von Treppenstufen in die Felsentwände erleichtert.

Überall hat man den prächtigsten Ausblick auf das von weiten Waldungen überzogene, häufig von Wolken umschleierte Tal und die dahinter liegenden, im bläulichen Lichte schimmernden Berge.

Ich habe alle bedeutenden Wasserfälle der Umgegend aufgesucht: den Leura-, den Katoomba-, den Minahahafall und andere. Wunderbare Partien waren es, die mir immer in Erinnerung bleiben werden.

Von einzelnen Nadelhölzern abgesehen, bemerkte ich nur den Eukalyptus hier oben. Die Wälder Australiens kennen weder Eichen noch Buchen oder Linden, nein sie kennen nur einen Baum, den Eukalyptus, den die Leute hier „Gum tree“ nennen, weil sein Stamm beim Einschneiden einen gummiartigen Saft absondert. Dieser Eukalyptus ist Australiens typischer Baum. Er liefert das härteste und beste Holz, das sogar von den Termiten verschont wird und sich aus diesem Grunde vorzüglich zu Bauzwecken eignet. Der Eukalyptus hat lange lanzettförmige Blätter, die er aber nicht abwirft, denn statt die Blätter zu wechseln, wechselt er die Rinde, so daß sein Stamm immer silbergrau erscheint. Man kennt in Australien etwa 135 verschiedene Eukalyptusarten.

Überhaupt ist die Flora Australiens recht eigenartig und völlig abweichend von der übrigen Welt. Heidekräuter, kriechende Nadelhölzer, Farn- und Grasbäume sind für die blauen Berge charakteristisch.

Alle Blätter weisen eine starke, beinahe lederartige Epidermis auf, wodurch die Verdunstung des Saftes beschränkt wird. Die Farbe der Blätter aber ist kein frisches Grün, sondern ein glanzloser, graublauer Ton, der auch nach dem Abbrechen der Blätter noch wochenlang erhalten bleibt.

Was nun die Tierwelt angeht, so habe ich Beuteltiere, Kängurus und Emubögel hier nicht gesehen, nur einige Rosenkakadus kamen mir zu Gesicht. Auch die Tiere fliehen den Weißen, man trifft sie nicht mehr an der Küste.

Ein plötzlich einsetzender, tagelang anhaltender Landregen setzte meinen Ausflügen ein Ziel. Da war ich so glücklich, hier zufällig

Professor F. wiederzutreffen, den Bekannten von Bougainville, einen vorzüglichen Gesellschafter und geistreichen Plauderer, mit dem ich manche Stunde in angeregter Unterhaltung hier oben verbrachte.

In Gesellschaft von Professor F. fuhr ich dann eines schönen Tages wieder nach Sydney hinunter. Ich hatte mich gut erholt und für die Weiterreise gerüstet.

Der Dampfer „Friedrich der Große“ sollte mich von hier nach Ceylon bringen. Ein großes Schiff war es, das seinem Namen Ehre machte. Vereinzelte Riesenmöven — Albatrosse — die Könige des Meeres, begleiteten das Schiff. Nachdem wir die an Inseln reiche Bafstraße passiert hatten, liefen wir gegen Morgen in Port Melbourne ein. Von dort aus brachte mich die Bahn in zehn Minuten nach Melbourne, der Hauptstadt von Viktoria. Die Stadt hat etwa die Größe ihrer Nebenbuhlerin Sydney, ist aber nicht so günstig gelegen. Auffallend waren mir hier die langen, schnurgeraden Straßen.

Melbourne besitzt einen sehenswerten zoologischen Garten, den ich am Nachmittage aufsuchte, um einige australische Tierarten kennenzulernen.

Ebenso wie der Eingeborene dieses Kontinents auf der Urstufe der Menschheit stehen geblieben ist und nach Körpergestalt, Habitus und Kultur ein in die Jetztzeit hineinragendes Relikt aus uralter Zeit darstellt — ebenso wie die Pflanzenwelt hier in Arten und Formen vorhanden ist, die wir sonst auf der ganzen Welt vergeblich suchen würden, also ist auch die Tierwelt — ich meine die bodenständige Tierwelt — hier in Arten und Rassen vertreten, die, von den Südseeinseln abgesehen, sonst nicht mehr angetroffen werden. Fossilien sind es aus dem Tierreiche, die auch die übrige Erde vor langer Zeit bewohnt haben mögen.

Ich habe schon früher das merkwürdige Kloakentier erwähnt. In Australien finden wir es in Gestalt des uns schon von Neu-Guinea her bekannten Ameisenigels und des — allerdings sehr seltenen — Schnabeltieres. Beuteltiere gibt es in beinahe hun-

dert Arten, als Raubtiere, Insektenfresser und Nager. An sonstigen Säugetiertypen finden wir, von den erst in neuester Zeit herübergekommenen Ratten und Kaninchen abgesehen, einen großen gelben Hund mit abstehenden Ohren, den Dingo, den Schrecken der Schafherden, den Räuber der Wüste. Die meisten dieser Tiere sind, ebenso wie der Emu, ein dem Kasuar nahe verwandter Vogel, weit in das Innere des Kontinents entflohen. Auch sie scheuen den Weißen und sein unheimliches Feuergewehr.

So kann denn der Reisende, der nur die großen Städte des Ostens und Südens besucht, diese Tiere nicht in der Wildnis sehen, sondern ist genötigt, ihre Bekanntschaft im zoologischen Garten zu machen.

Interessant waren mir außer dem schon erwähnten Dingo — der, abgesehen von seiner Größe, doch eine gewisse Ähnlichkeit mit den Eingeborenenhunden der Südsee aufweist, die verschiedenen Beuteltierarten.

Der tasmanische Beutelwolf, ein seltenes Tier, war hier zwar auch vertreten, aber der hohe Herr war nicht zu sprechen, er lag schlafend in seiner Behausung.

Als ich am Affenhause vorbeikam, sah ich in einem offenen Zwinger einen großen Orang-Utan. Das Tier hatte einen Strick in der Hand, den es diesem oder jenem aus dem Publikum zuwarf, um mit ihm seine Kräfte zu messen. Als der Affe nun meiner ansichtig wurde, warf er mir sofort mit heftiger Gebärde den Strick zu und forderte mich gewissermaßen zum Zweikampfe heraus. Er hatte sich den Strick mehrmals um den Hals geschlungen, und die Gesichtsverzerrungen und Körperbewegungen, die der Schmerbauch bei dieser Kraftleistung machte, lösten gewaltige Lachsalven aus. Natürlich war ich der Riesenkraft dieses Menschenaffen von Borneo nicht gewachsen. Ich mußte mich für besiegt erklären. Aber das Ungetüm ließ mir keine Ruhe. Immer wieder fing es ausgerechnet mit mir an und keinem andern.

Am anderen Morgen besuchte ich das National-Museum, das eine wertvolle Sammlung rein australischer Ethnologika aufwies.

Ich sah hier eine große Maske, die mich lebhaft an die Hareicha der Baininger erinnerte. Auch diese Maske wird bei den Zauberveranstaltungen, ähnlich wie die Hareicha, auf dem Kopfe getragen. Alles das sind Belege dafür, daß die Baininger und Uraustralier nahe verwandte Völker sind — und daß Neu-Guinea und die umliegenden Inseln ursprünglich von australoiden Völkern bewohnt gewesen sind, die sich dann später infolge von Rassenmischungen — hauptsächlich mit Zuwanderern aus dem südlichen Asien und Indonesien — körperlich und kulturell gewandelt haben.

Interessant war mir auch eine Gruppe von ausgestopften Schnabeltieren, die sehr anschaulich zum Ausdruck brachte, wie diese, nur ganz vereinzelt in Tasmanien und dem südlichen Australien lebenden „Vogelsäugetiere“ in ihren selbstgegrabenen Höhlen leben.

Weiter fuhr der „Friedrich der Große“ die versandete, von vereinzelt Busch durchzogene Küste entlang bis nach Adelaide, der Hauptstadt von Südastralien. Adelaide ist eine Gartenstadt, und zwar wird die eigentliche Geschäftsstadt durch einen breiten Park von der nördlicher und höher gelegenen Villenstadt getrennt. Um in die Stadt zu kommen, mußte ich von Port Adelaide aus wohl noch eine Stunde mit der Bahn fahren.

Auch hier suchte ich das ethnographische Museum auf, das wertvolle Sammlungen enthielt, die aber unübersichtlich aufgestellt und schlecht katalogisiert waren.

Immer noch umkreisten das Schiff die majestätischen Albatrosse — jene gewaltigen Sturmmöven mit schneeweißem Gefieder und schwarzen Flügeln. Der Albatros ist der dauerhafteste und schnellste Flieger, er ist hier in den australischen Gewässern zu Hause.

Nach kurzem Aufenthalt in Perth (Westaustralien) sagte ich Australien Lebewohl und fuhr unter Voll dampf auf Ceylon zu. Dort, im Hochlande von Candy habe ich noch prachtvolle Wochen verbracht — aber gesund wurde ich auch hier nicht.

Und wenn ich auch noch jahrelang unter den Folgen meiner Südseereise gelitten habe, so möchte ich sie doch nicht missen, denn sie war mir eine lichte Oase in der Wüste des Lebens.



Ferner sind erschienen:

Auf Großtierfang für Hagenbeck
Selbsterlebtes aus afrikanischer Wildnis von
Chr. Schulz

Mit etwa 60 Illustrationen nach
Originalaufnahmen

*

John Hagenbeck:
Fünfundzwanzig Jahre Ceylon
Erlebnisse und Abenteuer im Tropenparadies

Mit farbiger Deckelzeichnung
33 Bildtafeln und reichem Buchschmuck

*

John Hagenbeck:
Kreuz und quer durch die Indische Welt
Erlebnisse und Abenteuer
in Vorder- und Hinterindien, Sumatra, Java
und auf den Andamanen

Mit farbiger Deckelzeichnung, zwei Landkarten
52 Bildtafeln und reichem Buchschmuck

Bearbeitet und herausgegeben von

Victor Dittmann

*

Zwanzig Jahre an Indischen Fürstenhöfen
Indisches und Allzu-Indisches von
Otto Mayer

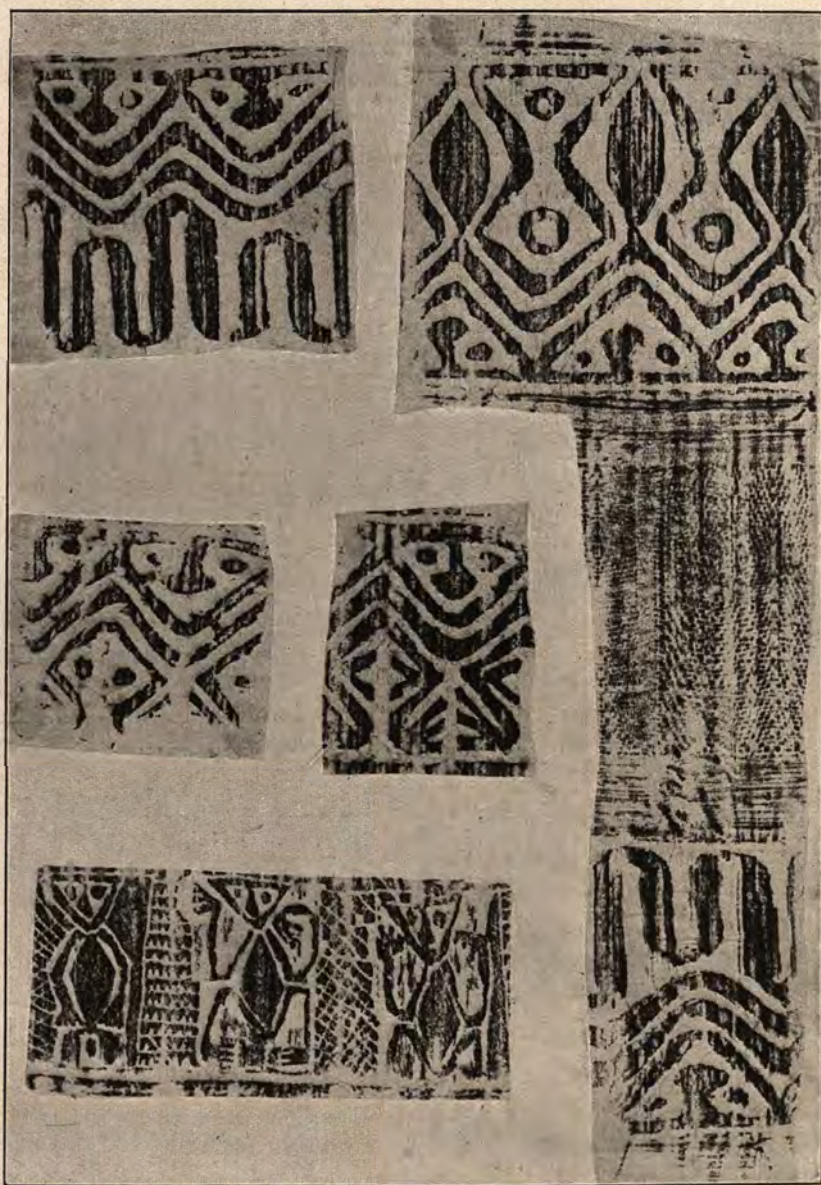
Herausgegeben und bearbeitet von

F. R. Nord

Mit farbiger Deckelzeichnung
31 Bildtafeln und reichem Buchschmuck

*

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom
Verlag Deutsche Buchwerkstätten
Dresden



Speerornamente

Es ist veranschaulicht, wie die deutlich herausgearbeitete Geisterfigur (unten links) im Laufe der Zeit immer undeutlicher wird — links in der Mitte sind die Füße noch zu erkennen, oben links und rechts sind nur noch Kopf und Augen zu erkennen.

Bougainville (Salomo-Inseln).



Reiseroute des Verfassers





23768